JAHRBUCH
DER
UNGARISCHEN GERMANISTIK
1996

Germanisztikai Intézet Könyvtára
KLTE DEBRECEN
2506 1178

JAHRBUCH
DER
UNGARISCHEN GERMANISTIK

1996

Herausgegeben von

Antal Mádl

Wolfgang Schmitt

R II 5/53 30 194/2001

ELTE BTK Germanisztikai Intézet KÖNYVTÁR

Budapest · Gesellschaft Ungarischer Germanisten
Bonn · Deutscher Akademischer Austauschdienst

Verantwortliche Redakteure: András Balogh (Literaturwissenschaft)
Rita Brdar-Szabó (Sprachwissenschaft)
Gunther Dietz
Anne Stalfort
Anna Zalán-Szablyár (DaF)

Redaktionsbeirat:

Magda Bartha (Budapest)
Árpád Bernáth (Szeged)
Elisabeth Knipf-Komlósi (Budapest)
Kálmán Kovács (Debrecen)
Horst Lambrecht (Pécs/Veszprém)

Wissenschaftlicher Beirat:

Péter Bassola (Szeged)
Károly Csúri (Szeged)
Rolf Ehnert (Bielefeld)
Hans-Werner Gottschalk (Springe a.D.)
Siegfried Grosse (Bochum)
Gerhard Helbig (Leipzig)
Regina Hessky (Budapest)
András Kertész (Debrecen)
Ferenc Kiefer (Budapest)
Tamás Lichtmann (Debrecen)
Helmut Kreuzer (Siegen)
Hans Jürgen Krumm (Wien)
Károly Manherz (Budapest)
Károly Mollay
Gerhard Neuner (Kassel)
Oskar Reichmann (Heidelberg)
Hartmut Steinecke (Paderborn)
Zoltán Szendi (Pécs)
László Tarnói (Budapest)
Horst Turk (Göttingen)
András Vizkelety (Budapest)
Hans-Georg Werner
Katalin Wild (Pécs)

Anschrift der Redaktion:

ELTE
Germanisztikai Intézet
Ajtósi-Dürer sor 19-21.
H-1146 Budapest

Manuskripte sind an die Redaktion zu richten. In bezug auf die Gestaltung der Manuskripte wird gebeten, das **Merkblatt** des Jahrbuchs anzufordern.
Rezensionsexemplare werden ebenfalls an die Adresse der Redaktion erbeten.

Alle Rechte des Nachdrucks vorbehalten.
©Redaktion und die einzelnen Verfasser
Gesamtherstellung: SCIU GmbH

ISSN 1217-0216

Das Jahrbuch erscheint mit Unterstützung des DAAD.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort 9

Literaturwissenschaft

FERENC SZÁSZ (BUDAPEST)
Der entdämonisierte Künstler und sein entteufelter Teufel. Eine Interpretation von Günter Grass' Roman „Ein weites Feld" 13

IMRE KURDI (BUDAPEST)
Gemeinplätze zu einer Schüsselfigur. Heiner Müller (1929-1995) 33

GÁBOR KEREKES (BUDAPEST)
Robert Musil und Ungarn 43

LÁSZLÓ ILLÉS (BUDAPEST)
Georg Lukács' Verteidigungsrede 55

Sprachwissenschaft

PETER CANISIUS (PÉCS)
„Er hatte keine Zeit — Tom nem ért rá." Probleme der Übersetzung erlebter Rede vom Deutschen ins Ungarische 67

MARTINA MANGASSER-WAHL (SAARBRÜCKEN)
Eine Chronologie der Entstehung und Entwicklung der Prototypentheorie 83

LÁSZLÓ MOLNÁRFI (BUDAPEST)
Der strukturelle Dativ — zur syntaktischen Begründung des Dativpassivs im Deutschen 101

PÁL UZONYI (BUDAPEST)
Wieder einmal zur Kompatibilität von Dependenz und Konstituenz 119

Deutsch als Fremdsprache

ILONA FELD-KNAPP (BUDAPEST)
Literaturdidaktische Modelle für den Deutschunterricht 141

Werkstatt

GUNDULA-ULRIKE FLEISCHER (KLAUSENBURG)
Übersetzungtheorien und -praxis im 16.-19. Jahrhundert (Ein entwicklungsgeschichtlicher Abriß) 159

JUDIT HETYEI (PÉCS)
Die Faust-Geschichten 173

László V. Szabó (Veszprém)
Von Mythos zu Ironie und Humor in Thomas Manns „Tristan“ 181

Uta Gent (Veszprém)
Tempusgebrauch und Tempusperspektive der Verben in ausgewählten Märchentexten verschiedener Entstehungszeiten 193

László Czigány (Budapest)
Sprachliche Manipulation in der Werbung 209

Bertalan Iker (Budapest)
Zur Passivbildung verbaler Idiome 223

Rezensionen

Karlheinz F. Auckenthaler: Lauter Einzelfälle (Márta Horváth) 239

Lesli Bodi: Weltbürger — Textwelten (Hedvig Újvári) 241

Moritz Csáky: Ideologie der Operette (Gábor Kerekes) 244

Jörg Fröhlig: Wende-Literatur (Antal Mádl) 246

Volker Klotz: Radikaldramatik (Imre Kurdi) 249

Jürgen H. Petersen: Erzählsysteme (Gabriella Rácz) 252

Rainer Maria Rilke – Anton Kippenberg: Briefwechsel (Ferenc Szász) 255

Nina Berend: Sprachinselforschung (Katalin Takács-Orosz) 259

Heidrun Popp (Hrsg.): Deutsch als Fremdsprache. An den Quellen eines Faches. Festschrift für Gerhard Helbig zum 65. Geburtstag (Petra Szatmári) ... 263

Vilmos Ágel – Rita Brdar-Szabó (Hrsg.): Grammatik und deutsche Grammatiken (Christa Dürscheid) 265

Neubearbeitungen des Deutschen Wörterbuchs von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm. (Ottó Korencsy) 269

Tibor Kiss: Infinitive Komplementation. Neue Studien zum deutschen Verbum infinitum (Mario Brdar) 271

Peter Lutzeier: Lexikologie. Ein Arbeitsbuch (Elisabeth Knipf-Komlósi) 272

Peter Canisius – Elisabeth Knipf: Textgrammatik: Ein Einführungskurs. Ein Lehr- und Arbeitsbuch für Anfänger (Magdolna Bartha) 276

Uzonyi Pál: Rendszeres német nyelvtan [Systematische deutsche Grammatik] (Attila Péteri) 277

Bücherschau

Henrike F. Alfes: Literatur und Gefühle (Tünde Klesics) 283

Horst Schuller Anger: Kontakt und Wirkung (Anke Wolter) 284

Árpád Bernáth: Geschichte und Melancholie (Frank Finlay) 286

Hans-Gerd Koch: Als Kafka mir entgegenkam (László Klemm) 287

Rüdiger Krohn – Wulf-Otto Dreeßen (Hrsg.): „Da hoeret ouch geloube zuo.“ Überlieferungs- und Echtheitsfragen zum Minnesang (Tünde Radek) 288

Halina Ludorowska: Christa Wolf (Antal Mádl) 290

Donald A. Prater: Thomas Mann. Deutscher und Weltbürger (Katalin Folly) ... 291

Publikationen über südosteuropäische Regionalliteraturen (András Balogh) 292

Joseph P. Strelka (Hrsg.): Für all, was Menschen je erfahren, ein Bild, ein Wort und auch das Ziel ... Beiträge zu Grillparzers Werk (Judit Domány) 297

Berichte, Informationen

Bericht über die Tagung der Gesellschaft der Ungarischen Germanisten (Árpád Bernáth) 301

Satzung der GUG 303

150 Jahre Erste Germanistenversammlung in Frankfurt am Main 1846-1996 (Kálmán Kovács) 309

Deutsch und Auslandsgermanistik in Mitteleuropa (Csaba Földes) 312

Deutsch und Auslandsgermanistik in Mitteleuropa. Geschichte — Stand — Ausblicke. Abschlußerklärung der Konferenz in Warschau 314

Berichte der Institute 1996 316

Nachruf auf Hans-Georg Werner 335

Bibliographie 1995 341

Die Autoren des Bandes 358

Vorwort

Zum dritten Mal erscheint das *Jahrbuch der Ungarischen Germanistik* in neuer Form und paßt sich somit auch in seinem Äußeren der von dem DAAD geförderten Reihe *Germanistik* an. Förderer und Herausgeber glauben gemeinsam, somit in der Ausstattung das am Ort — gegenwärtig mit Berücksichtigung der uns allen verpflichtenden Sparmaßnahmen — Mögliche erreicht zu haben. Über den Inhalt hat der Benutzer zu entscheiden und seine Meinung zu bilden. Das Ziel der Herausgeber und Redakteure ist nach wie vor bei einem Querschnitt durch das Fach Germanistik in Ungarn auch den Nachwuchskräften größeren Raum einzuräumen, sie in ihrer fachlichen Entwicklung zu fördern.

Einige geringfügige Veränderungen wird der Benutzer vorfinden: So sind wir bestrebt neben Rezensionen größeren Umfangs auch kürzere Buchbesprechungen zu bringen, um auf diese Weise die Palette etwas erweitern zu können. Auch sollen Informationen und Berichte über Konferenzen verschiedener Art im In- und Ausland von nun an getrennt angezeigt werden. Der bibliographische Teil wird in Zukunft nicht durchnumeriert und auch die einzelnen Teilgebiete nicht voneinander getrennt. Der Grund dafür ist ein zweifacher: Wir wollen möglichst alle Angaben, die uns bis zum Redaktionsschluß erreichen, den Lesern umgehend vermitteln, andererseits vermeiden, daß Herausgeber und Redakteure bei zahlreichen Publikationen, die in der Auslandsgermanistik notwendigerweise die einzelnen Teilgebiete überschreiten, beziehungsweise miteinander verbinden, ein vielleicht unbegründetes Urteil fällen.

Auch in diesem Jahr haben wir von personellen Veränderungen zu berichten. So ist Viktor Nyomárkay aus der Redaktion ausgeschieden und war nicht mehr an der Erstellung dieses Bandes beteiligt. Bedauerlicherweise wird auch Frau Rita Brdar-Szabó mit der Fertigstellung dieser Ausgabe zukünftig ihre Arbeitskraft nicht mehr dem *Jahrbuch* zur Verfügung stellen. Als verantwortliche Redakteurin für den Teil Sprachwissenschaft hat sie wesentlich dazu beigetragen, daß dieser sich der Bedeutung seines Fachbereichs entsprechend auch im *Jahrbuch* präsentiert, und hat damit die engagierte Arbeit von Frau Magdolna Bartha in dieser Hinsicht fortgesetzt. Für ihre fachkompetente und sehr zuverlässige Arbeit, die von einem besonders kollegialen Stil geprägt war, gebührt ihr Dank und Anerkennung. Ebenfalls herzlich bedanken möchten wir uns bei Herrn Peter Canisius für die fachliche und sprachliche Lektorierung einiger Beiträge.

Die Herausgeber

LITERATURWISSENSCHAFT

Ferenc Szász (Budapest)

Der entdämonisierte Künstler und sein entteufelter Teufel

Eine Interpretation von Günter Grass' Roman *Ein weites Feld*

„Die Literatur lebt vom Mythos. Sie schafft und zerstört Mythen", sagte Günter Grass im Juni 1981 bei einem Schriftstellertreffen in Finnland.[1] Sowohl unsere historische Epoche (die Einigung der zwei deutschen Staaten im Oktober 1990 und der weltweite Untergang des sozialistischen Gesellschafts- und Wirtschaftssystems), als auch Grass' Lebensalter (Mitte des siebenten Lebensjahrzehntes) und seine repräsentative Rolle in der gegenwärtigen Weltliteratur machen verständlich, ja vielleicht auch erforderlich, daß er sich in einem groß angelegten Roman mit den Fragen seiner Nation und seiner Zeit auseinandersetzt. Das tut er in seinem im August 1995 erschienenen Buch *Ein weites Feld,*[2] das im Wesentlichen auch seine publizistischen Äußerungen zum Thema mit den Mitteln des fiktionalen Kunstwerkes zusammenfaßt. Es ist selbstverständlich, daß er bei diesem Verfahren zu dem Identifikationsmythos des Deutschtums, zu dem **Faust**-Mythos greift, diesen Mythos zerstört und neu interpretiert.

Ein Wesenszug des Faust-Mythos ist der Dualismus des Guten und des Bösen, zwischen denen das sich nach Taten sehnende Individuum, verkörpert in der Gestalt von Faust, hin und her gerissen wird. Faust leidet an einer seelischen Zerrissenheit, steht aber ständig vor Entscheidungen. Dieses Gespaltensein hält auch Grass für einen bestimmenden Zug der Deutschen. In seinem am 18. November 1992 in den Münchner Kammerspielen unter dem Titel *Rede vom Verlust* gehaltenen Vortrag sagte er folgendes:

> Wir Deutschen sind nun mal schicksalhaft vielfach gebrochen. Mit Brüchen und Spaltungen zu leben, sind wir geübt. Zerstückelt zu sein, war für uns — spätestens seit dem Dreißigjährigen Krieg — der Normalzustand. Und Ostelbien hat es, vom Rhein aus gesehen, schon immer gegeben. Das Bruchstückhafte, Zwiespältige, das sozusagen Hamlethafte gehört zu uns, weshalb wir auch ohne Unterlaß nach Einheit streben, zumeist vergeblich oder um einen zu hohen Preis. Demnach hieße deutsch sein, gespalten sein, in jeder Seins- und Bewußtseinslage.[3]

Diesen Gedanken läßt er auf dem ersten Höhepunkt seines Romans, bei der Hochzeit Martha Wuttkes, durch den Priester Bruno Matull zweimal in zwei Formulierungen aussprechen: „[...] wir sind uns ja alle fremd geworden,

leider, bis in die Familien hinein." (S. 287) „Noch fehlt der Wille, einander hinzunehmen, wie wir geworden sind." (S. 295) Ein drittes Mal stellt das der Erzähler fest: „Um den Tisch saßen wir fremd." (S. 311)

Im dreiundzwanzigsten Kapitel, in dem die deutsche Einheit ausgerufen wird, setzen sich Fonty und seine Enkeltochter über die Nation auseinander. Da sagt der Großvater, der den Begriff Nation als „bloße Chimäre" abtut, folgendes: „Aber die Deutschen — wenn sich irgendwas auftut — zerfallen immer wieder in zwei Teile."(S. 460)

In seinem neu formulierten Faust-Mythos greift Grass auf Thomas Manns *Doktor Faustus* zurück, der die großartigste Darstellung dieses Stoffes im 20. Jahrhundert ist, und auch im historischen Prozeß ein Verbindungsglied zwischen dem 19. Jahrhundert und der Gegenwart darstellt. Auf der ersten Stufe der Deutung[4] kann man folgende Gemeinsamkeiten wahrnehmen, die einerseits keine Nachamungen sind, sondern eher einen Dialogcharakter haben, andererseits für die Gesamtheit des Werkes von verschiedener Bedeutung sind:

- Wie bei Thomas Mann, ist auch Grass' Held Theo Wuttke, genannt Fonty, ein Künstler;
- die „zwei Seelen in einer Brust" des Goetheschen Faust werden auch bei Grass wie bei Thomas Mann (Andrian Leverkühn und Serenus Zeitblom[5]) in zwei körperlich getrennten Gestalten, in Fonty und in seinem „Tagundnachtschatten", dem Geheimpolizisten Ludwig Hoftaller zur Anschaulichkeit gebracht;
- die Montage-Technik, die Thomas Mann für „zur Konzeption, zur ‚Idee' des Buches"[6] gehörig hielt, ist auch im Roman *Ein weites Feld* wesentlicher Bestandteil der Konzeption;
- wie Thomas Mann die „Tragödie Leverkühns mit derjenigen Nietzsches" verflicht, so verdoppelt Grass das Leben seines Helden dadurch, daß sich Theo Wuttke, ein Ururenkel Theodor Fontanes, soweit mit seinem „unsterblichen" Urgroßvater identifiziert, daß die beiden Lebensläufe nicht mehr voneinander zu trennen sind, jedoch wird in den jeweiligen Romanen weder Nietzsches noch Fontanes Name genannt,[7] dadurch entsteht die beständige Mehrdeutigkeit des Textes.

Das sind die Gemeinsamkeiten, die Abweichungen müssen einzeln untersucht werden.

Theo Wuttkes Künstlertum

Der Hauptheld wird in dem Roman weder Künstler, noch Schriftsteller, geschweige denn Dichter genannt. Er hat sein ganzes, vom Erzähler dargestelltes Leben lang einen bürgerlichen Beruf: Während des Zweiten Weltkrieges ist er Kriegsberichterstatter, nach 1945 zuerst kurze Zeit Junglehrer, dann Jahrzehnte lang Kulturbundvortragender, d.h. als reisender Kader hält er überall in der Republik (verstehe DDR) Vorträge zur Literatur, in erster

Linie über den „Unsterblichen", wie Fontane immer nur umgeschrieben wird. 1977, nachdem er sich über Wolf Biermann positiv geäußert hat, wird er Aktenbote in dem Haus der Ministerien in Berlin. Schon in der Handlungszeit des Romans, nach der Einigung der zwei deutschen Staaten, bekommt er als freier Mitarbeiter Zimmer und Aufgabe bei der Abteilung für Öffentlichkeitsarbeit der Treuhand, wird aber Ende Juni 1991 für den Außendienst vorgesehen. Das ist dem Anschein nach ein bürgerliches, unkünstlerisches Leben; aber nicht nur Wuttkes Identifikation mit Fontane, dem Gegenstand seiner Schriften und Vorträge, sondern auch manche anderen Umstände weisen darauf hin, daß er sich selbst und auch seine Umgebung ihn für einen Schriftsteller hält. Am eindeutigsten zeigt sich diese Auffassung Fontys auf dem zweiten Höhepunkt des Romans: Wuttke und Hoftaller machen mit dem Trabi des letzteren einen Ausflug nach Neuruppin, in die brandenburgische Garnisonstadt, in der sowohl Fontane als auch Wuttke am selben Tag des Jahres (am 30. Dezember), nur mit genau hundert Jahren zeitlichen Abstand (1819, 1919) geboren worden sind. Hoftaller zwingt durch Drohungen den einundsiebzigjährigen alten Herrn, das Denkmal, das „den Schriftsteller als rastenden Wanderer, in Bronze sitzend, auf einer steingehauenen Bank" (S. 581) darstellt, zu besteigen und auf der Bank in derselben Positur Platz zu nehmen. Der gedemütigte Wuttke nimmt sich zusammen und donnert vom Denkmal herab eine „Catilinarische" Rede, in der er Fontane zitierend wieder mit dem großen Schriftsteller verschmilzt und im allgemeinen über die Lage der Schiftsteller sprechend feststellt: „Die für ‚Freiheit' arbeiten, stehen in Unfreiheit und sind oft trauriger dran als mittelalterliche Hörige" (S.597) Im vorletzten, sechsunddreißigsten Kapitel des Romans hält Theo Wuttke einen Vortrag in der Kulturbrauerei auf dem Berliner Prenzlauerberg über seine Kinderjahre. Darin läßt er wieder alle Helden Fontanes vorbeiziehen, bringt sie in den Kabinen des Paternosters der Treuhand, in der zur gleichen Zeit ein Fest veranstaltet wird, paarweise zusammen und verbindet diese Szene mit der Heraufbeschwörung von Brandfällen in Fontanes Romanen. Auf diesem Punkt ruft Hoftaller die Nachricht in den Saal, „Die Treuhand brennt." (S. 757) Wuttke begreift die Aufregung nicht und sagt: „Sind wohl alle übergeschnappt. Ist doch Fiktion alles und nur in einem höheren Sinn wirklich." (S.758) Dieser Satz zeigt eindeutig, daß er seine Werke als Kunstwerke versteht, die fiktional und nur in einem höheren Sinn wahr sind.

Wenn Günter Grass den Helden seines Romans für einen Künstler hält, ergibt sich die Frage, warum er ihn so „bürgerlich" darstellt. Diese Frage kann man aus der Episode beantworten, in der Fonty, seine französische Enkeltochter und Hoftaller auf dem Weg nach Potsdam das Grab Heinrich von Kleists besuchen. In dem Erzählertext steht folgendes: „Und Fonty fügte sich, wenn auch ein wenig verstimmt, dem Wunsch seiner Enkeltochter. Kleist kam ihm genialisch verstiegen vor. Kleist war ihm nicht geheuer. Heinrich von Kleist, das war der andere Preuße. Wie häufig bei Unsterblichen: bei allem

Respekt, man blieb sich fremd." (S.725) Diese Fremdheit erklärt Fonty zwei Seiten später auf folgende Weise:

> Sehe das heute anders. Was krank war, war die Zeit, in der er lebte. Er war ein Preuße der besseren Sorte, ein Marwitz-Preuße, also ein ungehorsamer, einer, den man nach kurzem Prozeß, wie Witzleben, in Plötzensee gehenkt hätte. Von ihm wäre zu lernen gewesen, den Befehl zu verweigern, das strikte Nein, den Aufschrei zu wagen, sogar den Tyrannenmord — aber den geglückten. Muß zugeben: Ist nicht leicht, Haß auf ästhetisch hohem Niveau. Er konnte das. Hingegen zählt zu meinen kleinen Tugenden die, den Menschen nicht ändern zu wollen. (S. 727)

Diese Worte Fontys zeigen einerseits den Zwiespalt, der einen Deutschen von dem anderen trennt, andererseits verraten sie den bestimmendsten Charakterzug dieses Romanhelden, er ist nicht der Künstler, der die Welt verändern will. Er entbehrt jedes messianischen Zugs. Er ist nicht der Schwärmer, sondern der Realist, er weiß, daß die Zeit daran Schuld hat, wenn die Ungehorsamkeit eine Tugend ist. Er ist der „unkünstlerische", der entdämonisierte Künstler, der nicht heldenhafte Held. Seine Enkelin sagt das im Zusammenhang mit Wuttkes illegalen Radiolesungen in der Umgebung von Lyon in Jahre 1944 aus: „[...] denn nicht als Held, wohl aber als nützlich hat er sich bewiesen". (S. 464) Grass knüpft hier an Brecht an, der seinen Galilei sagen läßt: „Unglücklich das Land, das Helden nötig hat."[8]

Die gespaltene Seele in gespaltenen Gestalten

Was Zeitblom und Leverkühn also "zu verbergen haben", ist "das Geheimnis ihrer Identität" (ThMGW, XI, 204) oder, eigentlicher, der Zugehörigkeit zu einer sie beide umfassenden Autoren-Identität schreibt Terence James Reed[9] über die Spaltung in Thomas Manns Doktor Faustus. Die Helden des Romans *Ein weites Feld* haben ein ganz anderes Verhältnis sowohl zueinander als auch zum Autor Günter Grass. Hoftaller ist nicht einmal seine Erfindung, und auch Wuttke hat nur soviel mit seinem geistigen Erzeuger gemeinsam, daß er dessen Meinungen über Deutschland, die deutsche Nation, politische Einheit und Kapitalismus ausspricht. Der Autor Grass steht in seiner Weltsicht und in seinem Verhalten viel näher zu jenen „ungehorsamen Preußen", deren Prototyp Wuttke in Heinrich von Kleist verkörpert sah, er unterscheidet sich von denen nur darin, daß er nicht den heroischen Kampf des einzelnen Individuums als Lösungsmöglichkeit betrachtet, sondern auf die gesellschaftliche Bestimmtheit der Menschen hinweist und eine grundsätzliche Veränderung der Gesellschaft fordert.

Fontys Tagundnachtschatten Hoftaller ist kein teilnehmender aber außenstehender Beobachter wie Zeitblom neben Adrian Leverkühn, sondern er nimmt Züge des Teufels im Faust-Mythos an, er ist der Verführer, der seinem „Objekt" über die Gefahren hinweghilft, ihm ein erschütterungsloses Leben

ermöglicht, aber dafür verschiedene Gegenleistungen verlangt und ihn in seiner Macht hält:

> Der uniformierte Fonty war als Kriegsberichterstatter tätig, ohne sich dabei besonders in Gefahr begeben zu müssen. [...] Tallhover [Hoftaller] hatte ihm diesen, wie man damals sagte, Druckposten verschafft. Eine Gefälligkeit, die allerdings mit der Aufgabe verbunden war, sich in Offizierskreisen kundig zu machen, die Stimmung der Truppe zu erfragen und weinselige Kasinoabende auf Nebentöne abzuhören. (S. 70)

Ein neuer Zug dieses Faustmythos ist, daß dieser Teufel keine Vertragszene braucht, sein Opfer oder wie diese Opfer im Roman immer genannt werden, sein „Objekt", nimmt dieses Verhältnis als im voraus gegebenes an. Fonty, bzw. sein Ururgroßvater, der „Unsterbliche" arbeiten bereits seit der Vormärzzeit mehr als hundertfünfzig Jahre mit ihm zusammen. Erst nach der Währungsunion der zwei deutschen Staaten, im Juli 1990 macht Fonty den ersten Versuch zu entfliehen, aber Hoftaller bringt ihn mit einem milden Zwang zurück. Dieser Teufel mißbraucht ein einziges Mal seine Machtposition, in jener bereits erwähnten Szene, in der er seinen „Kumpan" (eine von Fonty für Hoftaller mehrmals verwendete Bezeichnung) neben die sitzende Figur des Unsterblichen auf das Denkmal steigen läßt. In seiner *vom Denkmal herabgesprochenen* (Überschrift des neunundzwanzigsten Kapitels) Rede klagt Fonty den Geheimpolizisten an, daß er und die Seinesgleichen die Schriftsteller ausgebeutet und „das sozialistische Vaterland" in „eine geschlossene Anstalt" verwandelt hätten (S. 598), aber zur gleichen Zeit bezeugt er die Unmündigkeit seiner eigenen Zunft, nämlich der der Schriftsteller: „Was wären wir ohne Zensur, ohne Aufsicht? Sie, mein auffällig unauffälliger Herr, sind schlechterdings unser gutes Gewissen!" (S. 596) In diesem Deutschland, das Fonty und Hoftaller erzeugt hat, sind die Menschen so „schicksalhaft gebrochen", daß das Mißtrauen über alles herrscht: „Selbst der ausfsässigsten Feder darf unterstellt werden, sie habe sich der Hofschreiberei verdingt. Dem mutigsten Appell liest man bestellten Protest ab. Und trat gelegentlich die Wahrheit auf, gilt ihr Auftritt heutzutage als ‚zuvor genehmigt'." (S. 598)

Verführter und Verführer, Faust und Mephistopheles sind eins geworden. Der Pakt ist nicht das Ergebnis einer freien Entscheidung, sondern ein Dauerzustand. Dieser Teufel verspricht auch keine großen Werke. Was er für die Aufopferung der Seele und der Freiheit als Gegenleistung bietet, ist das laue, alltägliche Leben. Er selbst ist ebenfalls ein Spießbürger, ein Teufel ohne Teuflisches, ein entteufelter Teufel, der sich, als Fonty nach dem zweiten mißglückten Fluchtversuch sich wieder in die Krankheit flüchtet und auch seine Frau und Tochter krank werden, die Küchenschürze umbindet und einen Monat lang die kranke Familie pflegt. Während dieser Krankenpflege beginnt er selbst zu zweifeln, denn die Verhältnisse in Deutschland waren und sind so zerrüttet, daß die Politik selbst die vom Sicherheitsdienst empfohlenen Maßnahmen umstoßt und sich auf zwiespältige Spiele einläßt. „Doch im Rückblick

verlieren meine dienstlichen Tätigkeiten zunehmend ihren Sinn, falls sie jemals sinnvoll gewesen sind ...“ (S. 705) stellt Hoftaller am Krankenbett Fontys resigniert fest. Doch im Gegensatz zu Tallhover begeht Hoftaller keinen Selbstmord. Den Roman durchzieht leitmotivisch das Bild des Haubentauchers. Im achten Kapitel, kurz vor Wuttkes erstem Fluchtversuch, beschreibt der Erzähler oder die Erzählerin eine Szene, in der der Hauptheld im Berliner Tiergartenpark diesem Wasservogel zuschaut: „Nicht mehr Theo Wuttke, Fonty sah dem Haubentaucher zu. Wie plötzlich er weg war. Wie jedesmal überraschend er anderswo als vermutet auftauchte. Und wie des Tauchers Häubchenfrisur bei all den Unterwasserübungen keinen Schaden nahm: Hübsch und elegant gestylt, bot sie ein besonderes Profil.“ (S. 162-163) Am Ende des Romans tauchen sowohl Fonty als auch Hoftaller unter. Nach dem von Fonty hellseherisch prophezeiten Brand in der Treuhand empfiehlt der enttäuschte Geheimpolizist selbst seinem „Objekt“: „Denn das müssen Sie: irgendwo untertauchen ...“ (S. 760) Die dritte Flucht gelingt, Fonty fährt mit seiner Enkeltochter nach Frankreich. Hoftaller sagt bei seinem letzten Besuch im Fontane-Archiv: „Ihm stehe eine längere Reise bevor.“ (S. 771) Und nachdem er kurz zuvor Spanisch zu lernen begonnen hat, ist anzunehmen, daß er nach Südamerika fährt, wo er sich in gewissen totalitären Staaten noch nützlich machen kann.

Die Montage-Technik

Wie im *Doktor Faustus* gehört die Montage-Technik auch in dem Roman *Ein weites Feld* zur Konzeption des Werkes. Während aber bei Thomas Mann das Ziel der Montage war, einerseits den Beichtecharakter des Romans zu verhüllen, andererseits ein breites gesellschaftliches Panorama zu entwerfen, hebt Grass durch die Montage die Zeit auf. Der Hauptheld Theo Wuttke hat zwar eine eigene, vom Autor erfundene Biographie, aber er identifiziert sich so weitgehend mit Theodor Fontane, daß nicht nur der Leser, sondern auch die Gestalten und der Erzähler des Romans in ihm immer wieder den Dichter des 19. Jahrhunderts sehen. Diese Verschmelzung beginnt gleich in dem ersten Absatz: „Wir vom Archiv nannten ihn Fonty; nein, viele, die ihm über den Weg liefen, sagten: ‚Na, Fonty, wieder mal Post von Friedlaender? Und wie geht's dem Fäulein Tochter? Überall wird von Metes Hochzeit gemunkelt, nicht nur auf dem Prenzlberg. Ist da was dran, Fonty?'“ (S. 9) „Mete“ war die Tochter Fontanes, Wuttkes Tochter hieß Martha, und wer der gewisse Friedländer ist, erfahren wir erst auf der Seite 183, eben aus dem Mund von Fontys Tochter:

> Und hier, da bittet er Mama, seinen ‚Brieffreund Friedlaender', genau, diesen Juden von damals, der irgendwas, glaub, Richter im Riesengebirge gewesen ist und den es natürlich nicht mehr gibt, von seiner Abreise zu benachrichtigen. Genau! Er meint im Prinzip diesen Professor aus Jena, Freundlich heißt er und ist natürlich auch ein Jude.

Durch diese Verschmelzung entsteht eine Biographie, die hundertzweiundsiebzig Jahre umfaßt und von 1819 bis 1991 dauert. Sinn und Berechtigung gibt diesem Verfahren jene Überzeugung, die der Erzähler bei der Beschreibung der Szene, in der Fonty auf das Denkmal steigt, folgendermaßen formuliert: „Fonty war der Meinung, es habe sich hierzulande — er sagte ‚im Prinzip' — nichts geändert.“ (S. 596)

Wie Grass in seiner bereits zitierten *Rede vom Verlust* das Zerstückeltsein der Deutschen mindestens bis in die Zeit des Dreißigjährigen Krieges zurückführt, so stellt er in seinem Roman den historischen Hintergrund der Gegenwart vor. Grass ist der Meinung, und das sprach er in zahlreichen Reden der letzten Jahre aus, daß die Einigung Deutschlands nicht nach den Regeln der Demokratie, sondern durch die Macht der wirtschaftlich Stärkeren vollzogen wurde, und keinen demokratischen und sozialen Staat (mit einem Lastenausgleich)[10] hervorbrachte, sondern den Sieg des Kapitalismus. In dem Roman bemerkt der fiktive Erzähler nur nebenbei: „Und schon bald nach dem Anschluß, der Beitritt genannt wurde, kam [...]“[S. 457] In einem seiner Briefe an den „evaluierten Jenenser“ Professor Freundlich schreibt Fonty über Fontanes Situation in der Märzrevolution 1848:

> Nun, er war wohl mehr ein Revoluzzer, der neugierig bis faszniert zuguckte, hier die freiheitstrunkene Barrikadenherrlichkeit, dort die in der Apotheke nach Lebertran anstehenden Hausfrauen im Auge hatte, wobei der Lebertran eigentlich für die skrofulösen Kinder bestimmt war, doch zumeist als Lampenöl benutzt wurde. Das hat den fünfzig Jahre später Berichtenden zu dem Ausruf hingerissen: ‚Freiheit konnte sein, Lebertran mußte sein!' Natürlich siegte der Lebertran. (S. 563)

Nach diesem historischen Rückblick kommt Fonty über die Gegenwart zu sprechen: „Und ist es, mein lieber Freundlich, vor wenig mehr als einem Jahr, als wir den realen Sozialismus gegen den gleichfalls realen Kapitalismus tauschten, nicht genauso banal zugegangen? Nur daß anstelle von Lebertran diesmal die westliche Banane im Angebot war.“ [ebenda] Nach einem kurzen, wieder historischen Hinweis auf den Aufstand am 17. Juni 1953 zieht er die Folgerung: „Ob Lebertran oder Bananen käuflich sind, die Freiheit kommt bei solchem Handel allemal zu kurz.“ Aus dieser Verallgemeinerung wird eine Zukunftsperspektive entworfen:

> Stimmt, lieber Freundlich. Höre und akzeptiere Ihren Einwand. 48 und 53, im März und Juni gab es Tote; diesmal ging es unblutig zu. ‚Sanfte Revolution' war das Wort. Aber nur deshalb floß kein Blut, weil die Arbeiter- und Bauern-Macht nicht mehr Staat sein wollte, vielmehr beschloß, in dem anderen aufzugehen, auf daß wir nun dem vergrößerten Weststaat — dank unserer Mitgift, dem Knacks in der Biographie — zur Last fallen werden, bis der an sich gescheiterte Kommunismus seinen Zwillingsbruder den jetzt noch vital auftrumpfenden Kapitalismus, gleichfalls in die Grube gezogen haben wird. (S. 563-564)

Hier, wie an manchen anderen Stellen ist Fonty Sprechrohr des Autors Günter Grass. In seiner *Rede vom Verlust* sagt er dasselbe und spricht noch dazu offen den Grund seiner Enttäuschung aus:

> Und weil sich angesichts der zerfallenden Sowjetunion das westliche Lager, mithin der Kapitalismus, als Sieger über den Kommunismus ausgab, schlugen wir uns gesamtdeutsch und wie geübt auf die Siegerseite, entschlossen, klare Verhältnisse zu schaffen: Keinen dritten Weg oder gar demokratischen Sozialismus durfte es mehr geben. Verzicht auf Utopie wurde wie eine Wurmkur verschrieben. (S. 34)

Die Utopie des dritten Weges, des demokratischen Sozialismus, der sozialen Marktwirtschaft, des sozialen Staates, den die Sozialdemokratische Partei Deutschlands, deren Mitglied Grass bis 1992 gewesen ist, Ende der sechziger Jahre verkündet hatte, ist für den Autor des Romans *Ein weites Feld* bis heute eine Idee, der er treu bleibt und die er weiterhin verkündet. Hatte aber die Dichtung in gewissen Zeiten nicht die Aufgabe, und hat sie sie nicht immer noch, gewissen schönen Idealen, deren Verwirklichung sie in der Gegenwart nicht wahrzunehmen vermag, doch treu zu bleiben? Hat Rilke in seiner Ode *An Hölderlin* nicht eben diese Unbeirrtheit des großen Dichters als höchste Tugend gepriesen: „Ach, was die Höchsten begehren, du legtest es wunschlos Baustein auf Baustein: es stand. Doch selber sein Umsturz irrte dich nicht."

Grass scheint mit dieser Auffassung im heutigen Deutschland nicht ganz allein zu sein. Marion Gräfin Dönhoff gab im Februar 1996 anläßlich des fünfzigjähringen Jubiläums der Hamburger Wochenschrift *Die Zeit* ein langes Interview, in dem sie unter anderem sagte:

> [Frage] Sie sind mit den zwei Gesellschaftssystemen aufgewachsen, die nebeneiander standen, mit Kapitalismus und Kommunismus. Jetzt scheint der eine den anderen besiegt zu haben. Glauben Sie denn, daß das so bleiben wird?
>
> Dönhoff: Nein, ich habe gleich 1989 einen Artikel gechrieben: Denkt nicht, daß dies der Sieg des Kapitalismus ist, nur weil der Kommunismus zusammengebrochen ist. Und: wenn ihr so weitermacht, brecht ihr in zehn Jahren so zusammen wie der Kommunismus. Was dann kommt? Ich bin kein Prophet.[11]

„Das Bruchstückhafte, Zwiespältige" der deutschen „Bewußtseinslage" wird von Grass auch im Sprachgebrauch gezeigt. Die Erzählerworte „Beitritt" und „Anschluß" wurden bereits zitiert. Die zweite Aufgabe, die Wuttke als Mitarbeiter der Abteilung für Öffentlichkeit und Kommunikation bei der Treuhand bekommt, ist, daß er für das Wort „abwickeln" „ein besseres Wort" finden soll. Diese Suche Fontys nach einem Wort erinnert an die Parallelaktion in Robert Musils Roman *Der Mann ohne Eigenschaften*. Wie jene, ist auch diese Suche zum Scheitern verurteilt, denn wie Fonty sagt: „Wenn man, zum Beispiel, von ‚freigestellten Kräften' redet und dabei Arbeitslose

meint, klingt das zwar positiv, ändert aber unterm Strich nichts." (S. 647) Es gibt eine Kluft zwischen der Wirklichkeit und der Idee, die in der sprachlichen Bezeichnung Ausdruck finden sollte. Dadurch, daß Grass Musils Roman ins Blickfeld des Lesers rückt, bindet er seinen eigenen Roman auch in eine ganz andere Traditionslinie als die der Thomas Mannsche ein. So bekommt sein Werk einen gewissen Totalitätscharakter, denn die Namen Robert Musil und Thomas Mann geben die zwei Endpunkte der deutschen Romanpoetik des 20. Jahrhunderts an.

Noch mehr als die Fontane-Fonty-Zusammengehörigkeit ist die Gestalt ihrer Tagundnachtschatten berufen, eine zeitliche Kontinuität aufzuweisen. Grass hat die Figur aus Hans Joachim Schädlichs *Tallhover* betiteltem Roman übernommen. Volker Neuhaus weist in seinem Grass-Artikel des *Kritischen Lexikons zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur* darauf hin, daß „die Planung und Vorarbeiten zum Roman *Ein weites Feld*" in die Jahre 1986/87 zurückreichen, als Grass auf seine Indienreise „ein Vorabexemplar von Hans Joachim Schädlichs Roman ‚Tallhover'" (1986) mitgenommen hat, während seine Frau Fontanes Werke als Reiselektüre mithatte.[12] Der aus der DDR in die Bundesrepublik übersiedelte Schiftsteller Schädlich stellt in dem Helden seines Romans, in Tallhover den Prototyp des politischen Geheimpolizisten dar, der von der Vormärzzeit bis 1953 treu die jeweilige politische Macht bedient, Georg Herwegh und Peter Hille bespitzelt, im März 1917 Lenins Zug durch Deutschland begleitet, Stalins Sohn als deutschen Kriegsgefangenen bewacht, der aber die Lügen der DDR-Politik während und nach dem Aufstand im Juni 1953 nicht mehr mitmachen kann und will und Selbstmord begeht. Grass übernimmt diese Figur, beruft sich mehrmals auf Schädlichs Roman, erfindet nach dem Muster Tallhover einen neuen Namen Hoftaller, und widerlegt seinen Selbstmord. Tallhovers Beziehung in Schädlichs Roman zu dem Kreis um Georg Hervegh ist der Anknüpfungspunkt zu Theodor Fontane, der in seiner Leipziger Zeit ebenfals ein Anhänger von Herwegh gewesen ist, der aber später bei der Centralstelle für Presseangelegenheiten arbeitete und in der Interpretation von Grass sich in den Dienst der Geheimpolizei stellte. Diese Verbindung ermöglicht Grass eine Menge von Parallelitäten herzustellen. Tallhover, der Held von Schädlichs Roman wurde im selben Jahr wie Fontane, 1819, geboren, allerdings um einige Monate früher, nämlich am 23. März, genau an jenem Tag, an dem der damals berühmte Dramatiker und russischer Geheimagent August von Kotzebue von einem Studenten ermordet wurde. Diese zwei zusammenmontierten Figuren, Fontane/Fonty, Tallhover/Hoftaller geben Grass die Möglichkeit, die Geschichte Deutschlands von etwa 1830 bis zur Gegenwart heraufzubeschwören, ihre Widersprüche zu zeigen und eine Parallelität zwischen der deutschen Einheit von 1871 und 1990 zu ziehen.

Trotz der „sanften Revolution" hat Grass Angst vor der Einheit und dem großgewachsenen Deutschland. „In Deutschland hat die Einheit immer die

Demokratie versaut" (S. 55), läßt er Fonty bereits im November 1989 bei einer Großversammlung auf dem Alexanderplatz sagen. Die Hintergründe der Bekanntschaft Wuttkes mit Hoftaller stellt der Erzähler auf folgende Weise dar:

> Kein Wunder, daß so viel der Vergangenheit gezollte Besessenheit auffiel und dem eher unterdurchschnittlichen Schüler Theo Wuttke herausriß. Sein Abituraufsatz wurde, wenngleich gekürzt, im Lokalblatt abgedruckt. Und so wird Tallhover, der ja auf Unsterbliche und deren Obsessionen spezialisiert war, von dem nachwachsenden Talent Wind bekommen haben. Ein junger Mann, der sich dicke Bücher so kurzgefaßt einverleiben konnte, daß dabei die auf drei Kriegen beruhende Einheit Deutschlands für jedermann schlüssig wurde, ein solches Talent war zu weiterführenden Aufgaben befähigt. (S. 72-73)

Hier geht es um die Einheit 1871, der der dänische (1864), der österreichische (1866) und der Deutsch-französische Krieg (1870/71) vorausgegangen sind, über die Theodor Fontane jeweils seine Kriegsberichte schrieb. Das Zusammensehen gewisser Ereignisse der deutschen Geschichte war nicht nur Wuttkes Fähigkeit, sondern auch in Grass' Roman ein wesentliches Stil- und Strukturprinzip. Eindeutig zeigt dieses Verfahren Fontys zitierter Satz über Heinrich von Kleist (auf Seite 727), in dem er neben Kleist zwei weitere Personen nennt, die für ihn den „besseren", „ungehorsamen" Preußen verkörpern, den General Friedrich August Ludwig von Marwitz aus den ersten Jahren der Restauration nach den napoleonischen Kriegen und Generalfeldmarschall Erwin von Witzleben, der an dem mißlungenen Attentat gegen Hitler am 20. Juli 1944 beteiligt war und deshalb in Plötzensee hingerichtet wurde. Das ist ein Mittel der Montage-Technik, die bei Grass nicht der Ausdehnung des gesellschaftlichen Panoramas dient wie bei Thomas Mann, sondern der historischen Ausdehnung der Gegenwart. Es ist ein Mittel zu veranschaulichen, daß sich in Deutschland nichts geändert hat. Wenn Fonty nach seinem ersten Fluchtversuch sich durch die Abfassung seiner Kindheitserinnerungen heilt, wird nicht nur die Wochenschau im Neuruppiner Kino mit den Guckkastenbildern der Jahrmarktsschaubuden in Fontanes Kinderjahren zusammengesehen, sondern auch der Charakter der Zeit: „Schon nahm die Zeit um 1830 gefangen. Preußen stagnierte in polizeistaatlicher Ereignislosigkeit, während ringsum die Welt mit Sensationen prahlte."(S. 243) Noch mehr und zeitlich fern voneinander liegende historische Ereignisse umfaßt Fonty in einem seiner Briefe an seine Enkelstochter, in dem er über seine Beziehung zu Hoftaller schreibt und dabei sich selbst zitiert. Nach einem kurzen Satz kommt einer, der siebzehn Zeilen lang ist und gleich zwei Ereignisketten aus der deutschen Geschichte miteinander verbindet:

> Meine Vortragsreisen kreuzten oft genug seine Reiseroute. So hinderlich er dem freien Redefluß gewesen ist, so regelmäßig hat er bei drohender Gefahr das Sprungtuch gespannt: etwa nach dem Sturz der Manteuffel-Regierung; etwa nach dem mißglückten Stauffenberg-Attentat; etwa nach dem Arbeiteraufstand vom 17. Juni, dem ich leichtfertigerweise Klassenbewußtsein zugesprochen hatte, und so nach der überfallartigen Einvernahme der Tschechoslowakei, als ich mich — Du warst mein Kind, kaum ein Jahr alt — anläßlich einer Kulturbundtagung in Bad Saarow (hübsch am Scharmützelsee gelegen) beinah um Kopf und Kragen geredet hatte, indem ich zu Protokoll gab: ‚Seit Friedrichs Zeiten ist der blitzschnelle Einmarsch in Böhmen eine preußische Spezialität, die dank Bismarck und Moltke verfeinert, dann von einem einfachen Gefreiten des Ersten Weltkriegs, kurz unser Führer genannt, auf totale Weise nachvollzogen wurde; und neuerdings hat der Genosse Ulbricht dieser altpreußischen Tradition alle Ehre gemacht ...' (S. 544)

Durch diese historischen Beispiele dehnt Grass die Zeit weit über die Lebensjahre der zusammengelegten zwei Helden (Fontane, Fonty) aus. Die Gestalt Friedrichs des Großen taucht in dem Roman immer wieder auf, und zwar im Sinne einer Deheroisierung seiner Persönlichkeit. Dazu gibt nicht nur die Überführung der irdischen Überreste Friedrichs und seines Vaters am 17. August 1991 (dieses Ereignis wird in dem 35. Kapitel erzählt) aus der Burg Hohenzollern nach Potsdam Anlaß, sondern bereits im neunten Kapitel berichtet Martha über einen Besuch mit ihrem Vater bei Kattes Gruft in Wust. (S. 185). Der in der deutschen Geschichte weniger bewandte Leser wird an dieser Stelle aus den wenigen Worten kaum etwas verstehen, er kann die Geschichte des Fluchtversuchs Friedrichs im August 1730 und der Hinrichtung seines helfenden Freundes, des Leutenants Hans Hermann von Katte, erst am Ende des Romans aus den Mosaiken zusammensetzen und dazu die Deutung des Ereignisses lesen: „Durch solch hartes Urteil wurde der Grundstein zu Preußens Größe gelegt." (S. 732)

Wenn man einen anderen Faden zurückverfolgt, kommt man in der Geschichte noch weiter zurück, tief in das 16. Jahrhundert, in die Entstehungszeit des Faustmythos, in das Zeitalter der Reformation. Die hugenottischen Vorfahren Fontanes spielen nicht nur in der Liebesgeschichte Fontys zu der Großmutter seiner Enkeltochter, der hugenottischen Gastwirtstochter Madeleine Blondin, eine Rolle, sondern sie werden immer wieder als ein Teil der deutschen Zerrissenheit betrachtet. Einen Besuch Fontys bei Fontanes Grab auf dem Friedhof der französischen Domgemeinde verbindet der Roman mit ironischen Reflexionen über die Währungsunion und über die Hugenottenabstammung von Lothar de Maisière, dem damaligen Ministerpräsidenten der DDR: „Der werde für neues und härteres Geld sorgen. Dessen bewiesene Demut dürfe mit irdischem Lohn rechnen. [...] Das Calvinistische habe schon immer dem Geld nahegestanden, [...]" (S. 143)

Zur Spaltung der deutschen Bewußtseinslage gehört aber auch die positive Seite des Protestantismus. Der bessere Preuße Heinrich von Kleist wird ebenfalls in die calvinistische Tradition eingeschaltet, das von Fonty verwendete Wort „Tyrannenmord" führt in die calvinistische Fürstenethik, die in Deutschland eben von Friedrich dem Großen, dem „weichlichen Sohn" des „harten Vaters" (S. 731), verkündet wurde. Bei der Hochzeit Martha Wuttkes ist der Trauzeuge und Erzähler ein männlicher Mitarbeiter des Fontane-

Archivs, den der Priester Bruno Matull an einen Vikar in seinem Geburtsort, dem thüringischen Eichsfled, erinnert, und durch diese Erinnerung wird sein ganzes Leben wach:

> Der Vikar hieß Konrad. Den Nachnamen weiß ich nicht mehr. Er hatte schwarzes Kraushaar und roch nach Rasierwasser. Bis zur Firmung hing ich ihm an; doch im Verlauf meiner anfangs steilen FDJ-Karriere, die erst an der Leipziger Universität ins Stocken geriet und bald nach Professor Mayers Fortgang ihren Knick mit Folgen weghatte — ich wurde in die Braunkohlenproduktion gesteckt —, verblaßte der letzte katholische Zauber; nur der Vikar Konrad, der sich inzwischen längst bei den Bergleuten in Bischofferode in Amt und Würden befand, ging mir nie ganz verloren; vielmehr blieb er hintergründig genug, um dem Bibliothekar in Cottbus und später dem Mitarbeiter im Potsdamer Archiv über die Schulter zu gucken, und nun saß er mir als Bruno Matull gegenüber. (S. 299-300)

Einige Seiten später charakterisiert dieser Erzähler die sehr sympathische Gestalt des katholischen Priesters so, daß er ihn in Verbindung mit Martin Luther setzt: „[...] wobei Bruno Matull, im Kontrast zur sich schönweinenden Braut, jenem Augustinermönch nicht unähnlich war, der einst vor versammeltem Reichstag sein ‚Ich kann nicht anders' zur Redensart gemacht hatte." (S. 305)

Parallel zu den historischen Ereignissen bedient sich die Montage-Technik auch der Geschichte der Literatur. Daß durch die Verschmelzung von Fontane/Fonty das ganze Lebenswerk des großen Romanciers erwähnt und zitiert wird, ist etwas Selbstverständliches (Die Fontane-Zitate des Romans verdienten eine eigene Untersuchung durch einen Fontane-Experten). Aber neben Fontane treten auch zahlreiche andere Schriftsteller in Erscheinung, nicht nur die Zeitgenossen Fontanes (Herwegh, Freiligrath, Storm u.a.) und Fontys (Uwe Johnson, Heiner Müller, Christa Wolf, Ingeborg Bachmann, Wolf Biermann), sondern auch die Zeit zwischen Fontanes Tod (1898) und Fontys Jugendjahren wird in die Kontinuität hereingezogen. Das wichtigste Bindeglied ist Gerhart Hauptmann, über dessen ersten dramatischen Erfolg *Vor Sonnenaufgang* noch Theodor Fontane eine anerkennende Kritik geschrieben hat und bei dessen Begräbnis auf der Insel Hiddensee Fontys Freund, der Jenenser Professor Eckhard Freundlich noch als Kind in Begleitung seines Vaters anwesend war. Fonty hielt über Hauptmann anläßlich seines zwanzigsten Todestages 1966 einen weitgespannten Kulturbundvortrag, in dem er die folgende knappe Charakterisierung machte: „Hauptmann zog immer, vor welchen Karren er auch gespannt wurde oder sich spannen ließ." (S. 361) Hauptmann ist wie Fontane und Fonty im Gegensatz zu Kleist kein „Ungehorsamer", die Selbstcharakteristik Fontys, daß ihm „jegliches Heldentum zuwider" war (S. 581), trifft auch ihm zu.

Das andere Bindeglied, das die Zeit zwischen Fontanes Tod und dem Beginn von Fontys schriftstellerischer Tätigkeit beim Kulturbund verbindet, ist Thomas Mann, der in gewisser Hinsicht den Gegenpol zu Hauptmann

darstellt. Er wird bereits im siebzehnten, im mittleren der drei Hiddensee-Kapitel genannt: „Als sich Thomas Mann mit Familie ansiedeln wollte, fand er die Insel zu klein für zwei Große." (S. 342) Wichtiger ist die andere Stelle im achtunddreißigsten Kapitel, kurz vor Fontys „Rede vom Denkmal herab". Hier wird Thomas Mann nicht beim Namen genannt, aber er steht in der Mitte zwischen Fontane und Uwe Johnson, dem sowohl Fonty wie auch Grass viel Ehre erweisen:

> Ein Städtchen, in dessen Mauern wir, als Ergänzung zum Potsdamer Archiv, gern eine Zweigstelle eingerichtet hätten, und zwar im kleinen, aber sehenswerten Heimatmuseum, das Fonty und Hoftaller sogleich besucht haben; denn in Neuruppin wurde nicht nur der große Baumeister Karl Friedrich Schinkel geboren, der Preußen nach schlichtem Maß diszipliniert hat, sondern auch der Dichter der Mark, der Sänger Brandenburg-Preußens, mehr noch, der über die Mark hinaus stilbildende Prosaist und Schöpfer unsterblicher Romanfiguren, ein Meister, aus dessen Schule der Autor der ‚Buddenbrooks' hervorging und — wie wir einräumen müssen — der Autor der ‚Jahrestage', dessen schriftstellerischer Haushalt gleichfalls so reich wie detailkrämerisch bestellt gewesen ist. (S. 578)

Die Nebenainanderstellung der zwei metonymischen Umschreibungen (Sänger Brandenburg-Preußens, Schöpfer unsterblicher Romanfiguren) zeigt die gespaltenen zwei Seelen in einem Körper, den Provinzialismus und das große Künstlertum, bzw. zwei verschiedene Epochen des Lebenswerkes von Fontane. Diese Spaltung hat bereits der junge Thomas Mann bemerkt, in seinem 1910 geschriebenen Essay *Der alte Fontane* kann man Folgendes lesen: „Das Bild [vom alten Fontane] zeigt den Fontane der Werke und Briefe, den alten Briest, den alten Stechlin, es zeigt den unsterblichen Fontane. Der Sterbliche, nach allem, was man hört, war mangelhafter und hat die Leute wohl oft enttäuscht."[13] Daß der Sterbliche den Unsterblichen nicht sterblich macht, zeigt die Humanität sowohl Thomas Manns wie auch von Günter Grass. Sie glauben nicht an die makellosen Helden. In Grass' Roman bedeutet diese Menschlichkeit auch die Widerlegung jener Besserwessi-Radikalität, die geneigt ist, auf Grund von gewissen Stasidokumenten das frühere Schaffen einiger bedeutender DDR-Autoren wie Christa Wolf oder Heiner Müller in Frage zu stellen. Die zitierten Sätze Thomas Manns erlauben auch die Annahme, daß Grass die Bezeichnung „der Unsterbliche", mit der Fontane immer wieder umgeschrieben wird, aus diesem Thomas Mann-Essay übernommen hat, und so handelt es sich bei der Berufung auf den Autor der Buddenbrooks in der zitierten Stelle nicht nur um eine der zahlreichen nebenbei genannten Parallelen, sondern um einen ähnlichen Hinweis wie bei der mehrmaligen Nennung von Hans Joachim Schädlich, dessen Romanfigur Tallhover Grass weiterleben läßt. Die Rolle Thomas Manns in dem Roman *Ein weites Feld* bekräftigt auch die am Anfang dieser Studie formulierte Feststellung, daß Grass ein halbes Jahrhundert nach der Entstehung von Thomas Manns *Doktor Faustus* seinen eigenen Faustmythos schafft.

Das Vieldeutige

Thomas Mann begründet die Vermeidung des Namens von Nietzsche im Faustus-Roman mit dem Argument, daß Adrian Leverkühn an die Stelle Nietzsches gesetzt wird, so kann der andere nicht vom Helden unabhängig existieren.[14] In Grass' Roman sind Fonty und Fontane nicht miteinander identisch, der eine wiederholt das Leben des anderen mit hundert Jahren zeitlichem Abstand, aber sie leben ihr eigenes Leben, so könnten beide Namen genannt werden, daß jedoch Fontanes Name in dem Roman kein einziges Mal verlautet, hat andere Gründe. Einerseits ist diese ständige Umschreibung ein Spiel, wie das Spielerische und die Stilimitation auch in Grass' füheren Werken ein wesentliches dichterisches Mittel war. Andererseits ist dieses Verfahren ein Teil der Mythisierung, der Verallgemeinerung: Der Unsterbliche ist nicht nur Fontane, sondern der Dichter überhaupt, dessen Werk sich von der sterblichen Person loslöst, und „die Fiktion in einem höheren Sinn Wirklichkeit wird". Das uneigentliche Sprechen, die Umschreibung und Andeutung, das eher Metonymische als Metaphorische ist der Wesenszug des Stils dieses Romans. Das läßt Grass seinen fiktiven Erzähler auch aussprechen:

> Fonty spielte mit uns, und weil dieses Spiel in oft trister Zeit Spaß machte, spielten wir selbst dann mit, wenn sein Vortrag über die reaktionäre Kreuzzeitung mit dem Titel ‚Wie man zum Wohle Preußens die eigene Meinung vermeidet' mehr als gewagt war, denn jedes Zitat ließ sich auf das Zentralorgan der Einheitspartei ummünzen, ohne daß Fonty Wortwörtliches aus dem staatstragenden Langweiler ‚Neues Deutschland' vorgetragen hätte. Nein, offene Provokation war nicht seine Sache und gleichfalls nicht Sache seiner dankbaren Zuhörer. Er zog Publikum an, indem er vieldeutig blieb, nur in Nebensätzen die Zeit schwinden und voraneilen ließ oder die ‚weißen Schimmel des sozialistischen Realismus' wie ein Zirkusdirektor durch die Manege trieb. (S. 203)

Volker Neuhaus stellt in seinem bereits zitierten Lexikonartikel fest, daß Grass seit dem *Tagebuch einer Schnecke* (1972) Autor-Ich und Erzähler-Ich weitgehend zusammenlegt.[15] Im Roman *Ein weites Feld* bleibt das Autor-Ich im Hintergrund, das Erzähler-Ich wird in einem Kollektiv, im Mitarbeiterkreis des Potsdamer Archivs aufgelöst, mal ist es ein Mann, mal eine Frau, die da erzählen, sie sind aber Archivare, die über zahlreiche Dokumente verfügen und aus ihnen reichlich zitieren. Diese Dokumente sind Augenzeugenberichte von Hoftaller, Fontys Frau und Tochter, sowie die Briefe Fontys an seine Tochter, Enkeltochter und an Professor Freundlich in Jena. Vom dritten Buch an machen diese Briefe den bedeutenden Teil des Romans aus. Das ist einerseits ein Mittel der Stilimitation, denn die Romane des 19. Jahrhunderts, insbesondere die von Fontane[16] und auch des Autors der *Buddenbrooks* verwenden oft den Brief als Kompositionsmittel und Erzähltechnik, andererseits erhöhen die Dokumente die Autentizität der sonst ziemlich eigenwilligen Geschichte. Die ständige Konfrontation der Realität der Dokumente und des

Irrealen, das das Zusammenlegen der zwei Hauptheldеn (Fontane/Fonty und Tallhover/Hoftaller) in der zeitlichen Realität bedeutet, ruft im Leser eine Spannung hervor, die die Aufmerksamkeit nicht nachlassen läßt. Das Erzähler-Ich ist aber von seinem Helden so fasziniert, daß er an manchen Stellen jenen Stil übernimmt, dessen Charakterisierung vorhin zitiert wurde. Nicht nur Fonty, auch die Erzähler streifen oft in einem Satz durch mehrere Jahrzehnte, wie etwa derjenige, der bei Martha Wuttkes Hochzeit an Hand der Beschreibung des Priesters Bruno Matull nicht nur ins Leben eines anderen Priesters, des Vikars Konrad hineinblicken läßt, sondern den ganzen Lebenslauf des Erzählers heraufbeschwört. Beide, Erzähler und Hauptheld, sind aber oft Verkünder der Meinung des Autors, die aus Grass' publizistischer Tätigkeit zu kennen ist.

Infolge dieses assoziativen Stils hat der Roman ein kompliziertes Gewebe. Thomas Mann war jener Erzähler, der im letzten Kapitel des *Zauberbergs* auf die zweifachen Zeitebenen, auf die erzählte und die Erzählzeit in erzählerischen Werken hinwies, aber bereits er kam in seinem *Faustus*-Roman nicht mit diesen zwei Ebenen aus, denn die erzählte Zeit spaltet sich selbst in eine Zeitebene, die die Zeit umfaßt, die Zetiblom braucht, die Lebensgeschichte seines Freundes niederzuschreiben, in eine zweite Ebene, die identisch ist mit den Lebensjahren von Andrian Leverkühn, und in eine dritte Ebene, auf der die deutsche Geistesgeschichte von der Reformation bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges in Bezug mit der Gegenwart gesetzt wird. Ähnlich sind die Zeitverhältnisse auch in Grass' Roman. Die erste erzählte Ebene wäre die eigentliche „Handlung", Theo Wuttkes Leben vom Anfang Dezember 1989 bis Mitte Oktober 1991 und dazu die politischen Ereignisse derselben Zeitperiode: die letzten Wahlen in der DDR, die Währungsunion, das Verkünden der Einigung, die Ermordung des Treuhandchefs und die Überführung von Friedrich II. und seines Vaters aus der Burg Hohenzollern nach Potsdam. Auf dieser Ebene gibt es einen Widerspruch: während sich in der deutschen Geschichte epochemachende historische Ereignisse abspielen, geschieht im Leben des Hauptheldеn im wesentlichen nichts Nennenswertes, nur soviel, daß seine Tochter heiratet, aber bald Wittwe wird, er selbst macht einen Urlaub auf der Insel Hiddensee und einige Ausflüge mit Hoftaller. Er wohnt als Zuschauer den wichtigen politische Szenen bei, läßt sich aber kaum von ihnen beeinflussen. Inzwischen sterben zwar zwei Menschen einen unnatürlichen Tod: Der Treuhandchef, zu dem Fonty einen guten persönlichen Kontakt hatte, wird ermordet, sein Brieffreund, der Jude Freundlich begeht Selbstmord. Aber auch über diese tragischen Ereignisse schreitet die Geschichte hinweg.

Die Kritik warf Grass vor, daß der Roman *Ein weites Feld* keine Handlung hat. Da Grass, wie bereits gezeigt wurde, in der deutschen Geschichte mindestens seit der Restaurationszeit nach den napoleonischen Kriegen keine wesentliche Veränderungen vollbringenden Ereignisse sieht, so ist es ver-

ständlich, daß er jeder Tat nur den Wert einer Scheinhandlung zuschreibt und die Handlung überhaupt negiert. Dies läßt Grass seinen Helden Fonty in einem seiner Briefe an die Enkelin aussprechen:

> Du weißt, liebes Kind, daß mein Interesse abseits der großen, zumeist mittels Blechmusik dröhenden Ereignisse liegt. [...] Denn selbst bei tragischen Vorkommnissen wie Mord und Schußwechsel [...] haben die jeweiligen Bluttaten nur wenig Raum eingenommen, doch immer hat die allerorts, selbst im fernen Amerika anwesende, oft nur leise tickende Schuld den Verlauf der Erzählung bestimmt. (Was ist Handlung? Oft ist es nur das leichte Verrücken von Stühlen, mehr nicht.) (S. 535-536)

Die „oft nur leise tickende Schuld" ist eigentlich die Hauptfrage. In der Hochzeitsszene verlangt Friedel Wuttke, der in der Alt-Bundesrepublik lebende jüngste Sohn Theo Wuttkes „nach schonungsloser Offenlegung der Schuld" (S. 295), und unter Schuld versteht er die Teilung Deutschlands und den wirtschaftlichen Niedergang der DDR. Darauf antwortet Fonty: „‚Alles furchtbar richtig', rief er. ‚Doch die Schuld ist ein weites Feld und die Einheit ein noch weiteres, von der Wahrheit gar nicht zu reden." (S. 295-296) In diesem letzteren Satz verwendet Fonty die aus Fontanes Roman *Effi Briest* entlehnte Wendung, die auch der Titel von Grass' Roman ist. Diese Wendung, die leitmotivisch merhmals (S. 37, 140, 295, 382) zurückkehrt, verrät, daß Grass im Gegensatz zu seinen politischen Reden keine eindeutige Lösung vorschlagen kann und will, sondern nur nachdenken läßt und darauf hinweist, daß die Schuld nicht allein in der ehemaligen DDR, viel mehr in dem gesamten historischen Prozeß zu suchen ist. Deshalb verdoppelt er das Leben seines Haupthelden Theo Wuttkes durch die Parallelität zu Theodor Fontanes Leben und Werk. Dadurch ergibt sich aber auf der Ebene der erzählten Zeit ein weiterer Zeitraum, der von 1819 bis 1991 reicht. Die jeweiligen Bluttaten haben in Fontanes Romanen nur wenig Raum eingenommen, schrieb Fonty an Madeleine Aubron, das bedeutet aber nicht, daß sie gar nicht in Erscheinung getreten sind, sie sind ständig da in den Nebensätzen, die das Private mit dem Öffentlichen verbinden. Die Karlsbader Beschlüsse, die Demagogenverfolgung, die Revolution 1848, das Exil von Marx, die drei Kriege, die der deutschen Einheit von 1871 vorausgegangen sind, die Burenkriege, Deutschlands Beteiligung an der russischen Revolution von 1917 dadurch, daß die deutsche Regierung Lenin durch Deutschland nach Rußland zurückkehren ließ, die Weimarer Republik und das Dritte Reich, der Aufstand im Juni 1953 und fünfzehn Jahre später der Einmarsch in die Tschechoslowakei bilden den historischen Hintergrund zum Lebenslauf der Helden. Weniger systematisch als dieser Zeitraum wird aber auch noch eine dritte Zeitebene in die erzählte Zeit hereingezogen, die in das 16. Jahrhundert zurückreicht. Der Satz, in dem Bruno Matull, der katholische Priester der Berliner Hedwigkirche mit Luther verglichen wird, wurde bereits zitiert. „Nichts ist von Dauer. Überall zerfällt, was gestern noch glaubte, von Bestand zu sein" sagt seine Hochwürden am

Hochzeitstisch, um gleich nachher die Frage zu stellen: „Doch wie kam es zu diesem Mauersturz?" [S. 301] Und mit diesem Satz über die Eitelkeit der irdischen Dinge weckt der Roman die Assoziation mit dem großen Barockdichter Andreas Gryphius und seiner Zeit, der Jahre des Dreißigjährigen Krieges. Die im Titel des Grass-Roman zitierte Wendung des alten Briest steht im krassen Gegensatz zu jenem Spruch, den der Soldatenkönig bei dem Todesurteil des Jugendfreundes seines Sohnes sagte: „‚Es wäre besser, daß er stürbe, als daß die Justiz aus der Welt käme.' So rechtlich dachte Majestät. Sogar sein Schullatein hat der König bemüht. ‚... habe das Sprichwort gelernet: Fiat Justitia et pereat mundus!' was laut Büchmanns Sammlung von Sprichwörtern bedeutet: ‚Das Recht muß seinen Gang haben, und sollte die Welt darüber zugrunde gehen.'" (S. 732)

Das Uneigentliche, das Vielschichtige und Mehrdeutige charakterisieren auch den Schluß des Romans. Fonty entflieht, er taucht ab, der dritte Fluchtversuch ist erfolgreich. Gerettet wird er vom „ewig Weiblichen". Madeleine Aubron, die französische Germanistin, das Enkelkind, die Tochter von Fontys unehelicher Tochter nimmt die Züge von Goethes Gretchen an und entführt ihren Großvater wahrscheinlich in ihre Heimat, in die Cevennen. Der letzte Satz des Romans ist ein Zitat aus Fontys Ansichtskarte, die gegen Mitte Oktober 1991 im Potsdamer Archiv eintrifft: „Übrigens täuschte sich Briest; ich jedenfalls sehe dem Feld ein Ende ab ..." (S. 781) Worin Fonty die Lösung gefunden hat, bleibt offen, der Leser kann nur einander entgegengesetzte Vermutungen formulieren: Einerseits kann das Ende des Feldes — in Betracht von Fontys Lebensalter — der Tod sein, der aber das Problem nur für ihn persönlich lösen würde. Andererseits sei das Ende des Feldes die Loslösung vom eigenen Land und die Flucht in ein anderes. Die herzliche Beziehung zwischen der französischen Enkelin und dem deutschen Großvater könnte aber auch eine Apotheose der Völkerfreundschaft sein im Rahmen der Europäischen Union. Da aber die Postkarte auch den Satz enthält „Mit ein wenig Glück erleben wir uns in kolosssal menschenleerer Gegend", kann das Ende des Feldes auch das Herbeirufen der menschlichen Vernichtung der irdischen Umgebung bedeuten. Fontys Vision in dem vorletzten Kapitel über den Brand in der Treuhand und der Erzählerhinweis auf die Briefmarke des letzten Briefes, die „eine karminrote Marianne" darstellt, könnten dagegen eine zukünftige Revolution als Ausweg prophezeien. All diese sind übertriebene Hypothesen, die keinen festen Grund haben. Grass schlägt keine Lösung vor, er macht nur eine scharf formulierte kritische Bestandaufnahme über ide Vergangenheit und Gegenwart seiner Nation.

Seine Kritik knüpft an Heine und in gewisser Hinsicht auch an Rilke an. Ob Grass die Briefe Rilkes an Nanny Wunderly-Volkart gelesen hat, darauf gibt es keinen Hinweis in dem Roman, aber Rilkes Kritik an Deutschland nimmt vieles daraus vorweg, was Grass seinem Land knapp ein dreiviertel

Jahrhundert später vorwirft. Zur Zeit der Ruhrkrise im Januar 1923 schrieb Rilke folgendes:

> Ach, Chère, wie hasse ich dieses Volk, nach allem, was ich je aus eigener Erfahrung, von ihm merken konnte; gerade noch bis zu Goethe's Tod hätte man es begreifen und lieben können; seit es ‚groß' geworden ist, mit Preußen als Kern dieser Großheit: welches Un-Wesen! niemand wird je behaupten können, daß ich seine Sprache schreibe! —
>
> Kein Volk, kein Volk! Eine zu jedem Auftrieb des Großthuns brauchbare Masse; gleichgültig gegen jede Idee, aber stolz darauf, so viele Ideen ‚getrieben' zu haben. Nichts verwendend, aber alles ausnutzend. Schon zu kaiserlicher Zeit fähig, Lenin nach Rußland zu transportieren, um dort einen Untergang anzurichten, der seinen damaligen ‚Ideen' zwar konträr hätte sein müssen, ihnen aber nützlich sein konnte; heute ebenso imstande, sich mit den Sovjets zu verbünden, auf der Stelle — schon ist Brockdorff-Rantzau nach Berlin zurückgerufen —, um nun mit dieser Hülfe rasch wieder emporzukommen. — Kein Volk, kein Staat: ein Bündnis schlimmer Instinkte, das dadurch wahrhaft verhängnisvoll wird, daß es wirkliche Werthe des Geistes immerfort in sich einbezieht. [...] Keine Würde, keine Ruhe, kein Zu-sich-kommen. Gemeinsamkeit nur dort, wo ‚etwas dabei heraussieht'.[17]

Die Geschichte, daß die deutsche Regierung Lenin durch Deutschland reisen ließ, um die Revolution in Rußland voranzutreiben und den Sonderfrieden zu ermöglichen, erzählt bereits Schädlich in seinem Roman, aber jener Roman über Tallhover erhebt nicht den Anspruch, über das deutsche Volk zu sprechen, er stellt nur das komplizierte Verhältnis von staatlicher Politik und Geheimpolizei dar. Dieser Episode des Ersten Weltkrieges gibt nur Grass — ähnlich wie damals Rilke — eine nationale Bedeutung. Die prinzipienlose Gewinnsucht, die Rilke dem deutschen Volk vorwirft, klingt mit jener Auffassung von Grass zusammen, daß die Einigung „ein Schnäppchen machen" ist. (S. 517)[18] Auch das Tadeln der Größe Deutschlands kehrt in dem Roman *Ein weites Feld* zurück: Im dreiundzwanzigsten Kapitel, in dem die Einheit ausgerufen wird, faßt der Erzähler Fontys Meinung mit folgenden Sätzen zusammen: „Und schon waren wir beim Thema. Es ging um das größer werdende Vaterland, also um jenes hübsche Geschenk, das uns gemacht worden war, sich aber bald als unpraktisch und sperrig erweisen sollte: Wohin damit? Was fangen wir mit uns an? Wie lebt man mit soviel Größe?" (S. 460)

Neben dem zum Titel gewählten Zitat aus *Effi Briest* und dem Haubentaucher durchzieht den Roman noch ein drittes Leitmotiv, das des Paternosters, der die Beständigkeit in der immer wechselnden Funktion des riesigen Hauses bedeutet, das von Goering als Reichsluftfahrtsministerium errichtet, in der DDR als Haus der Ministerien benutzt und nach der Einheit von der Treuhand übernommen wurde. Der Brand bei der Treuhand am Ende des Romans verursacht einen einzigen Schaden: Der Paternoster wird von den Flammen verzehrt. Der Erzähler berichtet im letzten Kapitel mit kurzen Sätzen: „Der Paternoster ist nicht erneuert worden. Er galt ohnehin als auslaufendes Modell. Noch jüngst hatte ihn eine Prüfungskommission mit der

Note ‚hochgradig personengefährdend' bewertet. Umgehend sollte ein moderner Schnellaufzug eingebaut werden, was inzwischen wohl geschehen sein mag. (S. 763) Der Paternoster war aber der Ort der Verständigung. Dort lernte Fonty den Chef der Treuhand kennen: „Und da ihr Gespräch nicht abriß, blieben sie eine gute Viertelstunde im Paternoster und waren sich näher, als Vater und Sohn einander vetraut sein können" (S. 612), und dort verlautete bereits im vierten Kapitel des Romans folgendes vertrautes Bekenntnis von Hoftaller:

> Mir gibt das ne gewisse Festigkeit. Weiß jedesmal, wenn ich hier antrabe, wohin ich gehöre. Und in Zeiten wie gegenwärtig, die sowieso auf ne gewisse Haltlosigkeit hinauslaufen, steigt in mir Dankbarkeit auf, wenn ich das Portal sehe, wie es größer, immer größer wird. Auch Sie, mein lieber Wuttke, sollten sich hier zu Hause, zumindest geborgen fühlen. Bißchen Demut kann nicht schaden. (S. 67)

Die Ersetzung des Paternosters durch den modernen Schnellaufzug ist ein Zeichen dieser fehlenden Festigkeit und Demut. Wenn Grass in seinen Reden bereits vor der Ausrufung der Einheit „Lastenausgleich" und „Maß" fordert, übt er eine ähnliche Kritk an seiner Nation, wie Rilke, der einige Wochen nach dem zitierten Brief an Nanny Wunderly-Volkart, am 2. Februar 1923 an Lisa Heise folgendes schrieb:

> Deutschland hätte im Jahre 1918, im Moment des Zusammenbruchs, alle, die Welt beschämen und erschüttern können durch einen Akt tiefer Wahrhaftigkeit und Umkehr. Durch einen schlichten, entschlossenen Verzicht auf seine falsch entwickelte Prosperität —, mit einem Wort: durch jene Demut, die so unendlich seines Wesens gewesen wäre und ein Element seiner Würde, und die allem zuvorgekommen wäre, was man ihm an fremdartiger Demütigung diktiren konnte. [...] etwas ist ausgeblieben, was alles ins Maaß gerückt hätte; [...][19]

Grass erweist sich sowohl in seinen Reden, wie auch in seinem Roman als Fortsetzer jener mitteleuropäischen Tradition, die die gesellschaftliche Kritik nicht nur als Kritik an einem politischen System, sondern als Kritik an der Nation artikuliert.

Anmerkungen

1. *Literatur und Mythos*. — In: Grass, Günter: *Werkausgabe in zehn Bänden*. 9. Bd. Essays, Reden, Briefe, Kommentare. Hrsg. von Daniela Hermes. Darmstadt, Neuwied 1987. S. 796.
2. Göttingen: Steidl Verlag. Ich zitiere die 2. Auflage, die im September 1995 erschienen ist. Der Fundort der Zitate wird im Text angegeben.
3. Grass, Günter: *Rede vom Verlust*. Über den Niedergang der politischen Kultur im geeinten Deutschland. 3. Aufl. — Göttingen: 1992. S. 27-28.
4. Die Komplexität von Grass' Roman wird der Literaturinterpretation lange Zeit Aufgaben geben. Vorliegender Aufsatz kann sich nur das Ziel setzen, den ersten Schritt im Sinne eines hermeneutischen Zirkels zu machen und einige Beobachtungen formulieren.

5. Vgl. dazu Reed, Terence James: *Doktor Faustus*. — In: Hansen, Volkmar (Hg.): *Interpretationen*. Thomas Mann. Romane und Erzählungen. Stuttgart: 1993. (= Universal-Bibliothek 8810) Auf S. 301 stellt Reed mit Recht folgendes fest: „Eine sehr viel nuanciertere Moral enthält auch die Darstellung der gespaltenen Persönlichkeit im *Doktor Faustus*. Um eine solche, und nicht nur um den technischen Kunstgriff einer zwischen Autor und Gegenstand geschalteten Erzählerfigur, handelt es sich bei der Erfindung von Zeitblom und dessen Verhältnis zum Romanhelden."
6. Mann, Thomas: *Die Entstehung des Doktor Faustus*. — In: *Gesammelte Werke*. 12. Bd. Zeit und Werk. Berlin: 1956. S. 198.
7. ebenda
8. Brecht, Bertolt: *Werke*. Große kommentierte Berliner und Frankfurter Ausgabe. Stücke. 5. Bd. (Bearbeitet von Bärbel Schrader und Günther Klotz.) — Berlin, Frankfurt a.M.: 1988. S. 274.
9. zit. Werk, S. 302.
10. *Rede vom Verlust*, S. 16.
11. *Dieses Blatt ist meine Heimat geworden*. Mit Marion Gräfin Dönhoff sprachen Sabine Rückert, Christoph Dieckmann und Gunter Hofmann. — In: *Die Zeit*, Nr. 9, (23. Februar 1996), S. 3.
12. München: text + kritik, 51. Nlg. 1996, S. 22.
13. Mann, Thomas: *Adel des Geistes*. Sechzehn Versuche zum Problem der Humanität. — Stockholm:1945.S. 544.
14. *Die Entstehung des Doktor Faustus*, zit. Ausgabe, S. 198.
15. zitierte Ausgabe, S. 14.
16. Vgl. Honnefelder, Gottfried: *Der Brief im Roman*. Untersuchungen zur erzähltechnischen Verwendung des Briefes im deutschen Roman. — Bonn: 1975. S. 148-216.
17. Rilke, Rainer Maria: *Briefe an Nanny Wunderly-Volkart*. Unter Mitarbeit von Niklaus Bigler besorgt durch Rätus Luck. — Frankfurt a.M.: 1977. 2. Bd., S. 855.
18. *Ein Schnäppchen namens DDR* ist auch der Titel jenes Bändchens, in dem Grass seine Reden aus dem Jahre 1990 herausgab.
19. Rilke, Rainer Maria: *Briefe zur Politik*. Hrsg. von Joachim W. Storck. — Frankfurt a.M.: 1992. S. 415.

Imre Kurdi (Budapest)

Gemeinplätze zu einer Schlüsselfigur

Heiner Müller (1929-1995)

... Denn das Schöne ist nichts
als des Schrecklichen Anfang, den wir noch grade ertragen,
und wir bewundern es so, weil es gelassen verschmäht,
uns zu zerstören.
(Rainer Maria Rilke: *Die erste Elegie*)

Denn das Schöne bedeutet das mögliche Ende der Schrecken.
(Heiner Müller: *Bilder*)

Die Fakten

Man sagt, Fakten seien unbiegsam. Ob dies nun als eine unbedingte Wahrheit gelten darf, sei dahingestellt. Sicher ist allerdings, daß sie, die Fakten, sowohl dem löchrigen kollektiven Gedächtnis als auch der Geschichtsschreibung öfters Probleme bereiten. Heutzutage, kaum mehr als sieben Jahre nach dem unrühmlichen Zusammenbruch der DDR, sind wir beispielsweise geneigt, zu vergessen, daß — so unglaublich dies auch im nachhinein klingen mag — auch dort, unter dem Druck der Diktatur von manchen lesenswerte, ja sogar gute Literatur geschrieben wurde. Und es gab sogar einige, die große Literatur, Werke von „weltliterarischem" Rang, geschrieben haben. Daß einer von diesen sehr wenigen, wie ich glaube, eben Heiner Müller war, fällt freilich schon in die Kategorie der durchaus anfechtbaren Werturteile. Doch: Als er am 30. Dezember 1995 starb, wurde der Germanistik wieder einmal ein abgeschlossenes Werk überantwortet, das sie nunmehr nach ihrem Gutdünken ausschlachten kann; und die (literarische) Öffentlichkeit des vereinten Deutschland wurde endlich einen Störfaktor los.

Brechts Schatten, Brechts Zigarre

Der Dramatiker Heiner Müller — wie auch viele andere seiner Generation — ist sozusagen aus Brechts Schatten in die deutsche Literatur eingetreten. Dies nicht nur, weil der Meister für einen angehenden Dramatiker und Lyriker in der DDR der '50er Jahre einfach unumgänglich war. Müllers Brecht-Bezüge sind enger und wesentlicher, was nicht nur die Zigarre in seinem Mundwinkel anzeigt, sondern symbolisch vielleicht auch die Tatsache, daß er als Intendant des Berliner Ensembles starb. (Seine letzte Regie war Brechts *Arturo Ui*.) Es ist wohl keine Übertreibung, zu behaupten, daß Müllers gesamtes Werk ein einziger Kampf war: Kampf mit dem frühen gegen den späten Brecht; daß also

deutlich sichtbare, wenn auch nicht unbedingt schnurgerade Linien gezogen werden können von dem frühen über den späten Brecht bis hin zum frühen und späten Müller. Etwas maliziös könnte man sogar sagen: Wären Brecht noch ein paar Jahrzehnte beschert worden, hätte er wohl kaum zugelassen, daß nicht er selbst, sondern der „Nachgeborene" beispielsweise die *Hamletmaschine* (1977) schreibt.

Heiner Müller ist, offenbar nicht ganz zufällig, vor allem als Dramatiker bekannt — nicht nur in Deutschland, sondern überall in Europa; nicht nur in Europa, sondern auch anderswo in der Welt. Prosa schrieb er kaum, und seine spärliche Lyrik, die insgesamt auch nur ein schmales Bändchen füllt, betrachtet man gewöhnlich als eher zufällige Begleiterscheinung der dramatischen Produktion. Ich glaube zwar, daß dieses stereotyp gewordene Werturteil einer gründlichen Überprüfung bedürfte, doch dies ist nicht der Ort dafür. Müllers Hauptgattung bleibt sowieso das Drama; selbst wenn er die Dekonstruktion der traditionellen dramatischen Formen zeitlebens so weit trieb, daß im Fall mancher seiner Werke selbst die Gattungsbezeichnung schon mehr als problematisch ist; selbst dann noch, wenn er auch zahlreiche „Texte" schrieb, die unter keinem herkömmlichen Gattungsbegriff subsumierbar sind. Und dies keinesfalls zufällig, sondern weil er gemeint hat: „Kunst legitimiert sich durch Neuheit = ist parasitär, wenn mit Kategorien gegebener Ästhetik beschreibbar."[1]

Es gibt aber noch ein Genre, in dem Müller ohne Zweifel Hervorragendes geleistet hat. Seine Interviews und Gespräche sind nicht einfach spannend und provozierend, sie bezeugen auch, daß Müller nicht nur in der deutschen Literaturszene, sondern auch in der breiteren deutschen Öffentlichkeit vor und nach der „Wende" eine unumgängliche Schlüsselfigur war.

Biographie

Heiner Müller wurde 1929 in Eppendorf (Sachsen) geboren. Sein Vater, Funktionär der Sozialdemokratischen Partei, wurde 1933, kurz nach der Machtergreifung der Nazis verhaftet und in ein KZ verschleppt. Die Bedeutung des schockierenden Erlebnisses bezeugt nicht nur die kurze Erzählung *Der Vater* (1958), sondern auch, daß Müller das demütigende Geschehen jener als vierjähriges Kind erlebten Nacht öfters die erste Szene seines Theaters genannt hat. 1945 wurde er einberufen, zunächst zum Arbeitsdienst, später in den Volkssturm; gegen Kriegsende erlebte er kurzweilig Kriegsgefangenschaft. Ab 1950 arbeitete er als Journalist, Redakteur und Dramaturg; ab 1953 erschienen seine ersten literarischen Publikationen; 1959 wurde er freischaffender Schriftsteller. Seine Komödie *Die Umsiedlerin oder Das Leben auf dem Lande* (1961) wurde nach der Uraufführung verboten, und der Verfasser selbst aus dem Schriftstellerverband ausgeschlossen. Von dieser Zeit an kämpfte er in der DDR unaufhörlich mit Publikations- und Zensurschwierigkeiten — sein Drama *Der Bau* wurde 1965 sogar auf dem XI. Parteitag der

SED angegriffen —, und obwohl er nach wie vor in Ost-Berlin lebte, zählte er immer mehr zur Prominenz der inneren Opposition des Regimes. Während seine Stücke in seinem „Vaterland", wenn überhaupt, in der Regel erst mit einer Verspätung von mehreren Jahren — gelegentlich sogar Jahrzehnten — zur Aufführung gelangten, wurde sein Name nicht nur im anderen Deutschland, sondern überall in Europa bekannt. Seine erste Frau, Inge Müller, Mitverfasserin von mehreren frühen Werken, beging 1966 Selbstmord. Ab 1970 war Müller Dramaturg am Berliner Ensemble; ab 1976 Mitarbeiter an der Volksbühne in Berlin. Seit den '80er Jahren führte er immer öfter — nicht nur bei eigenen Stücken — Regie. 1976 unterzeichnete er die Petition gegen Wolf Biermanns Ausbürgerung. 1984 wurde er Mitglied, nach dem Zusammenbruch der DDR Präsident der Akademie der Künste in Ost-Berlin. Bis zu seinem Tode war er Intendant des Berliner Ensembles. Da er die DDR nie verließ, wurde er nach der Wiedervereinigung Deutschlands der Komplizenschaft mit der Stasi bezichtigt.

Doch, es gilt auch für ihn selbst, was er in seinem Nekrolog *Drei Sätze* über Thomas Bernhard in der *Zeit* schrieb: „Ich habe großen Respekt vor der Konsequenz seines Lebens und seiner Arbeit. Ich bin froh, daß sein Staat ihn nicht heimholen kann. Das bleibt wenigen erspart."

Das Werk

Die Behauptung, Müllers Werk sei kaum periodisierbar, zählt zu den Gemeinplätzen der einschlägigen Literatur. Dies nicht nur, weil Müller, wie bekannt, bei der Niederschrift seiner Dramen gelegentlich auf ältere Konzepte und Fragmente zurückgriff, um sie „fertig" zu schreiben, d.h. neu zu montieren — um nur zwei extreme Beispiele zu nennen: als Entstehungszeit seines Stückes *Die Schlacht* gibt er 1951/74 an, dieselbe im Fall von *Germania Tod in Berlin* ist kaum weniger verblüffend 1956/71 —, sondern auch, weil die sowieso schwer festlegbaren Periodengrenzen des Werks immer wieder durchkreuzt werden durch andere, vielleicht sogar wesentlichere, am ehesten wohl als thematisch zu bezeichnende Bezüge zwischen Texten, die in der Ordnung der Chronologie doch öfters ziemlich weit auseinander liegen. Müller scheint sich also für nachträgliche Ordnungsprinzipien der Literaturgeschichte kaum gekümmert zu haben, was wohl nicht außer Acht zu lassen ist, selbst dann nicht, wenn wir im Folgenden trotzdem einen skizzenhaften Überblick des Gesamtwerks zu geben versuchen.

Brechts Schatten und die Produktionsstücke

Müller, der — wie bereits erwähnt — aus Brechts Schatten in die deutsche Literatur eingetreten ist, begann in der zweiten Hälfte der '50er Jahre mit Produktionsstücken seine Laufbahn (*Der Lohndrücker*, 1956, unter Inge Müllers Mitarbeit; *Die Korrektur*, 1957/58; *Traktor*, 1955/61; *Die Umsied-*

lerin oder Das Leben auf dem Lande, 1956/61; *Der Bau*, 1963/64). Was für den heutigen Leser dieser „Stücke aus der Produktion" am verblüffendsten ist, ist nicht die massive Parteilichkeit, nicht das naiv-schematische Pathos des jungen, deutschen, aus dem Krieg gerade erst heimgekehrten kommunistischen Intellektuellen, nicht seine die Literatur skrupellos in den Dienst an der kommunistischen Ideologie und Propaganda nehmende direkt politische Wirkungsabsicht und auch nicht beispielsweise die an Stoff und Thema (unwillkürlich?) komisch gebrochene klassisch-jambische Form und pathetisch-archaische Sprache von *Der Bau*; sondern die Tatsache, daß diese für ihn, den heutigen Leser, ziemlich harmlos scheinenden Stücke — deren kritisches Potential von manchen Interpreten, wohl mit der Absicht, Müllers Ehre zu retten, maßlos überschätzt wird — zu jener Zeit skandalös wirken konnten, und nicht bloß die „parteiliche" Kritik, sondern auch die Partei selbst und die Zensur gegen sich selber und gegen ihren Verfasser auf den Plan riefen. Doch, es ist vielleicht nur der Unverstand der glücklichen Spätgeborenen, der mich so etwas sagen läßt. Tortzdem bin ich überzeugt, daß die jüngsten — etwa nach der Vereinigung geborenen — deutschen Generationen, sollten sie diese Stücke je zu Gesicht bekommen, Gott sei Dank kein Wort von ihnen verstehen würden, jedenfalls nicht ohne Kommentar. Denn Müller mögen wir, falls wir ihn mögen, nicht ihretwegen.

Es ist freilich keinesfalls meine Absicht, Müllers heute unfehlbar anachronistisch wirkende Produktionsstücke aus den '50er Jahren allesamt Brecht in die Schuhe zu schieben. Denn wie bekannt, begründete der Meister nach seiner Rückkehr aus der Emigration — im Gebäude des Theaters am Schiffbauerdamm, wo 1928 die erfolgreiche Uraufführung der *Dreigroschenoper* stattfand — das Berliner Ensemble — und sonst: er schwieg. Er schrieb wenigstens kein großes „Original" mehr in seinem letzten Lebensjahrzehnt. Er schrieb aber wohl, unter anderem, die *Bukower Elegien*, die lyrische Kritik des — damals noch — real existierenden Sozialismus.

Daß Brechts Person und Werk einerseits als Orientierungspunkt für den jungen Müller tatsächlich von grundlegender Bedeutung waren, daß andererseits ein langwieriger Prozeß des Umdenkens seinem Bruch mit der kommunistischen Ideologie vorausging, bezeugt gleichermaßen das 1956 entstandene Brecht-Epitaph: „*Brecht* / Wirklich, er lebte in finsteren Zeiten. / Die Zeiten sind heller geworden. / Die Zeiten sind finstrer geworden. / Wenn die Helle sagt, ich bin die Finsternis / Hat sie die Wahrheit gesagt. / Wenn die Finsternis sagt, ich bin / Die Helle, lügt sie nicht."[2] Es wäre verfehlt, von dem Entstehungsdatum abzusehen. Kaum mehr als drei Jahre nach den Ereignissen des 17. Juni 1953, die er in dem berühmt gewordenen sarkastischen Gedicht kommentierte, starb Brecht am 14. August in Berlin; und einige Monate später, am 23. Oktober brach in Budapest die Revolution aus; so daß der Zusammenfall der beiden Ereignisse sogar eine Art symbolische Bedeutung in den Augen des jungen, mehr oder minder noch gläubigen Kommunisten

gewinnen mochte, der Müller damals war. (Welche Bedeutung er der '56er Revolution in Ungarn tatsächlich beigemessen hat, bezeugt — wenn auch nur nachträglich — u.a. das dritte Bild der *Hamletmaschine*, das offensichtlich nicht von ungefähr den Titel *Pest in Buda Schlacht um Grönland* trägt.)

Das Gedicht spricht über Brecht — auf eine komplexe Art und Weise. Nicht nur direkt, als sein „Epitaph", sondern auch mittelbar, indem es unmißverständlich ein Gedicht des verstorbenen Meisters zitiert: *An die Nachgeborenen*, eines der berühmtesten Stücke der *Svendborger Gedichte* (1939). Außerdem sind seine Form und seine Struktur am genauesten jenen Regeln und Empfehlungen angepaßt, die Brecht in seinem Essay *Über reimlose Lyrik mit unregelmäßigen Rhythmen* (ebenfalls 1939) niedergelegt hat, und die auch er selbst in der Lyrik erfolgreich anwendete. Doch: Während Müllers Text einerseits Brechts technische Mittel entlehnt, verabschiedet er andererseits ausgerechnet das lineare, teleologische, vorschrittsgläubige, letztendlich also aufklärerische Geschichtsbild des Meisters, indem er die selbstsichere Geste gegen sich selber kehrt, mit der der Marxismus die geschichtlichen Prozesse zu beherrschen glaubte. Das Gedicht spricht von der Verwirrung, dem Entgleiten der Zeiten, von der Relativität der „finsteren" Vergangenheit und der „hellen" Zukunft, also davon, daß die „helle" geschichtliche Perspektive, das Telos unrettbar verloren gegangen ist. So ist es dann sicherlich kein Zufall, daß Müller eine Zeit lang zwar noch Produktionsstücke schrieb, doch dabei eine wachsende Distanz zum Marxismus und dessen optimistischer Geschichtsphilosophie gewann, bis er dann Mitte der '70er Jahre in einem manifestartigen offenen Brief das Brechtsche Lehrstück auch theoretisch verabschiedete:

> Ich denke, daß wir uns vom **Lehrstück** bis zum nächsten Erdbeben verabschieden müssen. Die christliche Endzeit der **Maßnahme** ist abgelaufen, die Geschichte hat den Prozeß auf die Straße vertagt, auch die gelernten Chöre singen nicht mehr, der Humanismus kommt nur noch als Terrorismus vor, der MolotowCoctail ist das letzte bürgerliche Bildungserlebnis. Was bleibt: einsame Texte, die auf Geschichte warten. Und das löchrige Gedächtnis, die brüchige Weisheit der Massen, vom Vergessen gleich bedroht. Auf einem Gelände, in dem die **Lehre** so tief vergraben und das außerdem vermint ist, muß man gelegentlich den Kopf in den Sand (Schlamm Stein) stecken, um weiterzusehen. Die Maulwürfe oder der konstruktive Defaitismus.[3]

Es bleiben also „einsame Texte, die auf Geschichte warten", und es bleibt „der konstruktive Defaitismus" als einzig mögliches und adäquates (künstlersiches) Programm. Oder, wie Müller in einem anderen Text formuliert: „Brecht gebrauchen, ohne ihn zu kritisieren, ist Verrat."[4]

Shakespeare und die Griechen

Müllers Aufmerksamkeit konzentrierte sich etwa seit der Mitte der '60er Jahre immer deutlicher auf die Meister der griechischen Tragödie und Shakespeare;

etwa zur gleichen Zeit hörte er auch auf, Produktionsstücke zu schreiben. Diese überraschende Umorientierung läßt sich zum Teil zweifellos — wie es auch schon mehrere getan haben — mit der gelinde gesagt ungünstigen Aufnahme der frühen Dramen und mit den durch sie ausgelösten Zensurproblemen erklären. Der primäre Grund ist m.E. doch eher die oben skizzierte Auflösung und zunehmende Zerbröckelung des marxistischen Geschichtsbildes von Müller, nämlich, daß Revolution für ihn nur mehr als resigniert-nostalgische Erinnerung (*Der Auftrag. Erinnerung an eine Revolution*, 1978/79, nach Anna Seghers' Erzählung *Das Licht auf dem Galgen*) oder eben als utopische und zugleich apokalyptisch-katastrophische Erwartung bzw. Vision in der Nachfolge Walter Benjamins (*Der glücklose Engel*, 1958) vorstellbar ist. Was Müller an Shakespeare und an dem Mythos eigentlich fasziniert hat, formulierte er am deutlichsten wohl rückblickend, in seinem gattungsmäßig nicht kategorisierbaren „Text" *Shakespeare eine Differenz* (1988):

> Shakaspeare ist ein Spiegel durch die Zeiten, unsre Hoffnung eine Welt, die er nicht mehr reflektiert. Wir sind bei uns nicht angekommen, solange Shakespeare unsre Stücke schreibt. [...] Der Mythos ist ein Aggregat, eine Maschine, an die immer neue Maschinen angeschlossen werden können. Er transportiert die Energie, bis die wachsende Beschleunigung den Kulturkreis sprengt.[5]

So schrieb dann Müller seine eigene *Philoktet*- und *Macbeth*-Version (1958/65 bzw. 1971; die Shakespeare-Bearbeitungen füllen insgesamt zwei Bände in der Gesamtausgabe des West-Berliner Rotbuch Verlages): im Zeichen der Kontinuität von Mythos und Geschichte, die für ihn eine Kontinuität des Schreckens ist; im Zeichen des verlorenen Telos. Es ist wohl kein Zufall, daß grade hier, im Problemkreis der entgleitenden historischen Zeit, die ersten Übergänge zwischen Müllers Werk und der zusammenfassend poststrukturalistisch oder postmodern genannten Strömung der zeitgenössischen französischen Philosophie sichtbar werden, was sicherlich auch einer der Gründe für die relativ lebhafte französische Rezeption des Werks von Müller ist. Wie Hans-Thies Lehmann in seiner Studie *Raum-Zeit. Das Entgleiten der Geschichte in der Dramatik Heiner Müllers und im französischen Poststrukturalismus* schreibt:

> Das fortgeschrittene zeitgenössische Bewußtsein hat es, nicht anders als die Kunst, mit der Frage zu tun, wie sich die Erfahrung eines Entgleitens artikulieren läßt: das Entgleiten des marxistischen, selbst des emanzipatorischen, aufklärerischen Impulses. Mit ihm ist aber nicht weniger als der Begriff von Geschichte überhaupt betroffen, und dies prägt sich in den Werken Müllers gerade vor dem Hintergrund des historischen, marxistischen Bewußtseins aus. [...] Müllers Werk zu lesen heißt, sich vor der Erfahrung schwindender Relevanz des Bezugsrahmens Geschichte nicht blind zu machen und als heilsam die Kritik der historischen Vernunft zu erkennen, eine Kritik, die dazu verhilft, daß man den unhaltbaren Anspruch fallen läßt, den Zeitverlauf als sinnvoll zu behaupten.[6]

Das Gräuelmärchen Preußen

In der einschlägigen Literatur besteht beinahe einhelliges Einvernehmen darüber, daß etwa mit dem Anfang der '70er Jahre erneut eine Zäsur in Müllers Werk zu ziehen ist. Diesmal ist sie, die Zäsur, einerseits formalstrukturell, indem nämlich Müllers neues Geschichtskonzept die traditionelle dramatische Form und Struktur zunehmend fragmentierte oder zumindest offener werden ließ — mag sowohl das, was man unter „Fragmentiertheit" bzw. „Offenheit", als auch das, was man unter „traditioneller dramatischer Form und Struktur" verstehen mag, noch so relativ und vieldeutig sein —; andererseits thematisch, denn Müller schrieb damals, in den '70er Jahren — wie er selbst behauptet, gelegentlich übrigens auf Konzepte und Fragmente aus den '50er Jahren zurückgreifend — die Stücke des sogenannten „Deutschland-Komplexes"[7] (*Germania Tod in Berlin*, 1956/71; *Die Schlacht*, 1951/74; *Leben Gundlings Friedrich von Preußen Lessings Schlaf Traum Schrei*, 1976), so daß sein Name eine Zeit lang wortwörtlich mit dem Deutschlands zu verwachsen schien: die Kritik nannte ihn nur den „Deutschland-Müller".

Die Stücke des „Deutschland-Komplexes" bieten ein monströses Bilderbuch jenes Phänomens, das man gewöhnlich die „deutsche Misere" nennt — daß also jahrhundertealten Erfahrungen gemäß alle humanistischen, aufklärerischen und aufgeklärten, alle emanzipatorischen Bestrebungen früher oder später im schon von Heine wunderschön besungenen Dreck des deutschen Vaterlandes ihr unrühmliches Ende finden -, und das Müller — gleichsam als Beweis für die Kontinuität des Greuelmärchens (deutsche) Geschichte — von dem „ersten Arbeiter- und Bauernstaat auf deutschem Boden" über das Dritte Reich, über das Preußen Wilhelms I. und Friedrichs II. ganz bis hin zu den Nibelungen und den Germanen des Tacitus zurückverfolgt. In den Anmerkungen zu *Philoktet* liest man den lakonischen Satz: „Der Kessel von Stalingrad zitiert Etzels Saal."[8]

In den Stücken des Deutschland-Komplexes sah freilich sowohl die offizielle Literaturkritik der DDR als auch die westdeutsche Linke genau das, was sie auch waren: eine Provokation ohnegleichen. Um wieder Müller selbst zu zitieren:

> Marx spricht von dem Alptraum toter Geschlechter, Benjamin von der Befreiung der Vergangenheit. Der Tote ist nicht tot in der Geschichte. Eine Funktion von Drama ist Totenbeschwörung — der Dialog mit den Toten darf nicht abreißen, bis sie herausgeben, was an Zukunft mit ihnen begraben worden ist.[9]

Sozialistischer Postmodernismus oder die Dialektik der Aufklärung

Mit dem „Spätwerk" der '80er Jahre — so u.a. mit dem Zyklus *Wolokolamsker Chausee* — setzte Müller die gnadenlos-provokative Überprüfung der jüngeren deutschen Vergangenheit fort; doch — wie dies auch schon das

abschließende Lessing-Triptychon in *Leben Gundlings Friedrich von Preußen Lessings Schlaf Traum Schrei* bezeugt — er war von Anfang an bestrebt, die „deutsche Misere" in weiteren Zusammenhängen sichtbar werden zu lassen. Seine Aufmerksamkeit konzentrierte sich immer deutlicher auf diejenige Erscheinung — die Pervertierung und Selbstzerstörung der aufgeklärten Ratio —, die Max Horkheimer und Theodor W. Adorno in ihrem berühmten Buch unter dem Schlagwort *Dialektik der Aufklärung* zusammengefaßt haben. Damit gehört Müllers „Spätwerk", das — ebenso wie das Brechts mit dem Ende des 2. Weltkrieges — mit dem Zusammenbruch der DDR und der Wiedervereinigung Deutschlands im Wesentlichen abgeschlossen war, und dessen wohl bedeutendstes Stück, *Quartett* (nach Choderlos de Laclos' Briefroman *Les liaisons dangereuses* [1784]), bereits 1981 vorlag, in die mit einer gewissen Mehrdeutigkeit als „postmodern" bezeichnete internationale Hauptströmung der zeitgenössischen Kunst und Literatur, und zwar paradoxer Weise gleichsam als deren „sozialistische" Variante, doch ohne daß Müller bei all dem auf die ihm eigentümliche Problematik und seine spezifischen Vertextungsverfahren auch nur im Geringsten verzichtet hätte. Daß dieser auch „mit allen Gewässern der Theorie gewaschener" Autor sich in der Tat intensiv mit dem Postmodernismus auseinandersetzte, belegt außer den späten Werken eine ganze Reihe von eher theoretisch zu nennenden Äußerungen. Im „Text" *Der Schrecken die erste Erscheinung des Neuen. Zu einer Diskussion über Postmodernismus in New York* (1979) heißt es u.a.:

> Literatur nimmt an der Geschichte teil, indem sie an der Bewegung von Sprache teilnimmt, die sich zuerst in den Jargons vollzieht und nicht auf dem Papier. In diesem Sinn ist sie *eine Angelegenheit des Volkes,* sind die Analphabeten die Hoffnung der Literatur. Arbeit am Verschwinden des Autors ist Widerstand gegen das Verschwinden des Menschen. Die Bewegung der Sprache ist alternativ: das Schweigen der Entropie oder der universale Diskurs, der nichts ausläßt und niemanden ausschließt. **Die erste Gestalt der Hoffnung ist die Furcht, die erste Erscheinung des Neuen der Schrecken.**[10]

Trauerarbeit

Müllers größte Leistung besteht m.E. in der Entschlossenheit, der Radikalität, mit der er — nicht selten auch für andere — Trauerarbeit geleistet hat: Trauerarbeit über das Entgleiten der (nicht nur deutschen) Geschichte. Sein prominenter linker Kritiker, Michael Schneider, mag zwar recht haben, wenn er behauptet: Müllers Totenbeschwörungen, Alpträumen und Gräuelmärchen hafte öfters eine „*nekrophile* Tendenz" an;[11] doch auch noch dies dient der Zerstörung einer verhängnisvollen Vergangenheit, damit sie für die Zukunft fruchtbar gemacht werden kann. Müller sagte es ja selber:

> Mein Hauptinteresse beim Stückeschreiben ist es, Dinge zu zerstören. Dreißig Jahre lang war Hamlet eine Obsession für mich, also schrieb ich einen kurzen Text, *Hamletmaschine*, mit dem ich versuchte, Hamlet zu zerstören. Die deutsche Geschichte war eine andere Obsession, und ich habe versucht, diese Obsession zu zerstören, diesen ganzen Komplex. Ich glaube, mein stärkster Impuls ist der, Dinge bis auf ihr Skelett zu reduzieren, ihr Fleisch und ihre Oberfläche herunterzureißen. Dann ist man mit ihnen fertig.[12]

Theater war also für Müller zwar keine „moralische Anstalt" mehr, doch immer noch, wie Wolfang Heise gesagt hat: „[...] öffentlich-kommunikative Aktion des Fertgiwerdens mit dieser nationalen Geschichte, die wir uns nicht aussuchen können. [...] Aus diesem Alptraum hilft kein Akt des Vergessens oder Verdrängens. Das Publikum erfährt sich als in die Geschichte verwickelt, es ist die seine, es muß sich zu ihr und zu sich verhalten, sie ist nicht abgeschlossen.[13]

Und wenn man sich die Ereignisse der jüngsten Vergangenheit, das wieder einmal herumgeisternde Gespenst des Rechtsradikalismus hierzulande wie auch in dem vereinten Deutschland vergegenwärtigt, sei zum Schluß die Frage erlaubt: Ist sie denn, diese verhängnisvolle Vergangenheit, tatsächlich immer noch nicht abgeschlossen?

Anmerkungen

1. *Ein Brief.* — In: Hörnigk, Frank (Hrsg.): *Heiner Müller Material.* Texte und Kommentare. Leipzig: Reclam 1989. S. 37.
2. In: Müller, Heiner: *Geschichten aus der Produktion* 1. Texte 1. Berlin (West): Rotbuch 1974. S. 82.
3. *Verabschiedung des Lehrstücks* (1977). — In: Wie Anm. 1. S. 40.
4. *Fatzer +/– Keuner* (1979). — In: Wie Anm. 1. S. 36.
5. In: Wie Anm. 1. S. 106.
6. In: Arnold, Heinz Ludwig (Hrsg.): *Heiner Müller.* München: edition text + kritik 1982. S. 71. bzw. 79.
7. Vgl. u.a. Raddatz, Frank-Michael: *Dämonen unterm Roten Stern.* Zu Geschichtsphilosophie und Ästhetik Heiner Müllers. — Stuttgart: Metzler 1991.
8. *Drei Punkte.* — In: Müller, Heiner: *Mauser.* Tetxte 6. Berlin (West): Rotbuch 1978. S. 72.
9. *Ein Gespräch zwischen Wolfgang Heise und Heiner Müller (1986).* — In: Müller, Heiner: *Gesammelte Irrtümer.* Interviews und Gespräche. Bd. 2. Frankfurt a. M.: Verlag der Autoren 1990. S. 64.
10. In: Wie Anm. 1. S. 24.
11. Vgl. Schneider, Michael: *Heiner Müllers „Endspiele".* — In: *Literatur Konkret*, Herbst 1979. S. 32-37.
12. *Mauern. Gespräch mit Silvère Lotringer.* — In: Müller, Heiner: *Rotwelsch.* Berlin (West): Merve 1982. S. 81.
13. Heise, Wolfgang: *Beispiel einer Lessing-Rezeption: Heiner Müller.* — In: Storch, Wolfgang (Hrsg.): *Explosion of a Memory Heiner Müller DDR.* Ein Arbeitsbuch. Berlin (West): Hentrich 1988. S. 88.

Gábor Kerekes (Budapest)

Robert Musil und Ungarn

Die Betrachtung des Verhältnisses von Robert Musil zu Ungarn erlaubt über die bloße Aufzählung der Fakten, wann Musil in Ungarn gewesen war, welche Ungarn er gekannt und eventuell in seinen Werken dargestellt hat, hinaus auch einen Einblick in eine Reihe von Gesichtspunkten, die für viele österreichische Autoren in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts charakteristisch waren und so auch Rückschlüsse auf ihre allgemeine Bewußtseinslage zuläßt.

Musils persönliche Kontakte zu Ungarn

Daß es eine Reihe von persönlichen Kontakten zwischen Musil und Ungarn, aus Ungarn stammenden Personen gab, ist nicht weiter überraschend, gehörte es doch zur Normalität der Monarchie und auch der Zwischenkriegszeit, daß in Österreich das Zusammenleben mit u.a. Tschechen, Slowaken und Ungarn — bei allen vorkommenden Reibungen — als eine Selbstverständlichkeit funktionierte.

Dementsprechend ergibt sich auch nichts Sensationelles, wenn man die Kontakte Musils zu Personen aus Ungarn betrachtet.

Die ungarischen Bezüge reichen bis in Musils Familie hinein. So war Musils Vater in Temesvár geboren, einer Stadt im heutigen Rumänien, die bis auf den heutigen Tag für das Zusammenleben von Deutschen, Ungarn und Rumänen bekannt ist. Den Geburtsort seines Vaters notiert Musil 1915 ins Tagebuch anläßlich seines Planes, einen autobiographischen Roman zu verfassen, und er notiert dort zur Vaterfigur, sie könne „zb. [sic!] in Temesvar" geboren sein[1] und in Heft 33 des Tagebuches schreibt Musil über seinen Vater: „er ist durch Zufall in Temesvar geboren worden".[2] Andere Ausführungen zu dieser Frage sind nicht bekannt.

Musil hatte im Laufe der Jahre eine Reihe von ungarischen Bekannten, die im Tagebuch und in seinen Briefen in unterschiedlichem Maße, jedoch immer wieder genannt bzw. angeredet werden. In die Reihe dieser ungarischen Personen gehört als frühestes Beispiel der 1902 in einem Brief vom 18./19. Mai von Musil erwähnte gewisse „Lájos",[3] vermutlich Lajos von Barabás, der auch im Salon von Stefanie Tyrka-Gebells in Graz verkehrte.[4]

Ähnlich oberflächliche Erwähnungen finden sich immer wieder. Aus einem Brief von Martha Musil aus dem Jahre 1918 wissen wir, daß die Musils an einem Abend mit gewissen „Csaszars" verabredet waren,[5] in Heft 10 des Tagebuchs nimmt Musil Kenntnis von René-Fülöp-Miller,[6] dem Kulturhistoriker, der auch mit Stefan Zweig bekannt war.[7] Später gehört Fülöp-Miller zu den Bekannten Musils.[8] Genannt werden im Tagebuch auch noch

der Maler (Tibor) Gergely,[9] die Dichterin und Malerin Anna Leznay,[10] Yvonne (Ferenczy).[11]

Zu den ungarischen Bekannten Musils gehörten — und werden im Tagebuch auch immer wieder erwähnt — der 1880 in Budapest geborene Marcel Wilhelm Fodor[12] (im Tagebuch Heft 30 lesen wir: "Fodor ist Journalist, der Herkunft nach ungarischer Jude und Montaningenieur"[13]), der Arzt Dr. Hugo Lukács, der 1879 in Budapest auf die Welt gekommen war und der Musil half, als dieser an Arbeitshemmungen bei der Arbeit am *Mann ohne Eigenschaften* litt.[14] Lukács beging 1939 Selbstmord in Paris.[15] In dem essayistischen Fragment *Psa-Erz. in Sr.* (um 1924) nennt Musil Lukács einen „ungar. Psychiater".[16] 1928 besprach Musil unter dem Titel *Psychologie des Lehrlings — das Buch von Hugo Lukacs* am 30. Mai 1928 die Arbeit des Psychiaters.[17]

Mit Lukács war Musil durch den Ungarn Béla Balázs bekannt geworden, mit dem Musil befreundet war.[18] Die Beziehung zu Béla Balázs ist — wie man das an der Korrespondenz ablesen kann — für Musil sehr wichtig gewesen.

Dieser Ungar Béla Balázs, der jüdischer Herkunft war und ursprünglich Herbert Bauer hieß, war 1918/19 im Schriftsteller-Direktorium der Räterepublik in Ungarn und war auch Leiter der Abteilung Theaterwesen im Volkskommissariat für Kultur, bevor er 1919 nach Österreich emigrierte. Hier wurde er Filmkritiker des TAG, beschäftigte sich mit Filmästhetik, so veröffentlichte er 1924 das Buch *Der sichtbare Mensch oder Die Kultur des Films,* die Musil seinerseits 1925 besprach.

Das älteste briefliche Dokument ihrer Beziehung stammt vom 30. April 1922, als Musil Arne Laurin auf Béla Balázs („Balász") aufmerksam macht.[19] Am 8. Mai 1922 reiht er sich und Balázs mit „Thom, Müller, Fontana, Csokor, Buschbeck" in eine Gruppe,[20] und in der ersten Hälfte des Jahres 1924 muß er den Herausgeber Efraim Frisch auf Balázs aufmerksam gemacht haben, denn dieser bedankt sich bei Musil für seinen Hinweis, allerdings mit der Einschränkung: „Ich kenne ihn schon ziemlich lange, leider nicht von der besten Seite. Vielleicht hat er sich sehr verändert."[21] Hierauf kehrt Musil am 10. Dezember 1924 zurück, indem er seinen Essay, der ursprünglich nur eine Rezension von Balázs' („Balazs'") *Der sichtbare Mensch* werden sollte mit dem Hinweis an Frisch übersendet, das Buch von Balázs sei „wirklich außerordentlich" interessant: „ich betone das, weil mir ist, als ob Sie sich einmal über den Autor nicht sehr günstig geäußert hätten".[22] Der Disput um Balázs mochte weitergegangen sein, denn am 29. Dezember 1924 schreibt Musil Balázs verteidigend an Frisch[23] und ebenfalls noch 1924 übersandte Musil Rilke u.a. einen Aufsatz über Balázs,[24] zitiert in seinem Brief vom 1. Dezember 1924 an Josef Nadler länger Balázs mit den einleitenden Worten: „Ein Satz von Balázs trifft nahe"[25] und nennt im Brief an Franz Blei gleich die Adresse von Balázs („Béla Balázs"), der an einem gemeinsamen Projekt teilnehmen würde und sollte: „allerdings frug er gleich auch nach der Höhe der Honorierung."[26] Anfang 1925 preist Musil in einem Brief an Blei erneut

Balázs als potentiellen Mitarbeiter an („ich schicke Ihnen da eine teilweise ganz reizende Sache von Balázs. Seine Adresse ist: XIII. Linzerstrasse 66. Es läge ihm daran, daß der Beitrag möglichst bald veröffentlicht wird, weil er für mehrere Wochen nach Berlin kommt und sich vorher literarisch einführen möchte."[27]) und sendet dessen Schrift *Junge Armut,*[28] um sich dann am 15. März 1925 brieflich ebenfalls bei Blei zu beklagen: „Sie scheinen in der angenehmen Lage zu sein, Beiträge nicht zu brauchen. Was mir wegen des sehr netten von Balazs leid tut."[29] Am 26. Mai 1925 schreibt Musil bereits das dritte Mal an Blei die Adresse von Balázs.[30]

Erst am 28. September 1930 schreibt Musil Kritisches an Balázs, er bedankt sich für die Übersendung von *Der Geist des Films* und den Roman *Unmögliche Menschen* und schränkt ein, daß das Talent von Balázs seiner Ansicht nach „nicht alles gleichmäßig durchdringt", „da sich unsere Probleme an den Wurzeln berühren, oben aber auseinandergehn, was nun meiner Meinung nach nicht so wie nach der Ihren auf einen politischen Unterschied zurückzuführen ist, sondern auf die Genauigkeit der Durcharbeitung, von deren letzten Graden Sie sich, weltanschaulich geschützt, stellenweise dispensiert haben".[31] Musil schließt mit vorsichtigen Formulierungen — weitere Briefe zwischen den beiden sind nicht bekannt.

Zu nennen ist unter den ungarischen Bekannten Musils unbedingt auch die ungarische Gräfin May Török (im Tagebuch auch als „Torök"),[32] die durch ihre Sinnlichkeit als Modell zur „Freundin" von Alpha in *Vinzenz und die Freundin bedeutender Männer* (1923) sowie als Modell zu Bonadea in *Mann ohne Eigenschaften* fungierte.[33] In Musils Tagebüchern erscheint sie mehrmals mit dem Kürzel „Meh", das für „May" steht. Mal fungiert sie als eine der „Zeitfiguren",[34] mal steht hinter ihrem Namen die Bemerkung (1919/20): „Das ist endlich ein Pendant zu Balzacs Kurtisanen. Aber man muß sie jünger machen."[35] Mit May Török hatten die Musils noch 1939 Kontakt.[36]

Noch kurz erwähnt werden sollen jene Notizen, die auf einen ungarischen Umgang Musils hinweisen. Am 6. Januar 1930 beschreibt Musil den vergangenen Sylvesterabend, den er mit Martha bei den Fodors verbracht hatte, wo „außer Lukács und Fr. Lorenz lauter Amerikaner u. Ungarn" anwesend waren, deshalb wurde „englisch gesprochen oder ungarisch"[37] — wovon er allerdings kaum etwas versteht — und aus dem gleichen Jahr stammt die ironische Bemerkung im Heft 30 des Tagebuchs vom 13. März: „Wir waren mit Lukács im Café der Amerikaner. D.h. es sind größtenteils Ungarn oder Jugoslawen."[38]

Insgesamt gab es eine beträchtliche Zahl an ungarischen Bekannten, die Musil aufzuweisen hatte, doch dürfte eines aus dieser Masse von Bezügen und ihrer Niederschrift durch Musil klar sein: das Ungarische war für Musil in keinem einzigen Fall interessant oder jedenfalls nicht so interessant, als daß er hierzu gesondert Stellung genommen hätte.

Die Herkunft der ungarischen Bekannten war für Musil augenscheinlich nichts Besonderes.

Musils Kenntnis von Werken ungarischer Autoren

Einen weiteren Gesichtspunkt bei unserem Thema stellt die Frage dar, inwieweit Musil geistige Produkte von Ungarn kannte, ob er sie als ungarische Werke aufnahm oder ganz neutral als Produkte des menschlichen Geistes.

Das früheste Beispiel findet sich in der *Literarischen Chronik* vom August 1914, in der Musil u.a. auch das Buch *Geschichten aus zwei Welten* des aus Ungarn stammenden Arthur Holitscher bespricht, wobei in der Besprechung das Ungarische keine Rolle spielt.[39] Dabei muß gerechterweise eingeräumt werden, daß wahrscheinlich Arthur Holitscher selber nicht hätte sagen können, als was er sich verstanden haben wollte.

Der ungarische Dramatiker Franz Molnár erscheint in Musils Korrespondenz zunächst in Zusammenhang mit seinem Artikel *Wiener Theaterereignisse* über die deutsche Erstaufführung von Molnárs Stück *Der Schwan* am Burgteather am 24. März 1921.[40] Musil fand in der Korrektur seines Artikels Fehler, darauf wies er Arne Laurin brieflich hin.[41] Auch ein zweites Mal geht es in im Briefwechsel mit Arne Laurin um eine Molnár-Besprechung Musils.[42] Die erwähnte erste Besprechung erschien am 30. März 1921.[43] Musil wägt dabei vermeintliche Vor- und Nachteile des Stückes ab, geht auf das Ungarische aber nicht ein.

Ebenfalls zwei Molnár-Stücke besprach er am 21. Februar 1921 unter dem Titel *Wiener Theater,*[44] indem Musil zunächst unter Gebrauch von Anführungszeichen anführt: „Der ‚witzige und tiefe' ungarische Lustspieldichter zeigt darin, daß er die dunklen Tasten der menschlichen Seele mit gleicher Meisterschaft spielt wie die hellen. Oder Ähnliches."[45] Danach erzählt er ausführlich und ironisierend die melodramatisch-übertriebene Handlung des einen Stückes nach, um seinen Artikel mit den Sätzen zu beenden: „Dies war erst das eine der beiden Stücke."[46]

Der Artikel *„Die rote Mühle" von Franz Molnár (deutsche Uraufführung am Bugtheater in Wien)*, in dem Musil gnädiger mit Molnár umgeht, erschien am 2. Februar 1924 und endet nach diversen Bemerkungen zur Handlung schließlich aber doch noch mit der Anerkennung gewisser Meriten des Molnárschen Stückes:

> Es ist anzunehmen, daß dieses Stück auf allen Bühnen Erfolg haben wird, die es technisch ebenso vollkommen herauszubringen vermögen, wie es das Burgtheater tat; und es ist ihm zu wünschen. Denn ein lässiger, angenehmer, geschmackvoller und begabter Plauderer erzählt darin mit vollendeter Sicherheit von tiefen Dingen; kritische Kritiker werden vielleicht von einigen Längen und technischen Mängeln sprechen, aber was wiegt das gegen die Kunst, Dante, Goethe oder Beethoven einem Publikum erträglich zu machen, das durch Lehár verwöhnt ist.[47]

Am 12. Februar 1922 verspottet Musil unter dem Titel *Tilla — Konstantin* die Wiener Aufführung des Stückes *Tilla* von Franz Herczeg, dem routinierten und produktiven Modeschriftsteller Ungarns jener Zeit, wobei Musil vor allen Dingen die dargestellten falschen Gefühle stören. Musil erlaubt sich auch eine kleine ungarische Ironisierung, indem er schreibt: „das Ergebnis ist, joj, die wilde Liebe".[48]

Betrachtet man die Lektüren Musils, so finden sich unter ihnen — auch — Werke ungarischer Verfasser. Zu der Lektüre Musils gehörte — um 1920 — u.a. auch Georg Lukács' *Die Seele und die Formen* (1911),[49] er exzerpierte aus *Kleine und grosse Kindertragödien* von Hugo Lukács,[50] und in Heft 10 des Tagebuchs exzerpierte Musil aus dem Artikel *Das Problem Deutschland* von Gustav Erényi, der in der Neuen Rundschau erschienen war.[51] Wie bereits erwähnt setzte sich Musil in *Bemerkungen über eine Dramaturgie des Films* (1925) mit dem Buch *Der sichtbare Mensch* von Béla Balázs auseinander.[52] Dabei spielt der ungarische Hintergrund des Verfassers keine Rolle. Zur Kenntnis nahm Musil auch die 1931 erschienenen Ausführungen von Julius (Gyula) Moór, dem Professor der Rechtsphilosophie an der Universität in Budapest, zum Pazifismus.[53]

Wie bereits im Zusammenhang mit den ungarischen Bekannten Musils können wir auch hinsichtlich der Äußerungen Musils zu ungarischen Werken der Geisteswissenschaften und der Kunst feststellen, daß ihm bei alledem keine „typischen Züge" der Ungarn aufgefallen waren — genauso wie übrigens auch in keinem anderen Fall irgendeine stereotype Bemerkung bei ihm zu der Herkunft der Verfasser zu finden ist. Musil gab sich keinen Schematisierungen, nationalen Typologisierungen hin.

Musil über Ungarn

Von den bereits angeführten Kontexten abgesehen, in denen Musil durchaus die Gelegenheit gehabt hätte, auf das — vermeintlich — Ungarische einzugehen, dies aber unterließ, gibt es mehrere Passagen, in denen er das tut bzw. die zeigen, daß die Entwicklungen in Ungarn nicht an seinem Interesse vorbeigegangen sind.

Unter den *Motive-Überlegungen* bezeichneten Bruchstücken findet sich auch eines mit dem Titel *Budapest*, das von Musils eigenen Erfahrungen in der ungarischen Hauptstadt zeugt. Dabei zeichnet er nicht nur begeistert die humane Atmosphäre der Stadt, sondern deutet sanft auch Unterschiede in der Einstellung der deutsch/österreichisch-jüdischen und der ungarischen Bevölkerung an:

> Um 8 Uhr morgens vor den Fenstern, wenn man die dicken Holzläden zurückschlägt — früher weiß ich es nicht — eine Luft, die weiß wie Kalk leuchtet. Ein Sommertag in Budapest. Auf hartem Pflaster hastig holpernde Wagen, dazwischen leichtes Getrappel u Gummiräder, dazwischen ratternde Motocycles der Briefträger, die die Postkasten ausheben, Schreie, Rufe — ein

> scharfes, heftiges, geschäftsgehetztes Leben, Herr Salomon Wirz u Herr Roszenthal haben keine Zeit aber Herr Istvan Tunichtgut u Herr Joszef Habnichts haben die Zeit u liegen in einem Torweg auf den schattenwarmen Steinen u der Dienstmann schläft auf der Bordschwelle u die Weiber stehen u lachen u alles mustert jeden Vorübergehenden. Ein Dollarleben u dabei doch die Zeit Luft, Licht, Weib, Mann, ein gutes Pferdegeschirr u alles Auffallende zu genießen. Männer sitzen mit Fächern in den Kaffeehäusern. Frauen gehen im Schlafrock über die Gasse. Tücher von einer Stärke der Farbe, wie sie nicht einmal Pariser Maler ersinnen. Ausgezeichnetes Schuhwerk, bei den Elegants vielleicht etwas weniger schön, vielleicht ebensoschön wie in London od Wien, bei den unteren Schichten verblüffend, etwa an Italien gemahnend. Viele bloße Füße. Mit od ohne Pantoffel. Bäurinnen sitzen mit weit auseinanderhängenden Beinen u bieten Früchte feil. Jeder Mann sieht jede Frau an, jede Frau jeden Mann. Tausend Möglichkeiten, nie eine Frechheit.[54]

Budapest entstand vermutlich 1910/11, als Robert Musil mit — der späteren — Martha Musil in Budapest weilte, um ihre Ehe scheiden zu lassen bzw. die Scheidung vorzubereiten, die Möglichkeiten zu tangieren.[55] Ungarn spielte dann bei der Scheidung die Rolle, daß Martha die ungarische Staatsbürgerschaft annahm, die Kinder von einem Ungarn adoptiert wurden und die Scheidung selbst von einem ungarischen Gericht ausgesprochen wurde.[56]

Musil verfolgte später auch die Entwicklung in Ungarn, und in Heft 19 des Tagebuchs (1919-21) exzerpierte er — vermutlich aus dem *Neuen Wiener Tagblatt* (17.November 1916) — die Rede des ungarischen Konteradmirals Horthy, der am 16.11.1916 an Spitze der Nationalarmee im Auftrag der gegenrevolutionären Regierung gegen die Räterepublik in Budapest einrückte. Die pathetischen Töne Horthys leitet Musil mit der Bemerkung ein: „Ein einschneidendes Ereignis, der Einzug der Truppen Horthys in Budapest, geschieht, und Reden werden gehalten, deren kein Wort der Gegenwart angehört“[57] und einige Seiten weiter heißt es, Ungarn und die Rede Horthys zeige das „sich nicht Losmachen können von den Kostümen der Vergangenheit“.[58]

Teile dieser Rede zitiert Musil auch in einem Briefentwurf, dessen weiterführende Bemerkungen zu Horthys Rede deutlich Musils Ansichten zum Ausdruck bringen:

> Unser Freund Horthy zum Beispiel, [...]der ungarische Reichsverweser, war ehedem, bevor er verweste, sondern als einfacher Vorkriegs-Marineoffizier bei uns verkehrte, ein sehr netter Kerl; ein bischen beschränkt [...], aber das wirkte doch äusserst natürlich: nun sieh Dir an, wie dieser Mann spricht, seit er eine historische Figur geworden ist! Ich habe mir [...] eigens eine Proklamation [...] aufgehoben, die er erliess, als er an der Spitze der königstreuen Reaktion die ungarischen Bolschewiken geschlagen hatte und Ende 1919 in Budapest einzog.

Dann folgt ein Zitat wie aus dem Exzerpt der Rede und eine Bewertung, die die Ereignisse nicht als etwas Außergewöhnliches, sondern leider als damalige europäische Normalität bezeichnet:

> [...] nachdem er so gesprochen hatte, ließ er zu, daß tausende Menschen aufgehängt, totgeprügelt und vernichtet wurden. Wenn Dir als Berlinerin diese Poesie etwas südöstlich vorkommt, so vergiss nicht die Germanenpoesie und den Grossen Fritz, die „befreiten Nationen“ oder die reden des Herrn Poincarré aus allen diesen Poesien sind Ströme von Blut und Aberwitz geflos [sic!] ...[59]

An dieser Stelle bricht das Manuskript ab und bis heute ist die folgende Seite des Typoskripts nicht gefunden worden.

Auf den hierauf folgenden Seiten des Tagebuches finden wir Hinweise auf Musils Ansichten zur Räterepublik in Ungarn, die deutliche Distanz ausdrücken. („Die Räteherrschaft in Ungarn hat aller Wahrscheinlichkeit nach auch eine Unmenge Schmutz, Niedertracht, Korruption usw. zur Herrschaft gebracht.“[60]) Ebenfalls in Heft 19 des Tagebuches findet sich ein Exzerpt aus dem Artikel *Die ungarischen Gewerkschaften unter dem weißen Terror* aus der *Arbeiter-Zeitung* vom 3. April 1920,[61] in dem die Verfolgung der Arbeiterinteressenvertretungen dargelegt wird, sowie ein Exzerpt aus dem Artikel *Hungarian atrocities. Die ungarischen Greuel. VI.* aus der Wiener Zeitung *Der Abend* vom 2. April 1920.[62] Beide Exzerpte läßt Musil unkommentiert, in ihnen kommen die Namen von Regierungschef Károlyi in der Zusammensetzung „Karolyiregierung“ und des Gewerkschafters Adalbert Kiraly vor[63] und in Heft 9 (1919/20) des Tagebuches gibt es kurze Verweise auf das „weiße Ungarn“ und den „weißen Terror“ in Ungarn.[64] In dem Essay *Der Anschluß an Deutschland* (1919) geht Musil u.a. auch auf das Nationalitätenproblem in Österreich, das er als äußerst liberales Reich zeichnet, ein und kommt so auch auf die Ungarn zu sprechen. Dabei ist seine nüchterne Art bemerkenswert, mit der er eine ganz unprätentiöse Diagnose der Lage gibt:

> Die nichtdeutschen Völker haben Österreich-Ungarn ihr Gefängnis genannt. Das ist sehr merkwürdig, wenn man weiß, daß dies bis zuletzt auch die Madjaren getan haben, obgleich sie längst die herrschende Nation in der Monarchie gewesen sind. Es wird noch merkwürdiger, wenn man weiß, mit welcher Freiheit Südslawen und Tschechen in Österreich ihren antiösterreichischen Gefühlen Luft machen konnten; ich könnte da aus Zeitungsartikeln zitieren, die im Krieg erschienen sind, was in keinem andern Staat zu schreiben möglich gewesen wäre. Trotzdem Gefängnis? Man kann es nicht aus zwei Jahrhunderte alten Erinnerungen, sondern nur aus tiefem Mißtrauen gegen den Staat erklären, aus der Angst zu ersticken, aus Verachtung.[65]

Im weiteren bestreitet Musil die Auffassung von der großen Verschmelzung der Völker der Monarchie, wie sie später z.B. von Stefan Zweig behauptet wurde:

> Erstens haben weder die Slawen, noch die Romanen, noch die Madjaren der Monarchie eine österreichische Kultur anerkannt, sie kannten nur ihre eigene und eine deutsche, die sie nicht mochten; die „österreichische“ Kultur war eine Spezialität der Deutschösterreicher, welche gleichfalls eine deutsche nicht haben wollten.[66]

Musils Notizen zu und über Ungarn zeigen ein Interesse an politischen Entwicklungen im Nachbarland, wobei er aber niemals maßlos wird, sondern immer zum Vergleich europäische Beispiele heranzieht.

Ungarn in den fiktionalen Werken Musils

Bereits in dem geplanten frühen Stück *Panama*, das in einem Heft ohne Nummer erhalten geblieben ist, kommt Ungarn und ungarische Namen vor. Zur Sprache kommt der Plan, aus österreichischem Obst in Ungarn Marmelade herstellen zu lassen. Die Namen Tisza und Sandor Karolyi werden erwähnt,[67] doch kommt Ungarn keine tiefergehende Bedeutung zu. Im Zusammenhang mit den *Verwirrungen des Zögling Törless* ermittelte Karl Corino als Modell des Törless einen gewissen Alexander Baksy von Szent-István-Baksa, Sohn eines reformierten Seelsorgers aus Szendrő im nordungarischen Komitat Borsod.[68] Im Werk selber kommt dem Ungarischen keine Bedeutung zu. In *Das verzauberte Haus* und auch in *Die Versuchung der stillen Veronika* finden wir mit der Person des Demeter Nagy eine eindeutig als ungarisch gekennzeichnete Figur, was durch die Anrede „bácsi" und den angedeuteten ungarischen Akzent von Demeter („duhmer Kärl, ich kohm ja gleich") auch ganz klar gemacht wird.[69] Allerdings hat der Umstand, daß Demeter Ungar ist, in beiden Fassungen keinerlei Bedeutung. In *Der Mann ohne Eigenschaften* finden sich selbstverständlich die vielleicht bekanntesten Zitate — auch — zu Ungarn.

Grundsätzlich und berühmt sind die Ausführungen zu dem Verhältnis von Österreich zu Ungarn, in dem das problematische Selbstverständnis der Österreicher im Mittelpunkt von Musils Interesse steht, zugleich jedoch das unproblematischere Selbstbewußtsein — auch — der Ungarn angeführt wird:

> Dieses österreichisch-ungarische Selbstgefühl war ein so sonderbar gebautes Wesen, daß es fast vergeblich erscheinen muß, es einem zu erklären, der es nicht selbst erlebt hat. Es bestand nicht etwa aus einem österreichischen und einem ungarischen Teil, die sich, wie man dann glauben könnte, ergänzten, sondern es bestand aus einem Ganzen und einem Teil, nämlich aus einem ungarischen und einem österreichisch-ungarischen Staatsgefühl, und dieses zweite war in Ungarn zu Hause, wodurch das österreichische Staatsgefühl eigentlich vaterlandslos war. Der Österreicher kam nur in Ungarn vor, und dort als Abneigung; daheim nannte er sich einen Staatsangehörigen der im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder der österreichisch-ungarischen Monarchie, was das gleiche bedeutet wie einen Österreicher mehr einem Ungarn weniger diesen Ungarn, und er tat das nicht etwa mit Begeisterung, sondern einer Idee zuliebe, die ihm zuwider war, denn er konnte die Ungarn ebensowenig leiden wie die Ungarn ihn, wodurch der Zusammenhang noch verwickelter wurde. Viele nannten sich deshalb einfach einen Tschechen, Polen, Slowenen oder Deutschen.[70]

Das in diesen für sich selbst sprechenden Passagen vom Erzähler des Romans geschilderte eher reservierte Verhältnis der Nationalitäten zueinander manifestiert sich auch im Denken der Figur des Grafen Leinsdorf, wo es heißt:

> Er trennte zunächst in seinem wachenden Geist sorgfältig Ungarn ab, von dem er als weiser Diplomat niemals sprach, so wie man von einem Sohn, der sich gegen den Willen der Eltern selbständig gemacht hat, niemals spricht, wenn man auch hofft, daß es ihm noch einmal schlecht gehen werde; das Übrigbleibende aber bezeichnete er als die Nationalitäten oder auch als die österreichischen Stämme.[71]

Ungarn ist in diesen Betrachtungen zur Lage in der Monarchie zwar durchaus ein Faktor, der ernstzunehmen ist, jedoch konzentriert sich das hauptsächliche Interesse der Ausführungen auf die Monarchie insgesamt. Bemerkenswert ist aber auf jeden Fall die nüchterne Darbietung der Fakten und das Fehlen jedweden Moralisierens. Bei Joseph Roth und auch bei Franz Werfel finden sich in ähnlichen Kontexten viel mehr Schuldzuweisungen an die Adresse der Ungarn und darüber hinaus an die der anderen Nationalitäten.

Im Zusammenhang mit der Figur des jungen Dichters Friedel Feuermaul erfährt der Leser, daß nicht nur sein Vater in Ungarn mehrere Betriebe habe,[72] sondern daß Feuermaul selber in einer „ungarischen Kleinstadt auf die Welt gekommen war".[73] Diese Kleinstadt wird dann als die Stadt „B." benannt, allerdings findet sich ihre konkrete Beschreibung nur im Nachlaß. Diese Beschreibung bietet dann — abweichend von der Formulierung der „ungarischen Kleinstadt" — vielmehr das Bild einer gemischten Stadt der Monarchie, in der das deutsche, das tschechische und das ungarische Element nebeneinander leben. [74]

Schreibung ungarischer Namen und Begriffe bei Musil

Insgesamt findet sich eine sehr große Zahl an ungarischen Namen, Begriffen und eine Wendung bei Musil, was ja angesichts der vielen Kontakte nicht überraschend ist. Daß Musil kein Ungarisch konnte, wird auf Grund der Betrachtung der Schreibungen deutlich, wenn ihm auch zugebilligt werden muß, daß relativ wenige Fehler vorkommen. Das mag damit zusammenhängen, daß es sich entweder um ihm gut bekannte Namen handelte — persönliche Bekanntschaft bzw. Künstler- oder Politikernamen — bzw. der Grund mag auch sein, daß die Namen zu denen mit einfacherer Schreibung gehören. Probleme ergeben sich für Musil bei der Schreibung der ungarischen Namen in dem Augenblick, in dem ein Name zu den weniger bekannten beziehungsweise zu denen, die mit Akzent geschrieben werden, gehört. Daraus zeigt sich, daß seine Kenntnis des Ungarischen minimal war.

Einzig bemerkenswert ist die Schreibung des Ausdrucks „Mulacsak" (ung. „mulatság"), das für Feier oder Fest stehen kann. Hier schreibt Musil das Wort — abgesehen von den Akzenten — entsprechend einer bestimmten Kenntnis der ungarischen Orthographie, zumindest was die Rolle des Graphems „cs" angeht.[75] Leider ist es gerade an dieser Stelle und bei diesem Beispiel nicht gebräuchlich ...

Einordnung von Musils Ungarnbild im Kontext der österreichischen Literatur in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts

Wie wir deutlich haben sehen können, war Ungarn für Robert Musil zwar keine *terra incognita,* er hatte auch ein Interesse an den politischen Entwicklungen in Ungarn — so wie auch in anderen Ländern —, doch bei allen Kontakten, Bekannten und allem Wissen über das Land beschäftigte ihn Ungarn und das Ungarische kaum. Geht er auf Ungarn und seine Rolle innerhalb der Monarchie ein, so doch immer unter der primären Aufmerksamkeit für Österreich bzw. für die Gesamtheit der Monarchie. Insofern ist Musils Verhältnis zu Ungarn ganz typisch für die österreichischen Autoren der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, die aus den deutschsprachigen Teilen der Monarchie stammten.

Anmerkungen

1. Musil, Robert: *Tagebücher.* Herausgegeben von Adolf Frisé. — Reinbeck bei Hamburg: 1976. S. 316. (Im weiteren: RMTB)
2. RMTB S. 920.
3. Musil, Robert: *Briefe 1901-1942.* Herausgegeben von Adolf Frisé. — Reinbeck bei Hamburg: 1981. S. 5. (Im weiteren: RMB)
4. Musil, Robert: *Briefe 1901-1942. Kommentar. Register.* Herausgegeben von Adolf Frisé. — Reinbeck bei Hamburg: 1981. S. 3. (Im weiteren: RMBKR)
5. RMB S. 159.
6. RMTB S. 474.
7. Wie mir Herr Professor Harry Zohn (Brandeis), der persönlich mit Friderike Zweig bekannt war und gerade die Emigration in den USA erforscht, in einem Gespräch im Februar 1995 in Budapest versicherte, war Fülöp-Miller nicht nur ungarischer Abstammung, sondern sprach auch ein Deutsch, das von einem starken ungarischen Akzent gekennzeichnet war.
8. RMTB S. 701.
9. RMTB S. 694.
10. RMTB S. 711.
11. RMTB S. 729.
12. Musil, Robert: *Tagebücher. Anmerkungen. Anhang. Register.* Herausgegeben von Adolf Frisé. — Reinbeck bei Hamburg: 1976. S. 495. (Im weiteren: RMTBAAR)
13. RMTB S. 693.
14. RMTBAAR S. 496.
15. RMBKR S. 733.
16. Musil, Robert: *Gesammelte Werke. Bd. 8.* — Reinbeck bei Hamburg: 1981. S. 1401. (Im weiteren: RMGW und Bandnummer)
17. RMGW 9 S. 1681ff.
18. RMTBAAR S. 496.
19. RMB S. 257.
20. RMB S. 259.
21. RMB S. 353.
22. RMB S. 370f.

23. RMB S. 373.
24. RMBKR S. 213.
25. RMB S. 369.
26. RMB S. 372.
27. RMB S. 378.
28. RMBKR S. 220.
29. RMB S. 379.
30. RMB S. 384.
31. RMB S. 479.
32. RMTB S. 267.
33. RMTBAAR S. 163.
34. RMTB S. 426.
35. RMTB S. 429f.
36. RMBKR S. 588.
37. RMTB S. 693.
38. RMTB S. 709.
39. RMGW 9 S. 1470f.
40. RMBKR S. 128.
41. RMB S. 224.
42. RMBKR S. 200.
43. RMGW 9 S. 1475f.
44. RMGW 9 S. 1551ff.
45. RMGW 9 S. 1551.
46. RMGW 9 S. 1553.
47. RMGW 9 S. 1636.
48. RMGW 9 S. 1548.
49. RMTBAAR S. 287.
50. RMTBAAR S. 1183.
51. RMTB S. 517.
52. RMGW 8 S. 1137-1154.
53. RMTB S. 851.
54. RMGW 7 S. 897f.
55. RMGW 9 S. 1794.
56. Zalán Péter: *Musil világa.* — Budapest: 1981. S. 48.
57. RMTB S. 539f.
58. RMTB S. 542.
59. RMTBAAR S. 1132f.
60. RMTB S. 542.
61. RMTBAAR S. 364.
62. RMTBAAR S. 364.
63. RMTB S. 551.
64. RMTB S. 437 und 443.
65. RMGW 8 S. 1038.
66. RMGW 8 S. 1039.

67. RMTBAAR S. 1045.
68. RMTBAAR S. 1217.
69. RMGW 6 S. 155.
70. Musil, Robert: *Der Mann ohne Eigenschaften.* — Reinbeck bei Hamburg: 1995. S. 170. (Im weiteren: RMMOE)
71. RMMOE S. 451.
72. RMMOE S. 1018.
73. RMMOE S. 1032.
74. RMMOE S. 1444f.
75. Musil, Robert: *Der literarische Nachlaß. Herausgegeben von Friedbert Aspetsberger, Karl Eibl und Adolf Frisé.* — Reinbeck bei Hamburg: 1992. CD-ROM Version.

László Illés (Budapest)

Georg Lukács' Verteidigungsrede

In seiner am 29. Dezember 1942 abgehaltenen Sitzung debattierte der wissenschaftliche Rat des Philosophischen Instituts der Sowjetischen Akademie der Wissenschaften über die deutschsprachige Dissertation, die Georg Lukács unter dem Titel *Der junge Hegel und die Probleme der kapitalistischen Gesellschaft* eingereicht hatte. In der aus sieben Mitgliedern bestehenden Kommission war auch M. M. Rosenthal vertreten; unter den anwesenden weiteren zehn Wissenschaftlern, M. Owsjannikow von der Lomonosow Universität. Die Sitzung wurde von P. F. Judin, dem Direktor des Instituts, geleitet. Nach der Wortergreifung der Opponenten und Lukács' Erwiderung wurde dem Kandidaten mit sieben Ja-Stimmen der Doktortitel der Philosophie zugesprochen, den er am 28. August 1943 von der obersten Qualifikations-Instanz verliehen bekam. (Eine Fotokopie der Urkunde befindet sich in der Handschriftenabteilung des Lukács-Archivs in Budapest). Das 74 Seiten umfassende russischsprachige Protokoll des Verteidigungsverfahrens ist der Forschung erst seit kurzem zugänglich, da im Sinne der russischen Archivgesetze sog. „personenbezogene Materialien" [litschnoe delo] erst nach fünfzig Jahren aus den gesperrten Ursprungsbeständen an die öffentlichen Forschungsstellen gelangen. Es wird im jetzigen Moskauer Archiv der Russischen Akademie der Wissenschaften aufbewahrt (Fond: 1922. op. 1. d. 118.). Im Herbst 1994 bot sich mir die Gelegenheit zum gründlichen Studium der Unterlagen. Unter den Gutachten der Opponenten ragt die umfangreiche — jedoch nicht über die detaillierte und korrekte Wiedergabe der Dissertation hinausgehende — Stellungnahme von V. F. Asmus hervor. In der Folge soll über die zweifelsohne wichtigsten Teile des Verfahrens, nämlich die Einführungsrede von Georg Lukács und seiner Erwiderung an die Opponenten berichtet werden.

Bekanntlich hat die Hegel-Thematik Lukács bereits in den zwanziger Jahren mehr oder weniger regelmäßig beschäftigt. In Wien und besonders in Berlin intensivierte er seine diesbezüglichen Studien (vgl. László Sziklai: *Georg Lukács und seine Zeit* — 1930-1945. — Berlin u. Weimar: Aufbau-Verlag, 1990. S. 98-112).

Die endgültige Ausformulierung der mit den Anfängen der Hegelschen Philosophie verbundenen Problematik fand dagegen erst in den dreißiger Jahren statt (Lukács schloß das Manuskript im Herbst 1937 ab), als die geschichtsphilosophische Analyse der Widersprüche der „nach-revolutionären" Phase — ad analogiam — unumgänglich wurde.

In aller Kürze skizziert Lukács in seiner Ansprache die Grundzüge seiner Arbeit: Hegels Inschutznahme vor der irrationalistischen Deutung durch die sog. „Lebensphilosophen"; den Einfluß der englischen Wirtschaftslehre und der französischen Revolution auf die Entstehung seiner Philosophie; die Erkennung des dialektischen Verhältnisses zwischen progressiven und gleichzeitig negativen Zügen der kapitalistischen Gesellschaft; die Konstatierung der Entäußerung als zentrale Kategorie der *Phänomenologie des Geistes*, und schließlich die, in den Schwingungen der Kritik und der Affirmation erscheinende Lehre von der „Versöhnung". Mit gutem Grund blieb in der Vorrede lediglich ein einziger entscheidender Aspekt des Werks ausgespart (ein Manko, das jedoch durch das Referat von F. Asmus kompensiert wird): die Lehre von den Widersprüchen, als allgemeingültiger und somit auch auf die sowjetischen Verhältnisse zu beziehender Fakt. Lukács verteidigte seine Dissertation nach seiner fast zweimonatigen Inhaftnahme im Sommer 1941 und seiner Evakuierung nach Taschkent (1941—1942), d.h. zu einem Zeitpunkt, als Hegel von Shdanow gerade als Ideologe der gegen die französische Revolution gerichteten feudalistischen Reaktion gebrandmarkt wurde. Es verwundert deshalb nicht, daß Lukács' Arbeit *Der junge Hegel — Über die Beziehungen von Dialektik und Ökonomie* erst 1948 in der Schweiz erscheinen konnte und eine Übersetzung ins Ungarische das Tageslicht erst 1976 erblickte.

SOWJETISCHE AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN
PHILOSOPHISCHES INSTITUT

Protokoll der Sitzung des wissenschaftlichen Rats vom 29. Dezember 1942

Tagesordnung:

Disputation der zum Zweck der Erlangung der philosophischen Doktorwürde von Georg Lukács eingereichten Dissertation *Der junge Hegel.*

Offizielle Opponenten: Prof. Dr. phil. V. F. Asmus, Prof. Dr. phil. B. E. Bihowskij, Prof. Dr. phil. E. Kolman.

Vorsitzender: Genossen, erlaubt, daß ich die Sitzung des Wissenschaftlichen Rats des Philosophischen Instituts für eröffnet erkläre. Wir haben am heutigen Tage die Dissertation des Gen. Lukács zu beurteilen. Ich überlasse dem Gen. Wasiljew das Wort, damit er den Lebenslauf des Gen. Lukács vorliest.

(Gen. Wasiljew liest die biographischen Daten vor)

Georg Lukács: Genossen, meine Arbeit umfaßt vierzig Druckbogen und es ist deshalb nicht ganz einfach, sie in so kurzer Zeit vorzustellen. Ich werde deshalb lediglich einige methodologische Fragen ansprechen und beleuchten.

Warum suchte ich mir gerade den jungen Hegel zum Thema meiner Monographie aus? Die Frage ergab sich aus der Entwicklungsgeschichte der sich mit Hegel befassenden Wissenschaft. In der Geschichte der bürgerlichen Hegelforschung können wir drei Perioden unterscheiden. Die erste Periode ist die der sog. orthodoxen Hegelforschung, für die die Biographie von J. K. F. Rosenkranz charakteristisch ist.

Das 1857 erschienene Hegelbuch von R. Haym [Rudolf Haym: Hegel und seine Zeit. — L. I.] kündigt die nach der Revolution von 1848 zwischenzeitlich eingetretene Wende an. Hier haben wir es mit einem Werk zu tun, das sich ablehnend gegenüber Hegels Philosophie verhält, die Renaissance der Kantschen Philosophie bezweckt und Hegels klassische deutsche Philosophie verleugnet. Während dieses Zeitabschnitts spielten die Fragen der geistigen Entwicklung des jungen Hegel nur eine geringfügige Rolle.

Die dritte Periode beginnt mit der Biographie, die Dilthey dem jungen Hegel widmete. Wie erklärt es sich, daß der junge Hegel einen so großen Platz in der bürgerlichen Philosophie des imperialistischen Zeitalters einnimmt? Die Erklärung ist recht einfach. Die Hegelianer der imperialistischen Epoche hätten die Hegelsche Philosophie gerne in die Ecke der „Lebensphilosophie" gerückt. Sie meinten in den Jugendschriften Hegels all die Ingredienzen finden zu können, die es ihnen erlauben würde zu beweisen, daß Hegel der größte Irrationalist der Philosophiegeschichte gewesen sei. Ich habe gemeint, daß diese Tendenz des Hegelianismus des imperialistischen Zeitalters unbedingt widerlegt werden muß. Ich glaubte, daß es nicht genügt lediglich aufzuzeigen, daß diese bürgerlichen Autoren Unsinn reden, sondern, daß darüberhinaus der wissenschaftliche Beweis der von Hegel bis zur *Phänomenologie des Geistes* durchlaufenen Entwicklung zu führen ist. Während meiner Arbeit tauchten sehr gewichtige methodologische Fragen auf, die ich hier aber nur ganz allgemein erwähnen möchte; wen diese Fragen interessieren, den darf ich auf meine Dissertation verweisen. Da mehrere Fragmente der Schriften Hegels falsch datiert sind und die in seinen frühen Schriften auffindbaren Fragen der Ökonomie überhaupt nicht beleuchtet worden waren, hatte ich einen beträchtlichen philolologischen Arbeitsaufwand zu leisten.

Vergleicht man die Entwicklungsgeschichte des jungen Hegel mit dem von ihm selbst ausgearbeiteten Schema der Entwicklung der klassischen Philosophie, so stellt man fest, daß es nicht vollständig mit der Wirklichkeit übereinstimmt. Bekanntlich beschreibt Hegel den Entwicklungsweg des klassischen deutschen Idealismus so, als ob sich die wichtigsten einzelnen Phasen (jeweils durch einen der großen Philosophen repräsentiert) in einer logischen Folge aneinanderreihen würden: Fichte fußt auf Kant, Schelling auf Fichte

und Hegel auf Schelling. Die bürgerliche Geschichte der Philosophie begründete auf der Basis dieser logischen Kette ihr wirkliches Entwicklungsschema. Was Fichte und Schelling anbelangt, so ist diese Auffassung stichhaltig. Fichte hat in der Tat sein Wirken als Schüler Kants begonnen und auch immer betont, daß sein eigenes philosophisches System nichts anderes sei, als die konsequente Weiterentwicklung und Vollendung der Kantschen Philosophie. Erst als Kant selbst entschieden gegen eine derartige Auslegung seiner Philosophie protestierte, trennten sich beider Wege. Vergleichbar auch Schellings Entwicklung. Fichtes gewesener Schüler verstand seine Naturphilosophie ( )[1] als Verwirklichung der Wissenschaftslehre Fichtes ( )[2]. Die tatsächlich existierenden Divergenzen zwischen einerseits dem objektiven Idealismus Schellings und andererseits dem subjektiven Idealismus Fichtes, flammten erst im Verlauf ihrer Kontroverse auf.

Ganz anders verhält es sich mit Hegels Entwicklung. Da die bürgerliche Philosophiegeschichte seinen Werdegang jedoch dem oben erwähnten Schema unterwirft, deckt dieses Schema die Wirklichkeit nicht ab. Studiert man Hegels Entwicklung an Hand der konkreten Dokumente, so sieht man, daß sich die Gedankenwelt des jungen Hegel im wesentlichen unabhängig von Kant, Fichte und Schelling entwickelte. Natürlich kannte er diese Philosophen, doch seine Philosophie entfaltete sich völlig selbständig.

Als Hegel nach Jena umzog und einen philosophischen Bund mit Schelling einging, besaß er bereits in allen die Philosophie betreffenden wichtigen Fragen einen eigenen Standpunkt.

In ihrer gemeinsamen Zeitschrift — die ein Kampforgan des objektiven Idealismus zur Abwehr des subjektiven Idealismus von Kant und Fichte war und in Gegnerschaft zu Jacobi und der Romantik stand — führte schon zu Beginn nicht etwa Schelling, sondern Hegel das Wort. Er erstritt den Sieg des objektiven Idealismus auf dem Gebiet der Logik, der Erkenntnistheorie, des Rechts und der Moral. Diese Fakten werfen nicht nur ein neues Licht auf die Geschichte der Entstehung der klassischen deutschen Philosophie, sondern lassen zugleich auch alle Bestrebungen scheitern, die seitens der Historiker aus der imperialistischen Periode unternommen wurden, um die Philosophie Hegels in die Nähe der Romantik bzw. der „Lebensphilosophie" rücken zu können. Erscheinungen, die zu dieser Zeit dem Hegelschen objektiven Idealismus entsprechen, sind tendenziell einzig bei Goethe und Schiller auszumachen; besonders beim ersteren.

Die zweite wichtige methodologische Frage die aufzuwerfen wäre, ist das Verhältnis der Beziehung zu Marx und Engels, Hegels Platz in der Philosophiegeschichte, als einer ( )[3].

Lenin hat betont, daß Marx direkt von Hegel ausgegangen ist. In seinen *Ökonomisch-philosophischen-Manuskripten* schreibt Marx, daß Hegel, was die zeitgenössische Wirtschaftslehre anbelangt, auf der höchsten Stufe stand. Das marxistische Studium der authentischen Dokumente, die sich auf die Entwicklung des jungen Hegel beziehen, belegt die Richtigkeit dieser von den Klassikern des Marxismus getroffenen Feststellungen und fördert zugleich reichhaltiges Material zu Tage, aus dem die direkten, vom Primat der Ökonomie bestimmten Beziehungen zu Marx und Engels klar ersichtlich werden.

Ein dritter Punkt, der diese Fragestellung tangiert und hier aufgeführt werden muß, bezieht sich auf das Verhältnis der Beziehungen zwischen Hegels Studium der politischen Ökonomie und der Entwicklung der Hegelschen Dialektik. Hegels in der Geschichte der deutschen Philosophie eingenommener besonderer Platz wird auch dadurch definiert, daß er seinerzeit der einzige bedeutende Philosoph war, der sich nicht nur intensiv mit ökonomischen Fragen beschäftigte, sondern bei dem sie auch eine entscheidende Rolle in der Entwicklung seines philosophischen Systems spielten. Darüber schweigt sich, selbstredend, die bürgerliche Philosophiegeschichte aus.

Doch wie verhält es sich eigentlich in der Wirklichkeit? Darüber kann ich natürlich nur sehr kurz berichten. Obwohl Hegel den plebejischen Jakobinismus immer ablehnte, begann er sein philosophisches Schaffen als Anhänger der französischen Revolution. Die Gedankenwelt des jungen Hegel beruht vollständig auf deren Einfühlung und der Verarbeitung der von ihr aufgeworfenen Probleme. Da für ihn in seinem ersten Lebensabschnitt gerade die geschichtsphilosophischen Fragen von grundlegender Bedeutung waren, sind seine Bestrebungen am besten und am einfachsten mit jenem Schema zu charakterisieren, das er benutzte, um die Geschichte der Menschheit zu periodisieren. Er unterschied drei große Perioden: 1. die der antiken Stadtrepublik (Polis), als Periode der Freiheit; 2. die des Verfalls, als Periode des Freiheitsverlustes, der Umgestaltung des antiken ( )[4] zum Privatmenschen der Gegenwart; Hegel kämpfte währenddessen gegen das Christentum, d.h. gegen den Glauben des Verfalls, des Freiheitsverlustes und des vom öffentlichen Leben losgelösten Privatmenschen. 3. die in die Zukunft weisende Periode, in der antike Freiheit und gesellschaftliches Leben wiederaufleben sollten — ein Traum, der den Illusionen der Führer der französischen Revolution sehr nahe steht.

Nach dem Thermidor, nach der Wende der französischen Revolution, konstatiert man auch eine Wende im Denken Hegels. Es folgt die „Frankfurter Krisenzeit" in seinem Denken, die ich hier jedoch nur kurz, in allgemeinen, schematischen Zügen charakterisieren kann. Die Wende besteht darin, daß Hegel zur Erkenntnis gelangt, daß ein Wiederaufleben der antiken Polis unmöglich ist und in den Bereich der Utopie gehört. Daraus zog er die Konsequenz, daß es notwendig sei, sich mit der zeitgenössischen Gesellschaftsform zu „versöhnen" (und somit auch mit deren Glauben und mit dem Christentum). Die bürgerliche Wissenschaft hat sich seit Dilthey viel mit der „Frankfurter Krise" des Hegelschen Denkens beschäftigt, doch den entscheidenden Punkt nicht einmal berührt. Den Fakt nämlich, daß die entscheidende Wende in der Entwicklung Hegels, d.h. die „Versöhnung" mit der

kapitalistischen Wirklichkeit, durch das intensive Studium der Ökonomie, der Schriften von D. Stewart und A. Smith sowie der Fakten des englischen Wirtschaftslebens bedingt ist. Unberücksichtigt blieb darüberhinaus ebenfalls, daß Hegel aufgrund dieser Studien als erster ganz bewußt das Problem der Dialektik aufwarf und dies schon von Anfang an in einer eigentümlichen Richtung, die in der Folge sein Denken prägen und ihn von seinen Zeitgenossen unterscheiden wird.

Der Ausgangspunkt dieser Dialektik ist die Bewußtmachung der Widersprüche des Kapitalismus. Die „Frankfurter Krise" mündet bei Hegel in der Erkenntnis, daß der Kapitalismus einerseits als notwendige Fortschrittsetappe der Menschheit unumgänglich ist und andererseits — nicht losgelöst davon — als zutiefst unmenschlich im Widerspruch zu den Prinzipien des Humanismus steht. Die voneinander untrennbare Negation und gleichzeitige Erkenntnis der Notwendigkeit führten den jungen Hegel zum Verständnis der Dialektik. Und dies ist der Punkt, der veranschaulicht, daß Hegel, nicht nur nichts mit der Romantik zu tun hat, sondern ganz im Gegenteil, deren offensichtlicher Gegner ist. Seine Konzeption ist das genaue Gegenteil der romantischen Kritik des Kapitalismus.

Doch die Bedeutung der Wende im Denken Hegels erschöpft sich keineswegs in seiner Erkenntnis der in den Erscheinungen von vornherein existierenden Widersprüche. Die Beschäftigung mit der politischen Ökonomie läßt Hegel zum Schüler von Adam Smith werden und in dessem Geist wird er von nun an die menschliche Arbeit als zentrales Problem einer jeden gesellschaftlichen Erscheinung betrachten. Diese Erkenntnis führt dazu, daß Phänomene in ihrer Entstehung und Bewegung nicht mehr als tote und abgeschlossene Dinge, sondern als Produkt einer wie auch immer gearteten Aktivität angesehen werden. Doch diese Aktivität ist der abgeschlossenen Gegenständlichkeit der äußeren Wirklichkeit nicht starr entgegengesetzt — wie in Kants und Fichtes subjektivem Idealismus, der auf diese Weise rein subjektiv bleibt — sondern sie sind, ganz im Gegenteil, unzertrennlich miteinander in einer lebenden Wechselwirkung verbunden. So gesehen bedeutet die Aneignung der Smithschen Wirtschaftslehre für Hegel nicht nur den Ausgangspunkt der dialektischen Methode, sondern zugleich auch den Zugang auf dem Weg zur Begründung des objektiven Idealismus. Und nur von hier aus führt ein gerader Weg zur *Phänomenologie des Geistes*.

Aus dem in diesem Lichte gesehenen Verständnis der wirklichen Entwicklung der Hegelschen Philosophie erwächst noch eine weitere Frage, deren wichtige methodologische Bedeutung für die Philosophiegeschichte hier kurz herausgeschält werden soll. Es ist allgemein bekannt, daß — im Gegensatz zu den Philosophen der bürgerlichen Verfallsperiode — die Philosophen vergangener Zeiten „philosophische Probleme" niemals als Spezialisten aus einem reduzierten Blickwinkel betrachteten. Genauso bekannt ist es, daß ökonomische Fragen keinen unbedeutenden Platz in ihrem vielseitigen Erkenntnisdrang einnahmen. In der Antike wäre da nur an Plato und Aristoteles und in der englischen Philosophie an Hobbes, Locke, Berkeley und Hume zu erinnern. Die falsche Spezialisierung des bürgerlichen Historismus führte zu der merkwürdigen Situation, daß die Wirtschaftswissenschaftler die wirtschafts-wissenschaftlichen Werke von Berkeley, Hume und anderer untersuchen, während ihre erkenntnistheoretischen Schriften von den Philosophiehistorikern studiert werden. Und niemandem — außer Marx, der eindeutig auf dieses Zusammentreffen hinwies — fiel auf, daß Philosophie und Ökonomie hier keine rein zufällige Personalunionen eingegangen waren, sondern ganz im Gegenteil, den damaligen Denkern und der Philosophiegeschichte durch dieses Zusammentreffen, neue und nutzbringende Gesichtspunkte zur Untersuchung der Wechselbeziehungen zwischen Philosophie und Ökonomie eröffnet worden waren. Dieser methodologische Gesichtspunkt bezieht sich natürlich nicht nur auf die wirtschaftswissenschaftlichen Arbeiten der damaligen Philosophen; Spinoza und Leibniz z.B. haben niemals ökonomische Schriften verfaßt und doch kann das Studium der Wechselbeziehungen ihrer philosophischen und ökonomischen Ansichten der marxistischen Philosophiegeschichte Neues und Wichtiges bieten.

In meiner, über den jungen Hegel geschriebenen Monographie, war ich bestrebt, diesen methodologischen Gesichtspunkt zur Geltung zu bringen. Erstens, indem ich danach trachtete, an Hand des reichen und komplizierten Materials den nutzbringenden Sachverhalt dieser Anschauung zu beweisen; zweitens, indem ich auch anderen Forschern den Weg zur Beschäftigung mit diesem wichtigen Problem der Philosophiegeschichte eröffnete.

Hiermit beende ich meine Ansprache; es ist sowieso kaum möglich, in so kurzer Zeit die verschiedenen konkreten Probleme der Entwicklung Hegels zu erörtern. Wen diese Fragen interessieren, kann sich mit ihnen in meinem Buch vertraut machen.

Frage: Wie würden Sie den Zeitplan der Entwicklung des jungen Hegels skizzieren?

Lukács: Der erste Abschnitt: die Periode des jungen Republikaners in Bern (1794-97); die zweite: die Frankfurter Krisenzeit und die Herausbildung des Hegelschen Systems (1797-1800); die dritte: der mit Schelling gemeinsam geführte Kampf zur Durchsetzung des objektiven Idealismus (Jena, 1800-1803); schließlich die vierte: der Bruch mit Schelling und die Entstehung der *Phänomenologie des Geistes* (1803-1807).

Frage: Warum berühren Sie nicht die Frage, auf welche Weise sich Hegel mit der Naturwissenschaft beschäftigt hat?

Lukács: Mit dieser Frage konnte ich mich nicht befassen. Ich habe nicht die Biographie, sondern eine Monographie Hegels geschrieben, die ich den Problemen der Entwicklung gewidmet habe. Das Verhältnis Hegels zur Naturwissenschaft ist eine sehr wichtige Frage und ich hoffe, daß es bald einen Marxisten geben wird, der zu diesem Komplex eine Monographie schreibt.

[In der Folge trugen zwei Opponenten ihre bereits schriftlich eingereichten Stellungnahmen vor; in Vertretung des krankheitshalber abwesenden E. Kolman, las der wissenschaftliche Sekretär, N. Wasiljew, die Beurteilung vor. Nach den Referaten der Opponenten entbrannte eine kurze Kontroverse. B. T. Safronow, cand. phil., monierte, daß Lukács sich zu sehr auf die wirtschaftlichen Fragen konzentriert habe. Darauf eingehend, befand V. F. Asmus, daß der Doktorand auch ausgiebig auf die philosophischen und geschichtlichen Anschauungen Hegels eingegangen sei. Noch bevor Lukács abschließend das Wort ergriff, nahm er zu diesen Fragen Stellung: — L. I.]

Lukács: Der vollständige Titel meiner Arbeit lautet Der junge Hegel und die Probleme der kapitalistischen Gesellschaft. Das Ziel, das ich mir setzte, bestand [nicht[5]] darin, Hegels gesamte Entwicklung aufzuzeigen. Ich würde mich freuen, wenn jemand eine Monographie schreiben würde, die diese Aufgabe bewältigt. Die Entwicklung und Krise der Naturwissenschaft zu Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts spielte eine außergewöhnlich große Rolle in der Entwicklung des deutschen Idealismus und zugleich auch in der Entwicklung der Hegelschen Dialektik. Doch glaube ich, daß man alles dies nicht in einem einzigen Buch aufzeigen kann und darüber vielmehr ein weiteres Buch, das diesen ganzen Prozeß darstellt, zu schreiben wäre. Zugleich meine ich aber auch, daß die Beantwortung all dieser Fragen außergewöhnlich wichtig ist. Wenn es mir deshalb gelungen sein sollte, die mir selbst gesetzte Aufgabe zu lösen, so könnte dies schon ein Schritt voran zu einem besseren Hegel-Verständnis sein. Natürlich steht eine endgültige, jedes Problem lösende Biographie Hegels noch aus, und ich betrachte meine Hegelarbeit nicht als eine solche.

P. F. Judin: Ich erteile Gen. Lukács das Wort *[zur Verteidigungsantwort an die Opponenten — L. I.]*

Lukács: Ich möchte auf einige der Einwände von Gen. Bihowskij kurz antworten. Er hat zu recht bemerkt, daß der in meinem Buch von polemischen Passagen eingenommene Platz nicht übermäßig groß ist. Dort aber, wo die Darlegung der wirklichen Zusammenhänge es unumgänglich machte, Hegels bürgerliches Verständnis zu widerlegen, habe ich es jedoch nirgends versäumt, auf die wichtigsten Vertreter irriger Anschauungen hinzuweisen und die wichtigsten Punkte ihrer unrichtigen, reaktionären Ansichten über Hegel kritisch zu beleuchten. Wenn ich mich mit Marcuse nicht beschäftigt habe, so kann ich dies leicht nachholen.

Was die von Gen. Bihowskij kritisierten mißglückten Formulierungen anbelangt, so bin ich der Überzeugung, daß ich in meinem vierzig Druckbogen umfassenden Buch von 1938[6] noch eine größere Anzahl derartiger Passagen finden würde und ich sie mühelos korrigieren könnte.

Weitaus wesentlicher ist die Frage der Dialektik bei Fichte und Schelling. Ich kann mich nicht mehr genau an meine Formulierung erinnern, doch habe ich mit Sicherheit nicht behauptet, die Dialektik eines Nicolaus Cusanus

unterscheide sich nicht von der eines Schellings. Ich habe hauptsächlich die Frage der Rolle des „Aufhebens“[7] behandelt und diesbezüglich hat die Dialektik bis Hegel nun wirklich keinen nennenswerten Fortschritt gemacht. Bei Hegels Vorgängern besaß der Begriff „aufheben“ nur eine einzige Bedeutung: einstellen, abschaffen. Bei Hegel dagegen erlangt er eine dreifache Bedeutung: seine ursprüngliche, dann die des „bewahren“ und letztendlich die des „auf eine höhere Stufe stellen“. So gesehen stellt, meiner Meinung nach, die Schellingsche Dialektik keinen nennenswerten Fortschritt in der Entwicklung der Dialektik dar. Die Ausarbeitung der dreifachen Bedeutung des Begriffs „aufheben“ ist Hegels entscheidende Neuerung. Natürlich hatte Hegel in vielerlei Beziehungen seine Vordenker, doch es muß betont werden, daß er die Frage auf ganz neue Art aufwarf und so zum Vorläufer des Marxismus wurde. Die Vorgeschichte zu diesem Komplex ist spärlich dokumentiert. Es versteht sich von selbst, daß diese Problematik nicht sämtliche in Zusammenhang mit der Dialektik aufkommenden Fragen erschöpfend beantworten kann. Wenn der vom Gen. Bihowskij erwähnte Passus in diesem Sinne mißverstanden werden kann, so muß ich mich hier stilistisch klarer ausdrücken.

Anmerkungen

1. Der Platz zwischen den Klammern ist in der Kopie des russischen Typoskript leer. Wahrscheinlich wurde er freigelassen, um im Nachhinein eine lateinische Eintragung vornehmen zu können, die dann ausblieb. Dem russischen Text zufolge mußte hier „Naturphilosophie“ bzw. „Wissenschaftslehre stehen“. Der volle Titel der hier verkürzt angegebenen Werke lautet: F. W. J. Schelling: *System des transcendentalen Idealismus* (1800) bzw. J. G. Fichte: *Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre* (1794).
2. Siehe oben.
3. Im Typoskript ist der Platz zwischen den Klammern leer geblieben. Vermutlich für einen auf Hegel als eine der Quellen des Marxismus weisenden Fachausdruck.
4. Im Typoskript ist der Platz zwischen den Klammern leer. Aus dem Kontext heraus müßte hier „republikanischen Citoyen der Polis“ stehen. Vgl.: Georg Lukács: *Der junge Hegel*. Über die Beziehungen von Dialektik und Ökonomie. — Neuwied und Berlin: Luchterhand 1967. S. 43.
5. Wahrscheinlich fehlt hier im Originaltyposkript das Wort „nicht“, das sich aus dem logischen Kontext ergibt: Das Ansinnen von Lukács war es nicht sich mit dem gesamten Lebenslauf Hegels, sondern lediglich mit einen Teilaspekt zu beschäftigen.
6. Wie bereits erwähnt, hat Lukács über Jahre hindurch an diesem Buch gearbeitet und es — soweit uns bekannt — im Herbst 1937 beendet. Natürlich kann nicht ausgeschlossen werden, daß er auch noch im darauffolgenden Jahr Korrekturen am Manuskript angebracht hat.
7. Im russischen Text wird hier und weiter unten der Ausdruck „snjatie“ verwendet.

SPRACHWISSENSCHAFT

Peter Canisius (Pécs)

Er hatte keine Zeit — Tom nem ért rá

Probleme der Übersetzung erlebter Rede vom Deutschen ins Ungarische

1.

Im Mittelpunkt der folgenden Überlegungen steht ein einziges Beispielpaar, nämlich das bereits im Titel zitierte Paar aus dem Satz

(1) Er hatte keine Zeit.,

einem Satz aus Thomas Manns „Buddenbrooks", und der entsprechenden Stelle in der ungarischen Übersetzung der „Buddenbrooks":

(2) Tom nem ért rá.

Daß dieses eine Beispielpaar im Mittelpunkt unserer Überlegungen steht, bedeutet natürlich nicht, daß die Probleme, um die es hier geht, Probleme speziell dieses Paares *Er hatte keine Zeit / Tom nem ért rá* sind. Als Beispiel, das es hier ist, steht dieses Paar vielmehr für zwei, in jeweils unterschiedlicher konkreter Form auftretende, strukturelle Probleme. Die ungarische Übersetzung (2) konfrontiert uns gleich mit einer Kombination dieser zwei Probleme: Sie betreffen — konkret gesagt — das Verb *ért rá* und den in der ungarischen Übersetzung auftretenden Eigennamen *Tom* bzw. — abstrakter formuliert — die Übersetzung des Präteritums und des Personalpronomens in (1) mit dem múlt idő[1] bzw. Eigennamen in (2). Noch abstrakter formuliert geht es letztendlich um die Übersetzbarkeit einer bestimmten Art von Text aus dem Deutschen ins Ungarische, einer Art von Text, in der das Tempus und das Personalpronomen eben eine ganz besondere Rolle spielen. Auch bei der Übersetzung dieser Art von Text aus dem Ungarischen ins Deutsche gibt es Probleme, Probleme, die den hier zu diskutierenden teilweise entsprechen. Um diese Probleme aber soll es hier nicht oder nur am Rande gehen.[2]

Aber nicht nur unser Paar (1-2) steht hier als Beispiel, als Beispiel eben für jene strukturellen (Übersetzungs-) Probleme im Umkreis von Tempus und Pronomen. Insofern, als es Unterschiede in diesen beiden Bereichen nicht nur zwischen dem Deutschen und Ungarischen und damit entsprechende Übersetzungsprobleme nicht nur bei der Übersetzung vom Deutschen ins Ungarische gibt, steht letztlich auch das Paar Deutsch/Ungarisch als Beispiel, als Beispiel nämlich für Sprachen, die dem Deutschen bzw. dem Ungarischen in jenen zwei Bereichen entsprechen.

Worum es bei jener Art von Text geht, in der das Tempus und das Personalpronomen jene ganz besondere Rolle spielen, das sehen wir, wenn wir uns

den näheren Kontext unseres Beispiels (1) ansehen; der lautet im deutschen Original:[3]

(3) Der Konsul ging, die Hände auf dem Rücken, umher und bewegte nervös die Schultern, denn das Gesicht, mit dem sie das Wort „dos" hervorbrachte, war gar zu unsäglich stolz.
Er hatte keine Zeit. Er war bei Gott überhäuft. Sie sollte sich gedulden und sich gefälligst noch fünfzigmal besinnen! Ihm stand jetzt zunächst, und zwar morgenden Tages, eine Fahrt nach Hamburg bevor: zu einer Konferenz, einer leidigen Unterredung mit Christian.

Die hier zugrunde gelegte ungarische Übersetzung[4] dieser Textstelle lautet:

(4) A konzul hátratett kezekkel járt föl és alá, és idegesen rángatta a vállát, mert Tony, valahányszor a *dos* szót kimondta, leírhatatlanul gőgös arcot vágott hozzá.
Tom nem ért rá. Isten látja, fülig volt munkával. Tony legyen türelemmel, és kedveskedjék még ötvenszer fontolóra venni a dolgot! Neki mindenekelőtt mégpedig holnapi nap, Hamburgba kell utaznia: megbeszélésre, kínos tárgyalásra Krisztiánnal.

Wir gehen im folgenden davon aus, daß es sich bei unserem Satz (1) in dem Kontext, in dem er bei Thomas Mann steht, um erlebte Rede (von jetzt ab: ER) handelt.[5] Genauer betrachtet handelt es sich wohl nicht nur bei diesem einen Satz, sondern auch bei den ihm im „Buddenbrooks"-Kontext folgenden Sätzen um ER, aber wir werden uns, wie gesagt, auf diesen einen Satz und seine ungarische Übersetzung konzentrieren.

Zu sagen, bei Satz (1) handele es sich in dem Kontext, in dem er steht, um ER, heißt kurz gesagt: Es handelt sich bei (1) nicht um eine Feststellung des (fiktiven) Erzählers, der an dieser Stelle seiner Erzählung sagt, daß Thomas zu jenem vergangenen Zeitpunkt des fiktiven Geschehens keine Zeit hatte (und mit Arbeit überhäuft war usw.), sondern vielmehr um eine Einschätzung der (fiktiven) Person Thomas selbst, der von sich meint, er habe keine Zeit. Mit einem Wort: Hinter unserem Satz (1) steht — im Sinne der bekannten Unterscheidung Franz K. Stanzels — nicht ein vermittelnder (auktorialer) Erzähler, sondern unmittelbar die Person Thomas als Reflektor.[6]

2.

Wir beginnen mit dem Tempus von *ért rá*. Für jemanden, der sich mit den Eigentümlichkeiten ER im Ungarischen nicht auskennt, beinhaltet dieser Ausdruck inklusive seines Tempus nicht das geringste Problem: Das deutsche Präteritum von *hatte (keine) Zeit* scheint mit dem ungarischen múlt idő von *(nem) ért rá* völlig richtig übersetzt. Das wäre in der Tat auch der Fall, handelte es sich eben nicht um ER, um — wie es in ungarischer Terminologie heißt — szabad függő beszéd.[7] ER aber folgt im Ungarischen anderen Tempusregeln als im Deutschen (oder auch z.B. im Englischen): ER steht nämlich — kurz gesagt — im Ungarischen anders als im Deutschen jeweils in dem

Tempus, in dem die entsprechende direkte Rede stünde bzw. anders: in dem Tempus, in dem der originale Gedanke, die originale „Rede" etc. steht. Sehen wir uns das an drei sehr einfachen Beispielen an, und vergleichen wir die ungarische und deutsche ER mit dem entsprechenden — hier deutsch formulierten — Original:

Original	ER deutsch	ER ungarisch
Ich bin krank.	Er war krank.	(Ő) beteg.[8] (= Er ist krank.)
Ich war krank./ Ich bin krank gewesen.	Er war krank gewesen.	(Ő) beteg volt. (= Er war krank.)
Ich werde krank sein.	Er würde krank sein.	(Ő) beteg lesz. (= Er wird krank sein.)

Wir stellen also fest: Die ER im **Deutschen** unterscheidet sich vom Original typischerweise in zweierlei Hinsicht, einerseits nämlich im Tempus, andererseits in der Person. Beides, die sogenannte „Tempusverschiebung" und auch die Verschiebung der grammatischen Person, impliziert eine Reihe von — z. T. viel diskutierten[9] — Problemen: Auf die mit der Verschiebung der Person zusammenhängenden Probleme werden wir weiter unten eingehen; was die mit der Tempusverschiebung und deren linguistischen Interpretation einhergehenden Probleme angeht, so will ich hier nur kurz auf den sprachlichen Ausdruck der Zukunft und speziell auf die durch das Beispiel *Er würde krank sein* veranschaulichte *würde*-Form der ER hinweisen: Bei dieser *würde*-Form handelt es sich nicht um einen Konjunktiv, sondern, genau wie bei den beiden anderen Beispielen *Er war krank* und *Er war krank gewesen*, um einen Indikativ, nämlich um das — in der germanistischen Grammatik und Sprachwissenschaft als indikativisches Tempus weitgehend vernachlässigte — sog. Präteritumfutur, das in der ER als Zukunftstempus dient.[10] (Interpretiert und bezeichnet man die *würde*-Form allerdings in dieser an die in der anglophonen und romanistischen Grammatik und Sprachwissenschaft nicht unübliche Terminologie („future in the past" bzw. „futur dans le passé") anschließenden Weise, muß man sich wohl fragen, ob dann nicht auch die beiden anderen Tempora als Tempora der ER eigentlich einen anderen Namen verdienen, nämlich — analog zu 'Präteritumfutur' — 'Präteritumpräsens' und 'Präteritumperfekt'.)

Nun kann die Zeitstufe der Zukunft — außerhalb der ER — bekanntlich sowohl im Deutschen als auch im Ungarischen durch das Tempus Präsens bzw. jelen idő ausgedrückt werden (*Morgen gehe ich ins Kino. — Holnap*

moziba megyek.); entsprechend kann — innerhalb ER — anstelle des Präteritumfuturs bzw. des ER-jövő idő ein ER-Präteritum bzw. ER-jelen idő stehen (*Morgen ging er ins Kino. — Holnap moziba megy.*). Das wiederum kann dazu führen, daß ein deutsches (oder z.B. englisches) Präteritumfutur mit einem (zukunftsbezogenen) ER-jelen idő oder ein deutsches (zukunftsbezogenes) ER-Präteritum mit einem ER-jövő idő übersetzt ist. In der obigen Gegenüberstellung sind solche Verschiebungen nicht berücksichtigt.

Im **Ungarischen** weist die ER zwar dieselbe Verschiebung der grammatischen Person auf, aber — wie bereits angesprochen — keine Tempusverschiebung. Und damit ist nun bereits zur Hälfte gesagt, was wir gemeint haben, wenn wir bisher etwas umständlich von dem Deutschen bzw. Ungarischen und jenen dem Deutschen bzw. Ungarischen unter den hier relevanten Aspekten vergleichbaren Sprachen gesprochen haben: Einer der hier in Rede stehenden Aspekte ist, ob die ER in der jeweiligen Sprache eine Tempusverschiebung aufweist, wie sie das eben z.B. im Deutschen oder Englischen tut, oder ob sie das, wie z.B. im Ungarischen, nicht tut.

Gehen wir nun davon aus, daß das Original im Falle unseres Beispiels (1) *Er hatte keine Zeit*

(5) Ich habe keine Zeit.

lautet und das heißt: im Präsens steht, so müßte gemäß der genannten Regel die ungarische Übersetzung — anders als das tempusverschobene deutsche (1) *Er hatte keine Zeit* — ebenfalls im Präsens stehen und

(6) Nem ér rá.

lauten und nicht *Nem ért rá.* Das heißt — nebenbei gesagt — natürlich umgekehrt für die Übersetzung eines *Nem ér rá* in einem als ER zu interpretierenden ungarischen Text (-ausschnitt), daß z.B. die deutsche Fassung wiederum nicht *Er hat keine Zeit* heißen darf.[11]

Warum aber übersetzt der Übersetzer nun nicht mit *(nem) ér rá*, sondern mit *(nem) ért rá*? Die einfachste Antwort wäre, anzunehmen, er habe entweder die ER von *Er hatte keine Zeit* nicht erkannt oder gemeint, es lege keine ER vor. „Beweisen" läßt es sich ja in der Tat kaum, daß hier ER vorliegt, auch wenn es im Kontext eine Reihe von starken Indizien gibt. Als geradezu klassisches Indiz für ER — man denke nur an Käte Hamburgers (²1968: 65 f) berühmtes *Morgen war Weihnachten* — wäre insbesondere die Kombination von *morgenden Tages* mit dem Präteritum zu nennen; daneben beachte man dann aber auch die Kombination von *jetzt* mit dem Präteritum sowie die Ausdrücke *bei Gott* und *gefälligst*.[12] Doch daß der Übersetzer die ER nicht erkannt oder einfach nicht gewußt hat, wie er sie zu übersetzen hat, ist unwahrscheinlich, denn wenig später verwendet er das — richtige — Präsens:

(7) Tony legyen türelemmel, és kegyeskedjék még ötvenszer fontolóra venni a dolgot! Neki mindenekelőtt, mégpedig holnapi nap, Hamburgba kell utaznia: megbeszélésre, kínos tárgyalásra Krisztiánnal.

Was also mag hinter der — vermutlich — bewußten Entscheidung des Übersetzers, bei *(nem) ért rá* das múlt idő zu verwenden, stecken? Den Grund dafür, daß der Übersetzer den Satz *Er hatte keine Zeit* in einen ungarischen múlt-idő-Satz übersetzt, den vermute ich an einer anderen Stelle desselben Satzes, und da bleibt nur eine: der Name *Tom*. Dieser Eigenname zwingt den Übersetzer, anstelle des jelen idő ein múlt idő zu verwenden. Wieso?

3.

Daß der Übersetzer das Personalpronomen *Er* des deutschen Originals mit dem Vornamen der gemeinten Person, *Tom*, übersetzt, das stellt das zweite der hier zu diskutierenden Probleme dar. Auch diese Übersetzung ist wie die von *hatte keine Zeit* mit *nem ért rá* ein Beispiel für ein allgemeineres — und, wie ich meine, fundamentales — Problem der Übersetzung von ER aus z.B. dem Deutschen ins Ungarische.

Auch in dieser Übersetzung wird der mit den Eigentümlichkeiten ER nicht vertraute Leser kein Problem entdecken: Nun gut — wird er vielleicht sagen — im deutschen Text steht *Er*, aber gemeint ist doch schließlich Thomas; warum also sollte im Ungarischen nicht, etwas eindeutiger, *Tom* stehen? Anders als im Falle des *(nem) ért rá* bzw. *(nem) ér rá*, bei dem es um eine Eigentümlichkeit ER im Ungarischen (verglichen mit dem Deutschen, Englischen u.ä.) ging, geht es in diesem Falle des *Er* bzw. *Tom* nicht um eine Eigentümlichkeit des Ungarischen oder Deutschen, sondern um eine diesen Sprachen (und tendentiell allen anderen) gemeinsame Eigentümlichkeit von ER, genauer: von erlebter und von indirekter Rede. Diese Eigentümlichkeit besteht darin, daß das Subjekt der originalen Rede, des originalen Gedankens etc., d.h. also die sich im Original mit *Ich* bezeichnende Person, in der indirekten und erlebten Rede nicht mit ihrem Namen oder einem anderen Nomen bezeichnet werden darf.[13] Heißt das Original also wieder:

(5) Ich habe keine Zeit.

bzw. heißt die direkte Wiedergabeform:

(8) Thomas sagte/dachte: „Ich habe keine Zeit."

so kann es in indirekter Rede nicht heißen:

(9) *Thomas sagte/dachte, Thomas habe keine Zeit.

sondern nur:

(10) Thomas sagte/dachte, er habe keine Zeit.

Und in ER kann es entsprechend nicht heißen:

(11) *Thomas/Tom hatte keine Zeit.

sondern ausschließlich:

(1) Er hatte keine Zeit.

Der Grund für diese Unmöglichkeit von Nomina ist letztlich — kurz gesagt — ein perspektivischer: Thomas denkt und sagt über sich nicht, daß Tom keine Zeit hat, und zwar deshalb nicht, weil der Name *Tom* eine außenperspektivische Sicht auf die gemeinte Person voraussetzt und artikuliert. Tom aber hat auf sich selbst „naturgemäß" keine solche außenperspektivische, sondern eine innenperspektivische Sicht: Einen außenperspektivischen Ausdruck wie *Tom* (oder auch z.B. das Demonstrativpronomen *der*) können nur diejenigen verwenden, die über Tom als eine andere, „dritte", Person sprechen; er selbst und diejenigen, die zu ihm sprechen, können den Eigennamen nicht verwenden, es sei denn, der Sprecher verwende wie etwa in Fällen des Typs *Das kann man mit mir, Thomas Buddenbrook, nicht machen.* seinen eigenen Namen oder der Eigenname sei vokativisch gebraucht.

Wenn das originale *ich* (oder auch *du*) nun in indirekter oder erlebter Rede wiedergegeben werden soll, kann dazu (im Deutschen und dem Deutschen hier entsprechenden Sprachen) nur das drittpersonige Personalpronomen und kein, aber auch gar kein anderer, Ausdruck verwendet werden. An anderer Stelle[14] habe ich diese drittpersonigen Personalpronomina, die in indirekter und in erlebter Rede für ein erst- oder zweitpersoniges Personalpronomen des Originals stehen, und die, obwohl grammatisch drittpersonig, jene Innenperspektive artikulieren, als logophorische Pronomina interpretiert. Logophorische Pronomina unterscheiden sich von den mit ihnen im Deutschen homophonen normalen anaphorischen Pronomina dadurch, daß sie erstens — eben infolge ihres innenperspektivischen Charakters — nicht durch andere Ausdrücke paradigmatisch ersetzbar sind und daß sie zweitens ein anderes Relativpronomen fordern: Das normale anaphorische Pronomen hat genau wie alle anderen („normalen") drittpersonigen Bezugsausdrücke das Relativpronomen *der/die/das*, das logophorische Pronomen hat als Relativpronomen die Ausdrücke *der er* bzw. *die sie* und entspricht darin den erst- und zweitpersonigen Personalpronomina als Bezugsausdrücken, die als Relativpronomina *der ich/die ich* bzw. *der du/die du* etc. fordern.[15]

Was das Ungarische angeht, so unterscheidet es sich vom Deutschen (und jenen dem Deutschen entsprechenden Sprachen) bekanntlich insofern, als es für die entsprechenden Stellen nicht nur das drittpersonige Personalpronomen, sondern auch eine Nullform besitzt. (Und damit ist nun auch die andere Hälfte dessen gesagt, was wir oben mit „(dem Deutschen bzw.) dem Ungarischen vergleichbare Sprachen" gemeint haben.) Welche dieser beiden Möglichkeiten das Ungarische nun in unseren Fällen ER verwendet, steht hier nicht zur Diskussion und bildet ein besonderes Thema.[16] Eines aber ist klar: Das Verbot der Namensnennung bzw. anderer außenperspektivischer Ausdrücke für die Bezeichnung des — wie ich es nenne — „perspektivischen Subjekts" der erlebten (bzw. auch der indirekten) Rede gilt auch für das Ungarische.

Es geht bei der Übersetzung von *Er (hatte keine Zeit)* mit *Tom (nem ért rá)* also nicht etwa um einen kleinen „stilistischen" Unterschied, sondern um einen Verstoß gegen eine fundamentale Regel ER. Und wieder stellt sich die Frage: Warum hat der Übersetzer diese Regel nicht befolgt? Wir gehen wieder davon aus, daß der Übersetzer sein Handwerk versteht und die in Rede stehenden Regeln „kennt". Was kann ihn bewogen haben, den hier eigentlich verbotenen Namen *Tom* zu nennen?

Wir haben oben vermutet bzw. behauptet, daß die Wahl des múlt idő dadurch bedingt ist, daß hier der Name *Tom* steht. Insofern gibt die Beantwortung der Frage, warum *Tom* steht, also gleich zweifach Antwort. Der Grund für die Namensnennung liegt im unmittelbaren Vorgängerkontext von *Nem ért rá*. Der unmittelbar vorangehende Satz lautet nämlich:

(12) A konzul hátratett kezekkel járt föl és alá, és idegesen rángatta a vállát, mert Tony, valahányszor a 'dos' szót kimondta, leírhatatlanul gőgös arcot vágott hozzá.

In diesem Satz ist *A konzul* das erste Subjekt, das dann in der Subjektrolle von *Tony* abgelöst wird. Damit liegt bei dem nun anschließenden *Tom (nem ért rá)* wieder ein Subjektwechsel vor, und dieser Subjektwechsel ist es wohl, was den Übersetzer veranlaßt hat, den Namen *Tom* zu setzen, um so Mißverständnissen in der Besetzung der Subjektrolle vorzubeugen.

4.

Wie man sich leicht denken kann, ist das hier in Rede stehende Problem nicht erst ein spezifisches Problem der ER, sondern es stellt sich bereits bei der Übersetzung indirekter Rede. Man denke doch nur an jene vielen Textpassagen in Erzählungen etwa Heinrich von Kleists, in denen die Gespräche z.B. zweier männlicher Personen in indirekter Rede wiedergegeben werden und wir auch nur mittels des Kontextes und des Inhalts der Gespräche verstehen können, wer nun gerade mit einem drittpersonigen Personal- oder Possessivpronomen gemeint ist. Zitiert sei ein kurzes und ein längeres Beispiel aus „Michael Kohlhaas".[17] Im ersteren Beispiel unterhält sich Kohlhaas mit dem Amtmann:

(13) Der Amtmann [...] sagte [...], daß er ja die Gestütpferde, die in seinen Ställen wären, nicht brauchen könne [...].

Hier ist mit *er* der Amtmann gemeint, und *seinen* bezieht sich auf Kohlhaas, d.h. das *er* steht für ein *ich* und das *seinen* für ein *deinen* der Originaläußerung:

(14) Ich kann ja die Gestütpferde, die in deinen Ställen sind, nicht brauchen.

In (13) ist also sowohl das *er* als auch das *seinen* logophorisch, da sie auf ein erst- bzw. zweitpersoniges Pronomen des Originals zurückgehen, und damit ist weder das *er* durch einen nichtpersonalpronominalen noch das *seinen* durch

einen nichtpossessivpronominalen Ausdruck paradigmatisch ersetzbar. Man kann sich aber leicht vorstellen, wie die ungarische Übersetzung[18] aussieht:

(15) A jegyző [...] azt mondta [...], hogy: hiszen a ménessel, amely Kohlhaas istállóit elfoglalja, nem tud mit kezdeni [...].

Hier steht in der ungarischen Übersetzung an der Stelle des deutschen *seinen* ein nichtpronominaler Ausdruck, nämlich der Eigenname *Kohlhaas*, und der Grund für diese Verwendung des Eigennamens dürfte wieder in einer ansonsten befürchteten referentiellen Uneindeutigkeit bestehen.

Im zweiten Beispiel berichtet Kohlhaas' Knecht Sternbald seinem Herrn von dem Verlauf einer Reise, die er, Sternbald, mit Kohlhaas' Frau Lisbeth in Kohlhaas' Angelegenheit unternommen hat:

(16) Diese Reise war aber von allen erfolglosen Schritten, die er [= Kohlhaas] in seiner Sache getan hatte, der allerunglücklichste. Denn schon nach wenig Tagen zog Sternbald in den Hof wieder ein, Schritt vor Schritt den Wagen führend, in welchem die Frau, mit einer gefährlichen Quetschung an der Brust, ausgestreckt darniederlag. **Kohlhaas**, der bleich an das Fuhrwerk trat, konnte nichts Zusammenhängendes über das, was dieses Unglück verursacht hatte, erfahren. Der Kastellan war, wie der Knecht sagte, nicht zu Hause gewesen; man war also genötigt worden, in einem Wirtshause, das in der Nähe des Schlosses lag, abzusteigen; dies Wirtshaus hatte Lisbeth am andern Morgen verlassen, und dem Knecht befohlen, bei den Pferden zurückzubleiben; und eher nicht, als am Abend, sei sie, in diesem Zustand, zurückgekommen. Es schien, sie hatte sich zu dreist an die Person des Landesherrn vorgedrängt, und, ohne Verschulden desselben, von dem bloßen rohen Eifer einer Wache, die ihn umringte, einen Stoß, mit dem Schaft einer Lanze, vor die Brust erhalten. Wenigstens berichteten die Leute so, die sie, in bewußtlosem Zustand, gegen Abend in den Gasthof brachten; denn sie selbst konnte, von aus dem Mund vorquellendem Blute gehindert, wenig sprechen. Die Bittschrift war ihr nachher durch einen Ritter abgenommen worden. Sternbald sagte, daß es sein Wille gewesen sei, sich gleich auf ein Pferd zu setzen und **ihm** von diesem unglücklichen Vorfall Nachricht zu geben; doch sie habe [...] darauf bestanden, ohne alle vorgängige Benachrichtigungen, zu ihrem Mann nach Kohlhaasenbrück abgeführt zu werden.

Für uns interessant ist das — von mir — hervorgehobene *ihm*. Obwohl es relativ weit von seinem letzten Vorgängerausdruck, nämlich — dem ebenfalls von mir hervorgehobenen — *Kohlhaas*, entfernt steht und in der Zwischenzeit mehrere andere potentielle Bezugsausdrücke aufgetreten sind, steht hier das Pronomen, das ja insofern, als es wieder für ein zweitpersoniges Pronomen der zitierten Originalrede steht, wieder ein logophorisches ist. Kurz ein Blick in den entsprechenden Satz der ungarischen Übersetzung:

(17) Sternbald azt mondta, hogy ő rögtön lóra akart ülni, és megvinni Kohlhaasnak a szerencsétlen eset hírét [...].

Auch hier verwendet diese Übersetzung[19] an der Stelle des deutschen logophorischen Pronomens wieder einen nichtpronominalen Ausdruck, nämlich wieder den Eigennamen.

So häufig diese Verwendung nichtpronominaler Ausdrücke in ungarischen Übersetzungen solcher Passagen indirekter Rede ist, unterscheidet sie sich von dem uns primär interessierenden Fall der ER doch in einem wesentlichen Punkt: Erstens wird der nichtpronominale Ausdruck normalerweise — wie das auch in (15) und (17) der Fall ist — für einen zweitpersonigen Ausdruck der Originalrede bzw. der direkten Rede eingesetzt und nicht für einen erstpersonigen, wie das bei der ER von (1-2) der Fall war. Zweitens wird durch eine solche Einsetzung eines nichtpronominalen Ausdrucks in die indirekte Rede natürlich nicht die Erzählperspektive der jeweiligen Textstelle in jener fundamentalen Weise verändert, wie das der Fall ist, wenn der Übersetzer den Namen des perspektivischen Subjekts der ER einsetzt. Allerdings wird man hinsichtlich unserer Beispiele (16-17) wohl sagen müssen, daß durch das deutsche *ihm* eine perspektivische Bindung an den Adressaten der zitierten Rede, den zuhörenden Kohlhaas, bewirkt wird, die dazu führt, daß wir Sternbalds Bericht sozusagen mit Kohlhaas' Ohren hören, und daß diese perspektivische Bindung an Kohlhaas in der Übersetzung ebenfalls verlorengeht: Die Nennung des Eigennamens macht eine solche Perspektivierung unmöglich.

Ist aber der deutsche Leser des „Michael Kohlhaas" im Falle unserer Beispiele (14) und (16) in einer besseren Situation als in der, in der der ungarische Leser wäre, würde der Übersetzer nicht den Namen *Kohlhaas* einsetzen? In keiner besseren Lage als der ungarische wäre z.B. ein deutscher Leser auch dann, wenn es im Falle des „Buddenbrooks"-Beispiels nicht um Thomas Buddenbrook und seine Schwester, sondern um Thomas und eine andere männliche Person ginge. In dem Falle wäre das deutsche *Er (hatte keine Zeit)* referentiell ebenfalls uneindeutig und könnte dennoch nicht durch *Thomas* ersetzt werden.

Ob die von uns dem Übersetzer der „Buddenbrooks" unterstellte Einschätzung bzw. Befürchtung, eine andere als die von ihm gewählte Übersetzung könnte Mißverständnisse in der Besetzung der Subjektrolle heraufbeschwören, berechtigt ist, möge unser Leser selbst überprüfen; man stelle sich vor, der Übersetzer hätte folgendermaßen übersetzt:

(18) Nem ér rá. Isten látja, fülig van munkával.

Oder man stelle sich vor, die Übersetzung lautete folgendermaßen:

(19) Ő nem ér rá. Isten látja, fülig van munkával.

Wäre eine dieser beiden Übersetzungen, die ja beide den Regeln der erlebten Rede im Tempus und der Nennung des perspektivischen Subjekts[20] entsprechen, wäre also eine dieser Übersetzungen problemlos, problemlos natürlich hinsichtlich der Frage, wer das Subjekt von *nem ér rá* ist?

Wir haben eine Reihe von Muttersprachlern mit dieser Frage konfrontiert, und zwar auf zwei unterschiedliche Weisen konfrontiert, und dabei eine — wie ich finde — nicht uninteressante Erfahrung gemacht: Die Muttersprachler, die ich mit der faktischen Übersetzung (4) konfrontiert und dann gefragt habe, ob (18) oder (19) unproblematisch wären, hielten weder (18) noch (19) für problemlos und forderten eine Einsetzung entweder des Namens oder z.B. des Ausdrucks *A konzul*. Ganz anders das Ergebnis eines zweiten Versuchs: Wir haben Deutschstudierende mit einer etwas längeren Version von (4) ohne den Namen *Tom* konfrontiert und ihnen kurz den Kontext der Szene erläutert; eine der Aufgaben bestand dann darin, die zwei Sätze *Nem ért rá. Isten látja, fülig volt munkával* zu übersetzen. Das Ergebnis war, daß von 83 Studierenden 81 *Nem ért rá* mit *Er hatte keine Zeit* übersetzt haben; eine(r) hat *Der Konsul* und eine(r) *Ich* als Subjektausdruck gewählt.[21]

Uns geht es hier nicht primär um die Frage, ob eine Fassung wie (18) oder (19) tatsächlich Verständnisprobleme mit sich bringt — wie die „theoretisch" Befragten meinten — oder ob es nicht vor dem Hintergrund des vorangehenden und insbesondere auch des folgenden Kontextes klar ist, wer keine Zeit hat (und mit Arbeit überhäuft ist) — wie es das Ergebnis des „praktischen" Übersetzungsversuchs suggeriert; wir fragen hier also nicht, ob es den Leser tatsächlich überfordern würde, von *Tony legyen* ... zurückzuschließen auf *Tom* als notwendiges Subjekt von *(Ő) nem ér rá*. Und wir diskutieren hier — abstrakter formuliert — auch nicht, inwiefern erzählerische Perspektive mögliche „normalgrammatische" Regeln von Nominalisierung, Pronominalisierung oder Subjektpronomentilgung im Ungarischen beeinflussen, dominieren oder außer Kraft setzen kann. Uns geht es hier lediglich um die Frage, warum der oder besser: warum ein Übersetzer hier wohl den perspektivetheoretisch verbotenen Namen *Tom* setzt.

5.

Der Grund dafür, daß der Übersetzer das múlt idő verwendet, liegt — so haben wir gesagt — in der Setzung des Namens *Tom*. Jetzt ist klarer, wieso. Die Setzung des Namens macht die Interpretation des Satzes als ER unmöglich: Thomas denkt nicht, daß Thomas keine Zeit hat, und wenn dort *Tom nem ért rá* steht bzw. im Deutschen *Tom hatte keine Zeit* stünde, so kann bzw. könnte das kein Gedanke dieses Toms bzw. Thomas' sein. Infolgedessen ist nun aber auch kein jelen idő, kein ER-jelen-idő, mehr möglich. Die Entscheidung für den Namen führt, ja, sie zwingt zur Entscheidung für das múlt idő.

Wenn unsere Argumentation richtig ist, stellt sich allerdings die Frage, warum unser Übersetzer dann nicht spätestens in dem auf unseren Satz (1) *Tom nem ért rá.* folgenden Satz, dem Satz

(20) Isten látja, fülig volt munkával.

nämlich, ein ER-jelen-idő verwendet, genauer: warum er statt *volt* nicht *van* wählt. In diesem Satz nämlich zwingt ihn keine Namensnennung mehr, ein múlt idő zu verwenden.

Für diese unsere Argumentation spricht, daß derselbe Übersetzer der „Buddenbrooks" in einer späteren Ausgabe genau das getan hat bzw. besser: wie er dort diese Textstelle übersetzt hat.[22] Auch dort hat er unseren Satz (1) mit *Tom nem ért rá* übersetzt, ist dann aber eben mit

(21) Isten látja, fülig van munkával.

fortgefahren. Die ganze Stelle lautet nun:

(22) A konzul hátán összefonta a kezét, úgy járt föl és alá, és idegesen rángatta a vállát, mert Tony, valahányszor a *dos* szót kimondta, leírhatatlanul gőgös arcot vágott hozzá.
Tom nem ért rá. Isten látja, fülig van munkával. Tony legyen [...].

Für unsere Argumentation spricht diese Übersetzung insofern, als der Übersetzer einerseits bereits in *fülig van mukával* das ER-jelen-idő bringt, sich dazu aber andererseits im Falle der Übersetzung von Satz (1) wieder nicht in der Lage sieht. Warum er für (1) auch jetzt wieder das múlt idő wählt — ich denke, diese Frage ist nunmehr beantwortet.

Wenn unsere Argumentation richtig ist, dann bedeutet das auch folgendes: Die beiden Probleme, die wir in der ungarischen Übersetzung *Tom nem ért rá* kombiniert fanden, sind nicht eigentlich gleichrangig, zumindest sind sie das nicht in dem Rahmen, in dem wir sie kurz diskutiert haben. Vielmehr haben wir gesehen, wie die Entscheidung für das ungarische Tempus, hier: das múlt idő, von der Entscheidung für die Personenbezeichnung, hier: den Eigennamen *Tom*, gesteuert, ja, erzwungen war. Die Art der Personenbezeichnung war und ist zumindest in unserem Argumentationsrahmen also offenkundig das primäre Problem, die Tempuswahl eine von der ersteren Entscheidung abhängige und damit ein in diesem Sinne sekundäres Problem. Das entspricht ja auch der Tatsache, daß unsere Pronominalisierungsproblematik als eine durch Gesetzmäßigkeiten vor- und außersprachlicher Perspektivität bestimmte weit universeller ist als unsere Tempusproblematik.

6.

Wir kommen zum Schluß: Was bedeutet all dies, wenn wir es etwas verallgemeinern? Es scheint folgendes zu bedeuten: In dem Maße, in dem der Übersetzer mit der Setzung des Namens *Tom* oder der unter unserem Fokus gleichbedeutenden Setzung etwa von *A konzul* recht hat, in dem Maße also, in dem er zu recht befürchtet, ein *Ő* oder ein Nullsubjekt werde die richtige referentielle Interpretation dieser Stelle gefährden, in dem Maße hat der Übersetzer an Stellen wie der von uns behandelten[23] nur zwei Möglichkeiten: Entweder er übersetzt so, daß er die jeweilige Referenz sichert, indem er — wie der von uns konsultierte Übersetzer das in seinen beiden Übersetzungen

getan hat — einen nichtpronominalen Ausdruck verwendet, oder er übersetzt die ER als solche und das heißt: ohne Nennung eines nichtpersonalpronominalen Subjektausdrucks. Im letzteren Falle riskiert er referentielle Mißverständnisse auf seiten des Lesers; im ersteren Falle „riskiert" er gar nichts, was er aber tut, ist: Er zerstört die ER und damit die den jeweiligen Text(ausschnitt) wesentlich bestimmende narrative Struktur. Dieser Eingriff ist natürlich um so bedeutsamer, je wesentlicher es für die Interpretation der jeweiligen Stelle ist, ob wir es mit einer Erzähleräußerung oder mit ER zu tun haben, und das kann für die Interpretation eines Text(ausschnitt)es bekanntlich von ausschlaggebender Bedeutung sein. (Unsere „Buddenbrooks"-Stelle habe ich indes nicht danach ausgesucht, wie wichtig jener Unterschied für die Interpretation dieser Stelle ist, sondern danach, wie geeignet sie als Beispiel für die Veranschaulichung unseres Problems ist.)

Ob an der von uns behandelten Stelle und an vergleichbaren Stellen aber tatsächlich die Gefahr referentieller Mißverständnisse besteht und das heißt: in welchem Maße Kontext und besonders erzählerische Perspektivierung solcherlei referentielle Uneindeutigkeiten zu beheben vermag, diese Frage haben wir gar nicht zu beantworten versucht. Es wäre interessant, dieser Frage auch anhand von mehr Beispielen einmal genauer nachzugehen, geht es doch um nichts weniger als die Übersetzbarkeit von ER oder zumindest: bestimmter Formen des Vorkommens von ER und damit einer der wesentlichen sprachlichen Strategien des moderneren Erzählens ins Ungarische.

Die Probleme, denen wir uns im vorigen gewidmet haben und insbesondere natürlich das primäre dieser beiden Probleme, das Problem nämlich der unmöglichen oder möglichen Personenbezeichnung mittels der dazu notwendigen Ausdrücke und die entsprechende Vermeidung der perspektivisch verbotenen Ausdrücke, dieses Problem stellt sich natürlich nicht nur bei der Übersetzung nichtungarischsprachiger ER ins Ungarische, stellt sich nicht nur dem Übersetzer. Es stellt sich im Prinzip genauso dem ungarischen Autor: Was tut der ungarische Autor, um an den kritischen Stellen ungarischer ER die Namensnennung bzw. andere außenperspektivische Ausdrücke zu vermeiden? Diese Frage aber geht über den bescheidenen Rahmen unserer deutsch-ungarischen Analyse eines einzigen Beispiels so weit hinaus, daß wir es mit diesem kurzen letzten Hinweis genug sein lassen wollen.

Anmerkungen

1. Ich werde für die ungarischen Tempora im folgenden die ungarischen Termini verwenden, da ja z.B. das ungarische múlt idő kein einzelnes deutsches Tempus als Entsprechung hat: Manchmal muß man es bekanntlich mit dem Präteritum, manchmal mit dem Perfekt übersetzen. (Und manchmal muß man es — wie wir sehen werden — auch mit dem Plusquamperfekt übersetzen.)
   Als Hilfe für des Ungarischen nicht mächtige Leser: jelen idő ist das Gegenwartstempus, múlt idő das Vergangenheitstempus, jövő idő das Zukunftstempus des Ungarischen.

2. Vgl. dazu Anmerkung 11.
3. Ich zitiere nach der 1974 im S. Fischer-Verlag, Frankfurt a. M., erschienenen 2. Auflage von Thomas Mann, „Gesammelte Werke" Band 1, S. 391.
4. Bei der von uns an dieser Stelle zugrunde gelegten Übersetzung handelt es sich um die von Viktor Lányi besorgte Übersetzung von Thomas Mann, „A Buddenbrook ház" in der 1963 bei Európa Könyvkiadó, Budapest, erschienenen Ausgabe (unsere Stelle findet sich auf S. 332; dort ist *dos* kursiv gesetzt). In der 1960er Ausgabe ist unsere Stelle (jetzt S. 333) bis auf die Tatsache, daß *dos* in Anführungsstrichen steht, gleichlautend.
   An späterer Stelle werden wir noch eine weitere, spätere, Ausgabe berücksichtigen, die sich von der 1960er und 1963er in für uns relevanter Form unterscheidet.
5. Dieselbe Annahme macht — z.B. — auch von Roncador 1988: 130; dort auch weitere Literatur zur Interpretation dieser „Buddenbrooks"-Stelle als ER. Ich werde im folgenden nicht zwischen ER und der sog. erlebten Wahrnehmung u. ä. unterscheiden, da diese Unterscheidungen vor dem Hintergrund der uns hier interessierenden textgrammatischen Unterschiede zwischen z.B. dem Deutschen und z.B. dem Ungarischen nicht ins Gewicht fallen.
6. Zur Unterscheidung von (auktorialem oder Ich-) Erzähler als vermittelnder Instanz und Reflektor als einer am Geschehen mehr oder weniger zentral beteiligten Person vgl. Stanzel ⁵1991: insb. Kap. 6. Zu textgrammatischen Aspekten dieser Unterscheidung vgl. auch Canisius 1994c und ders. & Knipf 1996: Kap. VI.
7. Mit dieser Begrifflichkeit entspricht das Ungarische der anglophonen und romanistischen Terminologie, in der die ER ja auch free indirect speech bzw. style/discours indirect libre genannt wird. Zu dem mit diesen Begriffen angesprochenen Verhältnis von erlebter zu indirekter Rede vgl. von Roncador 1988: 144 ff; zur ER im Ungarischen vgl. Kocsány 1994 und 1995 und die dort angegebene Literatur.
8. Zu dem hier eingeklammerten *Ő* vgl. unsere Anmerkung 20.
9. Vgl. dazu z.B. von Roncador 1988; zur „Tempustransposition" vgl. ins. S. 173-220.
10. Zu dieser Interpretation der *würde*-Form der ER als Indikativtempus vgl. Thieroff 1992: 141-156. Thieroff spricht nicht von „Präteritumfutur", sondern von „FuturPräteritum".
11. Ein krasses Beispiel für diesen Fehler, die ungarischen ER-Tempora nicht mit den entsprechenden verschobenen deutschen Tempora, sondern mit den ihnen „normalerweise" entsprechenden Tempora zu übersetzen, liefert die deutsche Übersetzung von Géza Ottliks „Minden megvan", wo die ungarische ER
    > *El fog múlni. El fog múlni, de előbb teljesen bezárja, befalazza őt a tehetetlen ürességbe.* (Zitiert nach Ottlik, G., „Minden megvan/Hajnali háztetők" Budapest (Európa Könyvkiadó) 1994, S. 390 f.)

    falsch mit
    > *Es wird vorübergehen. Es wird vorübergehen, doch zuvor schließt es ihn völlig ein, mauert ihn ein in eine ohnmächtige Leere.* (Zitiert nach G. Ottlik, „Es ist alles da" in: „Liebe. Ungarische Kurzprosa aus dem 20. Jahrhundert." Eine Auswahl von István Bart, Budapest (Corvina) 1993, S. 206-241; unsere Stelle findet sich S. 207)

    übersetzt wird, anstatt richtig mit
    > *Es würde vorübergehen. Es würde vorübergehen, doch zuvor schloß es ihn völlig ein, mauerte es ihn ein in eine ohnmächtige Leere.*

    Auch meine DeutschstudentInnen, die ich gebeten habe, diese Ottlik-Stelle aus dem Ungarischen ins Deutsche zu übersetzen, haben die Stelle ausnahmslos ebenso falsch übersetzt wie der soeben zitierte Übersetzer und diesen Fehler erst nach dem entsprechenden Hinweis bemerkt. Dabei ist diese Stelle noch sehr einfach, da das ungarische jövő idő in diesem Kontext eindeutig auf ER hinweist: Wirkliche Probleme entstehen erst, wenn das Tempus sowohl als Erzähl- als auch als ER-Tempus interpretiert werden kann, man also entscheiden muß, ob z.B. ein múlt idő mit einem deutschen (erzählerischen) Präteritum oder einem (ER-) Plusquamperfekt übersetzt werden muß.
12. Vgl. dazu auch von Roncador 1988: 130 f.
13. Vgl. dazu Canisius 1994a, 1994c und ders. & Knipf 1996: Kap. VI; zum Verbot der Namensnennung und der Rolle drittpersoniger Personalpronomina im personalen Erzählen bzw. speziell in ER vgl. Stanzel ⁵1991: Kap. 6 und 245 ff.

14. Vgl. Canisius 1994a und ders. & Knipf 1996: Kap. VI.
15. Wenn es im Original (bzw. in der entsprechenden direkten Rede) also heißt *Ich, der/die ich keine Zeit habe* bzw. *Du, der/die du keine Zeit hast*, heißt es in der entsprechenden drittpersonigen indirekten Rede *Er, der er* bzw. *Sie, die sie keine Zeit habe*; zu diesen Relativpronomina vgl. Canisius 1994b.
16. Vgl. dazu unsere Anmerkung 20.
17. Ich zitiere die folgenden zwei Beispiele nach der der Sembner-Ausgabe von 1965 folgenden Reclam-Ausgabe: Heinrich von Kleist, „Michael Kohlhaas", Stuttgart 1982, S. 23 bzw. S. 27 f. Zu dem zweiten Beispiel vgl. auch Canisius & Knipf 1996: VI.2.
18. Ich zitiere die beiden ungarischen Übersetzungen nach der 1995 bei Jelenkor erschienenen Ausgabe: Heinrich von Kleist, „Elbeszélések", Pécs, S. 21 bzw. S. 25.
19. Die 1955 im Szépirodalmi Könyvkiadó, Budapest, erschienene Übersetzung verwendet (auf S. 40) statt *Kohlhaasnak* den Ausdruck *gazdájának*.
20. Den Regeln der Nennung des „perspektivischen Subjekts" entsprechen beide insofern, als sie dieses Subjekt nicht beim Namen o.ä. nennen. — Die Frage, welche der beiden ungarischen Möglichkeiten, das Personalpronomen oder das Nullsubjekt, hier die richtige Wahl darstellt, lasse ich hier undiskutiert; vgl. dazu Kocsány 1994 und 1995.
21. Unsere Textstelle war eine von mehreren, die in einer bei mir geschriebenen Diplomarbeit untersucht worden sind; vgl. dazu Kanizsai-Kránicz 1996.
22. Die Rede ist wieder von Viktor Lányi, doch diesmal von der 1975 im Európa Könyvkiadó, Budapest, erschienenen Ausgabe von Thomas Mann, „A Buddenbrook ház"; unsere Stelle findet sich jetzt auf der Seite 321. So, wie in dieser Ausgabe, lautet die Stelle auch in der bisher letzten, der neunten, 1991 erschienenen, Ausgabe.
23. In Canisius & Knipf 1996: Kap. VI habe ich am Beispiel von James Joyces „Dubliner"-Erzählung „Eveline" und deren ungarischer Übersetzung einen ähnlichen Fall behandelt: In dem Falle wurde der originale Ausdruck *her father*, der in der deutschen Übersetzung mit *ihren Vater* wiedergegeben wird, in der ungarischen Fassung anstatt mit *apját* mit *Evelin apját* übersetzt. Auch hier ging es m.E. um ER, nämlich um eine in ER wiedergegebene Erinnerung eben Evelines, und auch hier hat der Übersetzer den verbotenen Namen vermutlich deshalb gesetzt, um einer ansonsten wohl befürchteten Fehlinterpretation vorzubeugen. Die Gefahr einer solchen referentiellen Fehlinterpretation ist in diesem *apját*-Beispiel größer als in unserem „Buddenbrooks"-Beispiel, da der Kontext die Referenz von *apját* weniger eindeutig zu machen scheint.

Literaturverzeichnis

Bartha, Magdolna (Hrsg.): *Textverstehen — Textarbeit — Textkompetenz.* Beiträge zum Workshop am 9.-10. Mai 1994 am Germanistischen Institut der Eötvös Loránd Universität. — Budapest: ELTE Germanistisches Institut 1994.

Canisius, Peter (1994a): *Logophorische Pronomina im Deutschen.* — In: Beckmann, Susanne; Frilling, Sabine (Hrsg.): *Satz — Text — Diskurs.* Akten des 27. Linguistischen Kolloquiums, Münster 1992. — Tübingen: Niemeyer, S. 3-8.

Canisius, Peter (1994b): *Relativpronomina, Personalpronomina, Kongruenz.* — In: Canisius, Peter; Herbermann, Clemens-Peter; Tschauder, Gerhard (Hrsg.): *Text und Grammatik.* Festschrift für Roland Harweg zum 60. Geburtstag. — Bochum: Brockmeyer, S. 133-160.

Canisius, Peter (1994c): *Reflektormodus, logophorische Pronomina und die Textanfänge personaler Erzählungen.* — In: Bartha, Magdolna (Hrsg.), S. 147-162.

Canisius, Peter - Knipf, Elisabeth (1996): *Textgrammatik: Ein Einführungskurs.* Ein Lehr- und Arbeitsbuch für Anfänger. — Budapest: Tankönyvkiadó.

Hamburger, Käte (1968): *Die Logik der Dichtung.* 2. Aufl. — Stuttgart: Klett.

Kocsány, Piroska (1994): *Die erlebte Rede: Ein textlinguistisches Problem.* — In: Bartha, Magdolna (Hrsg.), S. 135-146.

Kocsány, Piroska (1995): *Műhelytanulmány az 'ő' névmásról.* — In: *Magyar Nyelvőr*, S. 285-293.

Kanizsai-Kránicz, Rita (1996): *Pronomina in der erlebten Rede und Probleme ihrer Übersetzung ins Ungarische.* — Unveröffentl. Diplomarbeit. JPTE Pécs.

Roncador, Manfred von (1988): *Zwischen direkter und indirekter Rede.* Nichtwörtliche direkte Rede, erlebte Rede, logophorische Konstruktionen und Verwandtes. — Tübingen: Niemeyer.

Stanzel, Franz K. (1991): *Theorie des Erzählens.* 5. Auflage. — Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Thieroff, Rolf (1992): *Das finite Verb im Deutschen.* Tempus — Modus — Distanz. — Tübingen: Narr.

Martina Mangasser-Wahl (Saarbrücken)

Eine Chronologie der Entstehung und Entwicklung der Prototypentheorie

1. Einleitung

In dem vorliegenden Beitrag[1] möchte ich das Konzept der Prototypikalität, das z.B. als „Prototypenidee" (BLUTNER 1995, S. 261), aber auch als neues, modisches Paradigma (vgl. BRDAR SZABÓ 1991, S. 97f) in der Linguistik diskutiert wird, in seiner ursprünglichen Version, d.h. der kognitionspsychologischen Erstfassung nach Eleanor Rosch, vorstellen.

Ich werde von den wichtigsten (Widerspruchs-) Thesen der Roschschen Prototypentheorie[2] ausgehen, deren Entstehung und v.a. Entwicklung im Anschluß daran erläutert wird:

- **These 1**: Kategorien werden nicht immer durch die Verbindung von „notwendigen und hinreichenden" Merkmalen definiert.
- **These 2**: Merkmale sind nicht grundsätzlich binär, d.h. sie treffen nicht immer „entweder-oder" zu, sondern manchmal auch „mehr-oder-weniger".
- **These 3**: Kategorien verfügen nicht immer über klar definierte Grenzen.
- **These 4**: Nicht alle Mitglieder einer Kategorie verfügen über den gleichen Stellenwert (interne Kategorienstruktur nach dem Prototypprinzip).
- **These 5**: Kategorien werden nicht immer arbiträr gebildet.
- **These 6**: Es gibt eine ausgezeichnete Abstraktionsebene bei der Kategorisierung: die Basisebene.

Die in diesem Beitrag vorgenommene Rückkehr zu den „Wurzeln" der Prototypentheorie halte ich deshalb für wichtig und notwendig, weil die (deutschsprachige) Diskussion dieses Ansatzes auf einer z.T. verkürzten, z.T. vermischten Rezeption aufbaut. Diese Rezeptionsproblematik hat v.a. zwei Ursachen:

1. Ein Großteil der RezipientInnen von Roschs Arbeiten und Ergebnissen berücksichtigt lediglich ihre **mittlere Schaffensphase** (ca. 1972/73-1975/76). Kognitionspsychologische und anthropologische Vorarbeiten und die Erweiterung ihrer Idee der Prototypentheorie zum allgemein kognitiven Prinzip werden dabei kaum bzw. nur am Rande rezipiert.
2. In **Deutschland** wird die Rezeptionssituation außerdem durch eine vorschnelle **Vermischung** des Prototypenkonzeptes nach Rosch mit dem sprachphilosophischen Stereotypenkonzept nach PUTNAM 1975, das als Bedeutungstheorie konzipiert ist, geprägt.[3]

Als „Beweismaterial" für diese verkürzte bzw. vermischte Rezeption kann die Behandlung bzw. Nicht-Behandlung der Prototypentheorie in den einschlägigen linguistischen terminologischen Wörterbüchern und Lexika, aber auch in Einführungen in die germanistische Linguistik (mit wenigen Ausnahmen) dienen. Diese Ausgangslage verlangt nach solider Quellenarbeit, bevor im Anschluß daran die Validität des Prototypenkonzepts (erneut) diskutiert werden kann. Mein Beitrag liefert eine chronologische Darstellung der Entwicklung der Prototypentheorie von ihren Anfängen bzw. Vorarbeiten (Ende der 60er Jahre) bis zu ihrem vorläufigen Endpunkt (1988). Ich gehe dabei im folgenden von einem 3-Phasen-Modell aus, das sich an den jeweiligen Arbeitsschwerpunkten (methodischer und inhaltlicher Art) Roschs orientiert.[4]

2. Vorarbeiten

Ausgangspunkt für Roschs neue Hypothesen, die später als Prototypentheorie bezeichnet werden, ist das Antreffen einer Anomalie im Bereich der Kategorie *‚FARBE'*.[5] Dieser Bereich wurde bis Ende der 60er Jahre häufig zu Rate gezogen, um die (scheinbar) arbiträr festgelegte sprachliche Einteilung der Welt, wie sie z.B. de Saussure postuliert, am Beispiel des Farbspektrums mit seinen vielen hundert Nuancen und Schattierungen und den entsprechenden einzelsprachlich differenzierenden Farbtermini zu veranschaulichen. Das Gegenüberstellen der von Kultur zu Kultur in Umfang und Differenziertheit divergierenden Listen von Farbtermini (ver-)führte zu der Annahme, daß wir die Welt nur durch den jeweiligen muttersprachlichen Filter wahrnehmen können und unser Denken, sprich unsere Wahrnehmung, in muttersprachlichen Strukturen gefangen ist. Die von verschiedenen Wissenschaftlern (z.B. Humboldt oder Weisgerber) zu verschiedenen Zeiten proklamierte Determination unserer Wahrnehmung durch unsere Muttersprache und ihre Strukturen erreicht mit den Arbeiten Sapirs und Whorfs unter der Bezeichnung „Sprachliches Relativitätsprinzip" die größte Popularität. Berlin und Kay (1969), zwei Anthropologen, zweifelten an diesem deterministischen Ansatz, da trotz einzelsprachlicher Differenzierungen des Farbspektrums Übersetzungen von gängigen Farbtermini sehr wohl möglich waren (und sind). Ihre Versuche mit Angehörigen verschiedenster Sprach- und Kulturkreise führten zu Ergebnissen, die für Roschs erste Arbeiten von größtem Interesse sind. Berlin und Kays Ergebnisse widerlegen zunächst die Annahme eines rein einzelsprachlich gelenkten Wahrnehmungsprozesses (und daran anknüpfend auch sprachlichen Kategorisierungsprozesses), denn ihre Versuchspersonen sind kultur- und sprachübergreifend dazu in der Lage, beste Vertreter (sogenannte „focal colors") von weniger guten Exemplaren farblicher Kategorien zu unterscheiden. Dabei spielt es keine Rolle, ob die Muttersprache der jeweiligen Versuchspersonen über zwei, zwanzig oder zweihundert Farbbezeichnungen verfügt. Die Bedeutung dieser Ergebnisse für Roschs Beschäftigung mit

natürlichen Kategorien ist v.a. in der ersten Phase ihrer Arbeiten, in der sie sich zunächst mit der Suche nach universalen Prinzipien der Kategorisierung und den Inhalten von Kategorien beschäftigt, nicht zu unterschätzen.

3. Perzeptuelle Kategorien und vorsprachliche Kategorisierung (1. Phase: 1971- 1973)

Ausgehend von den Ergebnissen von Berlin und Kay und den empirisch nachgewiesenen Typikalitätsurteilen zur perzeptuellen Kategorie *‚FARBE'* ergänzt Rosch diese Aussagen auf der Grundlage von Experimenten mit Kindern (Heider[6] 1971). Sie kann mit entwicklungspsychologisch orientierten Versuchen nachweisen, daß „focal colors" bereits bei Kleinkindern einen herausragenden kognitiven Stellenwert einnehmen:

> Focal colors were more frequently chosen by 3-years-olds in a free choice situation than nonfocal colors and were better matched by 4-year-olds than nonfocal colors; focal colors were also used to represent basic color terms by both age groups more frequently than nonfocal colors. (ebd. 1971, S. 454).

Rosch geht davon aus, daß Fokalfarben den Bedeutungskern von Farben (als perzeptuellen Kategorien) und Farbbezeichnungen (als sprachlichen bzw. semantischen Kategorien) ausmachen. Fokalfarben sind damit für den Begriff der semantischen Referenz zentral:

> Although the present research dealt only with the domain of colors, it raises questions about semantic reference in other domains. (Heider 1971, S. 455).

Rosch untermauert ihre These der zentralen kognitiven Bedeutung von Fokalfarben mit mehreren interkulturell angelegten sprachpsychologischen Tests. In ihren Versuchen greifen hochentwickelte Zivilisationen ebenso wie „primitive" Völker (US-Amerikaner vs. Dani) trotz unterschiedlichster sprachlicher und gesellschaftlicher Voraussetzungen auf dieselben Kategorisierungsstrategien zurück und realisieren dies lediglich sprachlich unterschiedlich elaboriert (vgl. Heider 1972). Das Volk der Dani ist für kontrastive Versuche im Bereich der *‚FARBEN'* besonders geeignet, weil es über eine nur zweigliedrige Farbterminologie verfügt. Diese Farbterminologie unterscheidet zwischen „mili" (für alle dunklen und kalten Farben) und „mola" (für alle warmen und hellen Farben) (vgl. Heider - Olivier 1972a, S.343). Fokalfarben, die von Amerikanern und Dani in verschiedenen Versuchsreihen aufgrund ihres Hervorstechens (Salienz) ausgewählt wurden, zeichnen sich durch folgende Besonderheiten aus:

- Ihnen werden tendenziell **kürzere Bezeichnungen** zugeteilt. Die sprachliche Variable „Kürze" wird dabei mithilfe zweier Kriterien operationalisiert: zum einen die Anzahl der Buchstaben, zum anderen die Anzahl der verwendeten Wörter zur Bezeichnung des betreffenden farblichen Stimulus. Dabei sind sprachtypologische Eigenarten kaum relevant, denn es

wurden Versuchspersonen von vier verschiedenen Sprachfamilien miteinbezogen (vgl. HEIDER 1972, S. 14/15);

- sie werden bei Kurzzeitgedächtnisaufgaben (psychologische Variablen: Reaktionszeit und Fehlerrate) **schneller** und **besser** (i.S.v. fehlerfreier) **erinnert**;
- sie werden **schneller** und **chronologisch primär**, d.h. vor „non-focal colors", **genannt**;
- sie werden **besser** im Langzeitgedächtnis **gespeichert**.

Rosch vertritt zu diesem Zeitpunkt die These, daß nicht ursprünglich Sprache unsere Wahrnehmung der Welt strukturiert, sondern daß einzelsprachliche Kategorisierungen universellen Wahrnehmungsprinzipien folgen.

Die zentrale, noch nicht ausreichend untersuchte, Frage ist die nach der Art der kausalen Verknüpfung von kognitiven Faktoren und sprachlicher Kategorisierung bei der Bildung semantischer Kategorien. Für den Bereich der perzeptuellen Kategorien liegt die Annahme einer universellen Kernbedeutung nahe, die relativ stabil und konstant ist (vgl. HEIDER 1971, S. 447-448). Für den Bereich der ‚*FARBEN*' lassen sich außerdem physikalische Ursachen nennen, die aus der Metapher der Salienz eine konkrete Meßgröße machen (z.B. Wellenlänge, Sättigungsgrad als Meßvariablen).

Neben Inspirationen aus den Arbeiten Berlin und Kays greift Rosch auch auf Ergebnisse zurück, die stärker **sprachliche Variablen** betonen, z.B. die positive Korrelation zwischen der sogenannten „codability" einer Sprache und deren Memorierbarkeit. Rosch selbst definiert „codability" dabei als

> [...] a composite measure of agreement in naming, length of name, and response latency in naming [...]. (HEIDER 1972, S. 10).

Die Korrelation sprachlicher und psychologischer Variablen wird auch unter dem Stichwort der „communication accuracy" untersucht. Man versteht darunter „[...] the accuracy with which a subject's verbal description of a color allows other native speakers of the language to pick out that particular color" (HEIDER – OLIVIER 1972a, S. 338). Rosch wird in der Folge diese und andere sprachliche Variablen in ihre kognitionspsychologischen Versuchsreihen integrieren, um ihre eigenen Hypothesen zu operationalisieren. Ihre Aussagen zur Art der mentalen Repräsentation der von ihr untersuchten Kategorien bleiben in dieser ersten Phase noch tentativ, stärken aber grundsätzlich den universellen Anspruch ihrer Ergebnisse:

> Descriptively, we can say that ‚mental' visual images, at least of colors, like ‚perception itself' (GIBSON, 1967), do not appear easily changed by language. (HEIDER – OLIVIER 1972a, S. 352).

1973 verwendet Rosch zum ersten Mal den Begriff des **„natürlichen Prototyps"** für perzeptuelle Kategorien wie ‚*FARBE*' oder ‚*FORM*'. Diese vorgenommene Ausdehnung auf andere, wenn auch noch immer perzeptuelle,

Kategorien signalisiert eine Generalisierbarkeit des Modells der internen Strukturiertheit von Kategorien auch für andere Bereiche.

4. Ausdehnung auf „semantische" Kategorien (2. Phase: 1973/74-1975/76)

Mitte der 70er Jahre erweitert Rosch ihren Untersuchungsgegenstand und überträgt mit z. T. neuen Methoden ihre Erkenntnisse auf den Bereich der **semantischen** Kategorien. Dieser Erweiterung liegt die Annahme einer grundsätzlichen Generalisierbarkeit des Prototypenprinzips als kognitives Basisprinzip zugrunde. Unter semantischen Kategorien versteht Rosch zunächst alle sprachlichen Kategorien, die sich nicht auf perzeptuelle Kategorien beziehen: z.B. ‚*OBST*'; ‚*VERBRECHEN*'; ‚*KRANKHEIT*'; ‚*VERWANDTE*'; ‚*KÖRPERTEILE*'; ‚*SPIELZEUG*' (vgl. ROSCH 1973, S. 136).

Diese semantisch sehr heterogene Gruppe von Kategorien wird von Rosch lediglich unter dem formalen Kriterium der Wortart sortiert. Es handelt sich bei den untersuchten Kategorien immer um „noun categories" (Substantive). Aus dieser Gruppe der Substantive trifft Rosch 1973 eine quantitative Auswahl auf der Grundlage von Wortfrequenzen. Rosch bezieht sich zu diesem Zeitpunkt explizit auf linguistische Erkenntnisse und Resultate, so z.B. auf Labov 1973 und Lakoff 1973 (vgl. ROSCH 1973, S. 193).

Die von Rosch untersuchten semantischen Kategorien, die von Kategorisierungsannahmen der traditionellen Art abweichen, sind zahlreich, so daß das Vertrauen in die bis dato in der Semantik und der Lexikographie vorherrschenden Postulate der Äquivalenz aller Kategorienmitglieder, der kriterialen Merkmale, der klar abgrenzbaren Kategorien etc. erschüttert wird:

> However, regardless of its interpretation, the effects of the internal structure of categories in perceptual tasks found by the present study both constitute a refutation of the psychological reality of an Aristotelian view of categories and make possible the further investigation of the nature of the cognitive representation generated by the category name which affected perception of stimuli. (ROSCH 1975b, S. 225).

Empirische Daten belegen, daß die Realität natürlicher Sprache nicht mit den bisher angenommenen Modellen der Kategorisierung übereinstimmt, die sich v.a. an Versuchen mit künstlichen Kategorien bzw. künstlich strukturierten Kategorien orientierten. Alternative Konzepte müssen diesen Erklärungsbedarf für Kategorien unseres sprachlichen und nicht-sprachlichen Alltags decken. Die Dominanz eines einzelnen, auf Aristotelischen Kategorisierungsannahmen beruhenden Ansatzes, wird von ROSCH 1975d kritisiert:

> [...] researchers have, thereby, tended to neglect other types of categories and category codes which may be more appropriate to the way natural categories are formed and coded in cognition and more appropriate for cross-cultural comparisons. (ebd., S. 181).

Zu diesem Zeitpunkt führt Rosch die interne Prototypstruktur erstmals auf das zugrundeliegende Prinzip der Ähnlichkeitsrelationen (vgl. ROSCH – MERVIS

1975c) zurück, wobei Prototypen als „foci of organization for categories" (Rosch 1973, S. 114) dienen.

Hier treten immer stärker auch die kognitionspsychologischen Implikationen ihrer Arbeiten in den Vordergrund. Rosch 1975b stellt jedoch von Anfang an klar, daß ihre Analysen nicht als Modell oder Theorie semantischen Wissens an sich zu verstehen sind, sondern daß ihre Resultate lediglich zukünftige Modellierungen solcher Theorien beeinflussen können.

Die zunehmende Ausweitung der von Rosch untersuchten Kategorien macht auch vor künstlichen Kategorien, als Kontrollgruppen, und weiteren perzeptuellen Kategorien nicht Halt. Die Tatsache, daß kategorienübergreifend sehr konsistente Ergebnisse festzustellen sind, bestätigt Rosch in ihrer Annahme eines allgemeingültigen kognitiven Prototypenkonzepts, das nicht länger nur natürliche, sondern auch **künstliche** Prototypen vorsieht:

> Other natural semantic categories (e.g., categories such as ‚fruit', ‚bird'), although unlikely to possess a perceptually determined natural prototype, may well have artificial prototypes; and, in fact, there is evidence that semantic categories are learned and processed in a manner more similar to that of color and form than to that of artificial categories (Rosch, in press). (Rosch 1973a, S. 349).

Desweiteren nimmt Rosch in ihr Konzept die Möglichkeit von — nicht den Zwang zu — unscharfen Kategoriengrenzen auf, da Versuchspersonen bei der Zuordnung von peripheren Kategorienvertretern größere Unsicherheit zeigen als bei der Zuordnung von zentralen, d.h. prototypischen Kategorienmitgliedern. Rosch folgert daraus, daß die Randbereiche der Kategorien weniger scharf bestimmt sind als die Zentren (vgl. Rosch 1973 und 1975d). Diese Annahme steht in engem Zusammenhang mit ihren Vorstellungen bezüglich des „attribute"-Begriffes. Sie sieht eine mögliche Ursache für das Vorhandensein unscharfer Grenzbereiche in der Tatsache begründet, daß periphere Kategorienmitglieder mehr Eigenschaften mit Mitgliedern angrenzender Kategorien teilen, als dies für prototypische Mitglieder zutrifft. Prototypische Vertreter vereinen in sich die größte Anzahl kategorienspezifischer Eigenschaften, d.h. Eigenschaften, die nur für eine Kategorie relevant sind. Diese Eigenschaftsbündelung unterscheidet prototypische von peripheren Mitgliedern, die nicht über eine entsprechende (**qualitative** oder **quantitative**) Bündelung von Eigenschaften verfügen (vgl. Rosch 1975b, S. 208).

Als Indikator für die Stabilität und Salienz prototypischer Kategorienmitglieder führt Rosch wiederholt die sprecherInneninterne und intersubjektive Konsistenz in Urteilen bezüglich der Zuordnung von sehr guten Kategorienmitgliedern an. Der hohe Übereinstimmungsgrad bezüglich der prototypischen Mitglieder nimmt stetig ab, je weiter man sich den peripheren Kategorienmitgliedern zuwendet (vgl. z.B. Rosch 1973a oder auch Mangasser 1993 zu den Kategorien ‚*MANN*' und ‚*FRAU*').

Die Relevanz ihrer Ergebnisse für die Sprachwissenschaft wird von Rosch 1974 selbst formuliert:

> If internal structure and prototypes, whether ‚given' or learned, are important aspects in the learning and processing of semantic categories, the fact has implications for cross-cultural research. Present anthropological linguistic techniques (for example, componential analysis) tend to emphasize discovery of the minimal and most elegant, logical criteria needed to determine membership in, and distinctions between, classes. Analysis of the best-example prototypes of categories may provide us with a new, psychologically real, and fruitful basis for comparison of categories across cultures. (ebd., S. 118).

Als **Faktoren**, die zur Prototypbildung für semantische Kategorien führen können, führt Rosch 1975d u.a. an:

- Prototypen als **Durchschnittswerte**: für alle Kategorien, die metrisch organisiert sind (vgl. ebd., S. 192/193: z.B. Größe als metrische Eigenschaft);
- **Häufigkeit/Wortfrequenz** (ebd., S. 194);
- korrelierende **maximale interne Kategorienähnlichkeit** bei **maximaler intrakategorialer Verschiedenheit**, d.h. je geringer die Wahrscheinlichkeit, daß ein Merkmal auch in kontrastierenden Nachbarkategorien auftritt, um so größer dessen Bedeutung für die jeweils prototypischen Repräsentanten (ebd., S. 194/195);
- **kookurrierende Eigenschaften** als größerer Einflußfaktor im Vergleich zu einzeln auftretenden Eigenschaften (Widerspruch zur Saussureschen Arbitraritätsthese):

  > Creatures with feathers are far more likely also to have wings than are creatures with fur. In this sense, maximally useful categories would appear to be those that follow the lines of natural correlations of attributes, those that maximize the correlation and thus the predictability of attributes within categories. (ebd., S. 197).

- zeitlich zuerst eingeführte bzw. erlernte Vertreter haben eine größere Bedeutung für die Kategorie (**chronologische Priorität**, ebd., S. 195).

Ergänzt werden ihre Analysen in der Folge durch Versuche zur mentalen Repräsentation von Kategorien, wobei die Repräsentation eher abstrakt als konkret ist; eher Bildern als Merkmalslisten ähnelt; grundsätzlich verbal und bildlich möglich ist (bei einer leichten Präferenz für bildlich organisierte Repräsentationscodes); mehr Information bzgl. der sehr guten als bzgl. der eher schlechten Vertreter enthält (vgl. Rosch 1975b).

Zur Überprüfung ihrer Aussagen verwendet Rosch 1975b verstärkt die Methode des „**priming**" (Voraktivierung). Darunter versteht sie die Voraktivierung einer Versuchsperson entweder mit bildlichen oder verbalen Reizen. Diese Voraktivierung hat zum Ziel, die nachfolgenden Aufgaben zu erleichtern (unter der Voraussetzung, daß der verwendete „prime" der angenommenen Repräsentationsform sehr nahe kommt).

Rosch stellt außerdem fest, daß es eine kognitiv besonders effiziente Ebene der Kategorisierung gibt: die **Basisebene**. Begriffe dieser mittleren Kategorisierungsebene befinden sich zwischen einer sehr abstrakten Ebene (in etwa vergleichbar mit der Hyperonymie-Ebene der strukturellen Semantik) und einer sehr spezifischen Ebenen (in etwas vergleichbar mit Hyponymie-Ebenen). Ein Kandidat für einen Basisebenenbegriff wäre z.B. *‚Stuhl'* im Gegensatz zu *‚MÖBEL'* (übergeordnet) bzw. *‚Schaukelstuhl'* (untergeordnet). Die Festlegung der jeweiligen Basisebenen geschieht auf der Grundlage vielfältiger sprachlicher, kultureller, psychologischer und sozialer Variablen (vgl. Rosch – Mervis 1975c, S. 587), die hier nicht näher beschrieben werden sollen. Das Prinzip einer kognitiv besonders ausgezeichneten Basisebene ist ein potentiell universales Prinzip, das jedoch noch genauer empirisch überprüft werden muß.

Immer deutlicher klassifiziert Rosch (1975d, S. 179) ihr analoges Kategorisierungsmodell als Alternative zu digitalen Modellen, wie sie z.B. in der Merkmalssemantik dominieren.

> While it may still be argued that the ‚true' meaning of such category names must reside in philosophical or linguistic primitives consisting of feature lists of that nature, the present study offers evidence that such accounts do not appear to mirror psychological reality. (Rosch 1975b, S. 225).

Rosch grenzt ihr Modell mit der Annahme einer internen Struktur bzw. einer gradierten Kategorienzugehörigkeit dabei explizit von komponentialanalytischen Ansätzen ab. Sie fordert zu diesem Zeitpunkt aber nicht die Ersetzung des einen Ansatzes durch den anderen, sondern vielmehr eine **kategorienspezifische** Vorgehensweise (vgl. ebd., S. 180-181). Dabei spielen genuin sprachliches Material und sprachliche Untersuchungsmethoden eine immer größere Rolle (vgl. Rosch 1975a, 1975d). Die Logik natürlichen Sprachgebrauchs in Hinblick auf Kategorien und Kategorisierungsprozesse bietet sich als effizientes methodisches Instrumentarium im Rahmen ihrer empirischen Arbeiten an. Gerade ihre Versuche und Ergebnisse zum Phänomen der **„hedges"** sind für LinguistInnen sehr aufschlußreich (vgl. „Schärfe- bzw. Unschärfeindikatoren" bei Müller 1980 bzw. „Heckenausdrücke" bei Kolde 1986). Rosch 1975d definiert die Funktion der von ihr analysierten „hedges" wie folgt:

> [...] natural languages themselves possess linguistic mechanisms for **coding and coping with gradients of category membership** [Hervorhebungen von mir, M.M]. In English there are qualifying terms and phrases which Lakoff (1972) calls ‚hedges' (terms such as ‚almost', ‚virtually'). (ebd., S. 191).

Hier bieten sich aus sprachwissenschaftlicher Sicht noch vielfältigste Möglichkeiten einer quantitativen und qualitativen Erweiterung an. Denn zum einen hat Rosch 1975a sich auf wenige „hedges" beschränkt, zum anderen ist das Verhältnis von Unschärfe- zu Schärfeindikatoren bei ihr nicht näher untersucht.

Alles in allem ist es v.a. die Korrelation von sprachlichen und psychologischen Urteilen und Ergebnissen, die die Gültigkeit ihrer Thesen festigt und sie von anderen empirischen Arbeiten abhebt. Die Ausdehnung auf weitere Kategorientypen (z.B. *‚ZAHLEN'*, *‚PUNKTMUSTER'* oder auch *‚EMOTIONALE GESICHTSAUSDRÜCKE'* (nach Ekman) vgl. Rosch 1975d), die auf verschiedenen vertikalen, d.h. hierarchischen Abstraktionsniveaus angesiedelt sind („superordinate" — „basic" — „subordinate"), bekräftigt die Annahme einer zentralen kognitiven Funktion der Prototypen, die sie als **„cognitive reference point reasoning"** angibt:

> If use of reference points is a general cognitive strategy it should be applicable in many domains of human activity. (Rosch 1975a, S. 546).

Daneben tritt ein weiteres, der Sprachwissenschaft nicht unbekanntes Erklärungsmodell, das von Wittgenstein geprägte Konzept der **Familienähnlichkeit**, als deskriptives Modell für die Entstehung von Prototypen ins Zentrum ihrer Arbeiten. Rosch – Mervis 1975c bieten damit eine konkrete Alternative zu Merkmalsmodellen der Kategorisierung an (vgl. ebd., S. 573). Das Prinzip der Familienähnlichkeit konzeptualisiert Wittgenstein als eine Art Netz von miteinander verbundenen Mitgliedern, die nicht notwendigerweise alle ein oder zwei Merkmale gemeinsam haben müssen, sondern sich nur in manchen Eigenschaften ähneln können.

Das primäre Ziel Roschscher Arbeiten ist die **empirische Überprüfung** der Wittgensteinschen Annahmen zum Prinzip der Familienähnlichkeit, die auch die sprachliche Intuitionen der AlltagssprecherInnen widerspiegeln, mithilfe kognitionspsychologischer Methoden. Rosch – Mervis 1975c können nachweisen, daß Prototypen die innerhalb von Kategorien vorhandene Familienähnlichkeit maximieren.

Die Operationalisierung des Konzepts der Familienähnlichkeit wird in Form des probabilistischen Prinzips der **„cue validity"** vorgenommen. Darunter verstehen sie die Vorhersagekraft eines Schlüsselmerkmals („cues") für eine jeweilige Kategorie. Diese Vorhersagekraft ist z.B. für das Merkmal [*hat 4 Beine*] für die Kategorie *‚HUND'* viel niedriger als das Merkmal [*gibt bellende Geräusche von sich*], da dieses Merkmal (fast) ausschließlich als Attribut der Kategorie *‚HUND'* verwendet wird. Man unterscheidet den Status der Merkmale, die in einer Kategorie vorkommen, nach dem jeweils zu errechnenden Wert ihrer „cue validity" (als relativem Wert) und nicht nach dem entweder-oder-Prinzip digitaler Kategorisierungsmodelle. Dieser Status wird neben dem jeweiligen Kategorienvorhersagewert auch vom jeweiligen Informationswert einzelner Merkmale bestimmt (vgl. Rosch 1975d, S. 179). So deutet sich bei Rosch – Mervis1975c neben einer Stufung der Merkmale untereinander (je nach „cue validity") auch eine merkmalsinterne Stufung an:

> [...] the attributes most distributed among members of a category and least distributed among members of contrasting categories are, by definition, the most valid cues to membership in the category in question. (ebd., S. 575-576).

Die von Rosch - Mervis 1975c angedachte — aber nicht ausformulierte — zweifache Stufung der Kategorienmerkmale ist damit ein Sammelbegriff, der eigentlich zwei verschiedene Phänomene beschreibt:

- zum einen das Phänomen des **Gewichtens** (der verschiedenen Merkmale untereinander),
- zum anderen das Phänomen des **Gradierens** (merkmalsintern).

Diese nicht genauer definierte Merkmalsstruktur ist den folgenden Passagen von Rosch 1975d inhärent:

> Attributes of particular interest or importance and the attributes with which they are correlated will have particular weight in forming prototypes.

und

> Attributes of particular memorability and the attributes with which they are correlated influence the prototype with particular weight. (ebd., S. 194).

Ihr in dieser Hinsicht zweifach gestufter Merkmalsbegriff wird bei Sandig 1979[7] und später auch bei Ripfel 1987 differenzierter und aufschlußreicher für den Bereich des sprachlichen BEWERTENs dargestellt. Dort wird unterschieden zwischen dem **Gewichten** der verschiedenen Merkmale untereinander und dem **Gradieren** (bzgl. des Grades des Zutreffens für ein ausgewähltes Merkmal, z.B. „trifft ganz zu, trifft z.T. zu" etc.). Legt man diese Terminologie zugrunde, handelt es sich bei Roschs „attribute"-Begriff um eine besondere Art untereinander gewichteter und in sich gradierter Merkmale. Dieser Unterschied wäre auch eine Erklärung für eine bei Rosch anzutreffende begriffliche Differenzierung zwischen „attribute" und „feature". Ich schlage folgende **terminologische** Abgrenzung für die von Rosch eingeführten Begriffe vor:

- für untereinander **gewichtete** und in sich **gradierte** Merkmale:
  „attributes" (dt. Eigenschaften)
- für **äquivalente** und nicht relationierte Merkmale (im Sinne der Merkmalssemantik):
  „features" (dt. Merkmale).

Diese konsequente begriffliche Unterscheidung ist bei Rosch selbst nicht vorgesehen, allenfalls impliziert (durch unterschiedliche Begrifflichkeiten). Die Explizierung des zugrundeliegenden Systems, nämlich dessen, was Rosch allgemein unter „grading" versteht, gelingt über den Bezug auf die Phänomene des Gradierens und Gewichtens und die entsprechende Literatur in zufriedenstellender Art und Weise.[8]

Prototypikalität, Familienähnlichkeit und „cue validity" sind damit kompatible Modellierungen, die positiv miteinander korrelieren (vgl. Rosch - Mervis 1975c, S. 600-601). So stellte sich z.B. heraus, daß die fünf typischsten Vertreter einer Kategorie im Gegensatz zu den weniger typischen Mitgliedern eine Vielzahl gemeinsamer Eigenschaften aufweisen. Mittlerweile definieren Rosch - Mervis 1975c auch den Begriff des Prototyps viel offener:

> If prototypes are defined more broadly — for example, as the abstract representation of a category, or as those category members to which subjects compare items when judging category membership, or as the internal structure of the category determined by subjects' judgements of the degree to which members fit their „idea or image" of the category [...]. (ebd., S. 575).

Spätestens hier steht fest, daß es sich nicht immer um einen bestimmten Prototyp handeln muß (was in dieser Absolutheit von Kritikern zu Recht abgelehnt wurde), sondern daß eine Gruppe von Prototypen bzw. Grade von Prototypikalität vorzusehen sind.

Zu diesem Zeitpunkt stehen also die zwei Pfeiler der Prototypentheorie fest: Prototypenkonzept und Basisebenenkategorisierung. Beide erfüllen die Funktion einer ökonomischen, kognitiven Kodierung und gehören zu den von Rosch konstatierten allgemein menschlichen Kategorisierungsprinzipien. Wie der Zusammenhang zwischen beiden Phänomenen zu modellieren ist, deuten Rosch - Mervis 1975c an:

> That is, categories form to maximize the information-rich clusters of attributes in the environment and, thus, the cue validity of the attributes of categories; when prototypes of categories form by means of the principle of family resemblance, they maximize such clusters and such cue validity still further within categories. (ebd., S. 602).

Geht man davon aus, daß Basisebenenkategorien die kognitive Effizienz und damit den Informationsgehalt nochmals erhöhen, ist eine Progression der Effizienz anzunehmen:

Kategorien > Basisebenenkategorien > Prototypen > Prototypen der Basisebene

Die kontinuierliche Umfokussierung der Forschungsinteressen von Rosch und ihren MitarbeiterInnen hin zu kognitiven Verarbeitungsprozessen ist deutlich erkennbar (z.B. durch Rückgriff auf Konzepte und Begriffe wie „schema" oder „image" vgl. Rosch 1975d). Die ursprünglich generalisierte Annahme universaler Kategorisierungsprozesse, -prinzipien und -inhalte wird relativiert, ohne dabei die These einer nicht notwendigerweise arbiträr strukturierten Welt vollkommen aufzugeben.

Die Fokussierung der Fragen nach den Prinzipien und der Herkunft von prototypischen Kategorienstrukturen leitet den Übergang zur 3. Phase der Entwicklung der Roschschen Prototypentheorie ein.

5. Prototypikalität als kognitives Prinzip (3. Phase: 1977-1988)

Als Resultat bisheriger Arbeiten und als Basis für zukünftige Vorhaben fungiert die Publikation Rosch 1977 mit dem Titel „Human Categorization". In einer Art Kompendium faßt Rosch dort ihre wichtigsten Hypothesen, Experimente und Resultate zusammen und ordnet sie in einen weiten kognitionspsychologischen Kontext ein.[9]

Überraschend ist in diesem Zusammenhang die Tatsache, daß Rosch erneut die Suche nach universalen Prinzipien der Kategorisierung betont. Kulturabhängigkeit stellt sie dagegen lediglich im Bereich der Festlegung von Kategoriengrenzen, der gesellschaftlichen Gebrauchsregeln von Kategorien und dem Grad der Differenziertheit von Kategorisierungsebenen fest. Sie betont, daß ihre eigenen Arbeiten nicht der traditionellen Suche nach Unterschieden/Differenzen verpflichtet sind, sondern vielmehr alternativ dazu die Suche nach Ähnlichkeiten/Affinitäten betonen (vgl. Rosch 1977, S. 1-2). Außerdem versucht sie, eine erste **Theorie** der Kategorisierung unter Berücksichtigung der Prototypstruktur und des Basisebenenkonzepts zu formulieren. Rosch ist es innerhalb von 10 Jahren gelungen, sprachliche, lern-, gedächtnis-, entwicklungspsychologische und nicht zuletzt auch physikalische Beweise für ihr Prototypenkonzept zu liefern (vgl. Rosch 1977, S. 14). Noch nicht endgültig geklärt ist zu diesem Zeitpunkt dagegen die Frage nach der Rolle von Prototypen in der kognitiven Informationsverarbeitung und die Frage der mentalen Repräsentation einer solchen Struktur.

Linguistisch relevant ist aber v.a. ihre Erkenntnis, daß es mindestens zwei Arten von Kategorien gibt: solche, die über eine digitale Struktur verfügen und mit dementsprechenden Methoden analysiert werden müssen und solche, die über eine analoge, d.h. prototypische Struktur verfügen. Ein Beschreibungsmodell, wie z.B. das merkmalssemantische, genügt dafür nicht, denn es gibt :

> [...] weder *die* bedeutung eines wortes noch *die* repräsentation der bedeutung eines wortes [...] (Harras 1986, S. 141).

Die parallele Existenz mehrerer alternativer Beschreibungsmodelle der Bedeutung (z.B. Prototypen, Stereotypen- oder Framemodell)[10] stellt somit kein Problem dar, denn jedes Modell erläutert relevante Aspekte des komplexen Phänomens der Bedeutung und kann einen Teil zum „Mosaik" der Bedeutung beitragen.

Ähnliche Prinzipien sind auch auf den Bereich der Repräsentation anzuwenden. Die Festlegung auf eine Repräsentationsform, wie z.B. von Kritikern wie Weigand 1988 gefordert, ist wenig konstruktiv, da die Erkenntnisse der verschiedenen Disziplinen (Neurolinguistik, Psycholinguistik, etc.) bzgl. der mentalen Repräsentation von Bedeutungen noch nicht endgültig sind.

Rosch 1977 geht davon aus, daß Prototypen ähnliche Funktionen übernehmen wie das ursprünglich für die Kategorisierung zutrifft. Die Kategorisierung der Welt dient v.a. dem Zweck einer schnelleren und leichteren Orientierung im Alltag, ebenso dient die kognitive Referenz auf Prototypen der Effektivitätssteigerung. Prototypen haben somit die Funktion einer „kognitiven Abkürzung".

Für Rosch 1978 ist Prototypikalität ein operationalisiertes Konzept und als solches hat es Gültigkeit. Rosch interessiert sich v.a. für Kategorisierungsprinzipien und zwar gleichermaßen für **funktionale** als auch für **strukturelle**

Prinzipien. Ihre Untersuchungsmethoden gestalten sich in dieser dritten Arbeitsphase entsprechend vielfältig. Neben den bereits mehrfach erprobten „ranking-Tests", Attributzuordnungen, Zeit- und Reaktionstests, ergänzen nun v.a. sprachliche Testmethoden das Inventar der Untersuchungsmöglichkeiten: „hedges", Substitutionstests in Satzrahmen oder Eigenschaftszuschreibungen. Außerdem verlagert sich Roschs Interesse von der Analyse isolierter Wörter (i.S.v. Wortbedeutung) hin zur Analyse von Wörtern in Kontexten (i.S.v. Satzbedeutung).

Schließlich setzt sich Rosch auch mit kritischen Anmerkungen zu ihrer Methodik und ihrer Vorgehensweise auseinander. Sie zeigt auf, was im Laufe ihrer mehr als 10jährigen Arbeit mit Phänomenen der Kategorisierung zu Mißverständnissen in der (v.a. englischsprachigen) Rezeption ihrer Arbeiten geführt hat. Um weiteren Mißverständnissen vorzubeugen, präsentieren Rosch – Mervis 1981 ihre experimentellen Ergebnisse prägnant in Form von sechs (Widerspruchs-) Thesen mit folgenden Inhalten:

1. „**Arbitrariness of categories**": Nicht alle sprachlichen Kategorien folgen dem Postulat der Arbitrarität; es gibt motivierte Kategorien in der Welt;
2. „**Equivalence of category members**": Es gibt in fast jeder Kategorie bessere und schlechtere Kategorienmitglieder; prototypische Mitglieder bilden das (kognitive) Zentrum vieler sprachlichen Kategorien;
3. „**Determinacy of category membership and representation**": Die Festlegung der Grenzen von Kategorien ist weniger eindeutig als dies bisher angenommen wurde; nicht alle Kategorien verfügen über scharfe Grenzen;
4. „**The nature of abstraction**": Es gibt verschiedene Abstraktionsniveaus der Kategorisierung; Basisebenen der Kategorisierung zeichnen sich durch besonders saliente Funktionen und Eigenschaften aus;
5. „**Decomposability of categories into elements**": Nicht alle Kategorien sind in ihre Bestandteile bzw. Merkmale zerlegbar; alternative Prinzipien (z.B. Familenähnlichkeit) widersprechen einer solchen Zerlegung;
6. „**The nature of attributes**" (ebd., S. 90-91): Es gibt verschiedene Arten von Eigenschaften und Merkmalen mit unterschiedlicher Gewichtung und unterschiedlicher Relevanz.

Insgesamt formulieren Rosch – Mervis 1981 ihre Ergebnisse weniger herausfordernd und provokativ als dies in vorherigen Publikationen der Fall war:

> These findings challenge determinate definitions of categories and provide constraints on alternative views [...] current research on categories could be said to represent a kind of experimental **epistemology** [meine Hervorhebungen, M.M.]. (ebd., S. 109).

Dem Stellenwert einer „experimental epistemology" steht die Zielsetzung einer „theory of categorization", die Rosch 1977 formuliert hatte, deutlich entgegen. Die von Rosch (1977, S. 43-44) selbst hervorgehobenen kritischen

Stellen ihres Konzepts (z.B. Status der Eigenschaften, Festlegung der internen Rangfolge der Eigenschaften, Bedeutung des Kontexts und des individuellen Wissens der Sprachbenutzer) rechtfertigen meiner Ansicht nach nicht die ab 1978 einsetzende Rücknahme bzw. Abschwächung ihrer eigenen Thesen, die als Grundton v.a. ihre Veröffentlichung aus dem Jahre 1983 prägt.

Rosch 1983 beschäftigt sich überwiegend mit der kognitiven Verarbeitung von Informationen („reasoning"), die auf der Grundlage zweier Modellierungen geschehen kann: logisches „reasoning" und prototypisches „reasoning" und soll hier nicht weiter vertieft werden.

6. Zusammenfassung

Auf der Grundlage von Roschs eigenem Fazit (Rosch 1988) und den vorausgegangenen Kapiteln, fasse ich die Entwicklungen und Verbindungen zwischen den drei Phasen der Prototypentheorie nochmals zusammen. Rosch 1988 bildet in Form einer Autobiographie einen Rückblick auf bisherige Arbeiten und unternimmt den Versuch einer Einordnung in einen weiteren Forschungskontext. Dabei vermischt Rosch privaten Ton und Wissenschaftsjargon ebenso wie sie Zusammenfassungen, Ausblicke und Wertungen ihrer Arbeiten verbindet. Diese sehr eigene Mischung trägt dazu bei, daß diese Publikation den Ton eines „Schlußwortes" trägt. Rosch selbst sieht die Bedeutung ihrer Arbeiten zu diesem Zeitpunkt v.a. in der Weiterentwicklung/ Adaption ihrer Ergebnisse in anderen Disziplinen:

> [...] concepts can move from one field, one context of questions, to another. In so doing, like human immigrants, they create tensions, and adaptation of both the concept and its new field may result. (Rosch 1988, S. 373).

Ihre eigene Arbeit sieht sie dabei zum einen als kohärent zu zeitgleichen Entwicklungen, zum anderen aber auch als Widerspruch zu bestehenden Theorien und Modellen.

Beides zeigt sich auch in ihren Methoden, indem sie zunächst an Ergebnisse von Berlin und Kay anknüpfte (im Bereich der ‚*FARBEN*'), dann aber sehr rasch ein eigenes Interesse an der Übertragbarkeit dieser Ergebnisse auf andere Bereiche (z.B. semantische Kategorien) verfolgte.

Daran schließt sich bald die Idee der kognitiven Referenzpunkte (= Prototypen) und der kognitiv bedeutsamen Basisebenenkonzepte an. Das Interesse an Repräsentationsmodi und die Ausweitung ihres methodischen Inventars (z.B. „priming", „cue validity") sind logische Konsequenzen einer inhaltlichen Entfernung von den ersten Arbeiten im Bereich der natürlichen Kategorien.

Eine zweite Phase betont dementsprechend das Interesse an Wörtern und ihrer Verwendung in Kontexten. Aber auch die Wortschatzstruktur mit ihren Hierarchien und Relationen interessiert Rosch in dieser Phase. Sprachliche Methoden („hedges" etc.) treten in Ergänzung zu den bereits erprobten psychologischen Testvariablen.

In einer dritten und vorläufig letzten Phase interessieren Rosch weniger Oberflächenphänomene und ihr Nachweis, sondern vielmehr die Ursachen, die für die Entstehung dieser Phänomene verantwortlich sind. Es scheint Rosch wenig hilfreich, daß ihre bisherigen Ergebnisse häufig nur oberflächlich in bestehende Modelle integriert werden, ohne diese Modellierungen an sich in Frage zu stellen:

> It is typical of such models that the criterial feature aspect of categories is taken as basic and prototype effects relegated to be the results of „mere" processing heuristics; thus this ecumenicism actually represents an assimilation of prototypes to the classical view of categories. (Rosch 1988, S. 386).

Dieses Phänomen ist besonders relevant für die linguistische Rezeption der Prototypentheorie in Deutschland und muß an dieser Stelle besonders betont werden (vgl. Einleitung).

Die Frage nach den Entstehungsprinzipien für Prototypeneffekte führt Rosch auch zu der Frage nach dem Ursprung von Kategorien an sich. Diese Frage schlägt den Bogen zu den ersten Arbeiten Roschs, die sich mit der Frage der Universalität und Arbitrarität von sprachlichen und nicht-sprachlichen Kategorien beschäftigten.

Ich möchte meinen chronologischen Abriß zur Entstehung und Entwicklung der Prototypentheorie als Fortsetzung und Erweiterung von Rosch 1988 verstanden wissen. Mein Beitrag soll zum einen verhindern, daß die Rezeption sich weiterhin auf exemplarische Arbeiten Roschs beschränkt und soll zum anderen die Grundlagen dieser Theorie als einer dynamischen und empirischen Theorie verständlich gemacht haben. Ich hoffe, damit auch vorschnellen Vermischungen der Prototypentheorie mit anderen alternativen Bedeutungstheorien vorzubeugen bzw. vorhandene zu relativieren.

Die Kenntnisnahme von Roschs Arbeiten, ihr Interesse an Struktur und Funktion von Sprache und die Einbettung in einen holistischen Ansatz kann für viele Teilgebiete der Linguistik sehr fruchtbar sein (vgl. erste Hinweise bei Rosch 1973, 1974) und zwar besonders dann, wenn zunächst die Kernaussagen und die chronologische Entwicklung ihrer Thesen wahrgenommen werden.

In einem zweiten Schritt kann dann über mögliche Adaptionen dieses Modells nachgedacht werden.[11] Dieser Schritt hat zur Voraussetzung, daß das Modell in seiner Ganzheit zur Kenntnis genommen wird. Vorschnelle Implementierungen, Erweiterungen und das Integrieren in bereits bestehende Modelle und Methoden ohne Berücksichtigung der z.T. sehr verschiedenen Entwicklungsphasen und sich dementsprechend verändernden Positionen verringern das Potential dieses Ansatzes erheblich.

Die thematische und empirische Ausweitung ihrer ersten Hypothesen und Annahmen hat in ihrem Heimatland, den USA, und in ihrer ureigensten Disziplin, der Psychologie, längst dazu geführt, daß das Prototypenmodell eine anerkannte Position neben anderen modelltheoretischen Klassikern einge-

nommen hat. Auch in Deutschland ist die Phase der erkenntnistheoretischen „Krise" für den Bereich der Lexikalischen Semantik schon längere Zeit überschritten und es ist gerade in diesem Bereich wohl nur eine Frage der Zeit, wann der interne Richtungswechsel — von merkmalsanalytischen zu prototypischen Bedeutungskonzeptionen — nicht mehr nur von einzelnen AutorInnen gefordert und umgesetzt wird (allen voran z.B. HARRAS 1986, 1991; GEERAERTS 1989; und kritisch dazu SCHWARZE 1982, MEINHARD 1984; WEIGAND 1988), sondern weitreichendere Konsequenzen mit sich bringt.

Anmerkungen

1. Dieser Beitrag ist eine überarbeitete und erweiterte Version eines Vortrages, den ich im Rahmen eines vom DAAD geförderten Gastaufenthaltes am 5. März 1996 am Germanistischen Institut der Eötvös-Loránd-Universität in Budapest gehalten habe.
2. Als Überblickliteratur zur Prototypentheorie eignen sich u.a. folgende Publikationen: KLEIBER 1993, SCHMID 1993, Taylor 1995, TSOHATZIDIS 1990.
3. Mit der deutschsprachigen Rezeption der Prototypentheorie befaßt sich eingehend Mangasser (in Vorbereitung): *ROSCHs Prototypentheorie in Deutschland. Ein untypischer Rezeptionsfall?!*
4. Eine ähnliche Modellierung nimmt LAKOFF 1990 vor (vgl. ebd., S. 42f).
5. Kategorienbezeichnungen werden zur besseren Unterscheidung von anderen Begriffen versal und kursiv gesetzt.
6. Rosch publiziert bis 1972 unter dem Namen Heider. Heider wird im Literaturverzeichnis unter Rosch (Heider) aufgelistet.
7. Die Phänomene des Gradierens und Gewichtens werden außerdem in zahlreichen Publikationen (z.B. OBERHAUSER - STÜRMER - HERBIG - SANDIG, erscheint) und unveröffentlichten Papers des Forschungsprojektes COMPAS-B (**Comp**utergestütze **A**nalyse des textmusterbezogenen Inventars sprachlichen **B**ewertens), das 1988 von Barbara Sandig an der Universität des Saarlandes initiiert wurde und an dem ich seit 1993 mitarbeite, diskutiert.
8. Für entsprechende Diskussionen und Hinweise der MitarbeiterInnen des Forschungsprojekts COMPAS-B bin ich dankbar.
9. Den interessierten LeserInnen sei dieser Artikel als Einstiegslektüre besonders empfohlen.
10. Den Zusammenhang dieser verwandten "Alternativ"-Konzepte beschreibe ich ausführlicher in meinem Dissertationsprojekt.
11. Mit den Möglichkeiten und Grenzen des Prototypenansatzes für den Bereich der lexikalischen Semantik beschäftige ich mich theoretisch und empirisch in meinem Dissertationsprojekt.

Literaturverzeichnis

BERLIN, BRENT - KAY, PAUL: *Basic Color Terms: Their Universality and Evolution*. — Berkeley: University of California Press 1969.

BLUTNER, REINHARD: *Prototypen und Kognitive Semantik*. — In: HARRAS, GISELA (Hrsg.), *Die Ordnung der Wörter*. Kognitive und lexikalische Strukturen. Berlin - New York: Walter de Gruyter 1995. (= Institut für deutsche Sprache. Jahrbuch 1993) S. 227-270.

BRDAR-SZABÓ, RITA: *Zur Beschreibung der Synonymie als einer graduellen Erscheinung*. — In: BARTHA, MAGDOLNA - BRDAR-SZABÓ, RITA (Hrsg.), *Von der Schulgrammatik zur allgemeinen Sprachwissenschaft*. Budapest: ELTE Germanistisches Institut 1991. (= Budapester Beiträge zur Germanistik. Bd. 23) S. 95-107.

GEERAERTS, DIRK (Hrsg.): *Prospects and problems of prototype theory*. — In : *Linguistics*. Berlin. Jg. 27. (1989) Nr. 4, S. 587-769.

HARRAS, GISELA: *Bedeutungsangaben im Wörterbuch. Scholastische Übungen für Linguisten oder Verwendungsregeln für Benutzer*. — In: SCHÖNE, ALBRECHT (Hrsg.), *Kontroversen, alte und neue, Akten des VII. Internationalen Germanistenkongresses*. Tübingen 1986 (= Textlinguistik contra Stilistik? Bd. 3). S. 134-143.

HARRAS, GISELA: *Zugänge zu Wortbedeutungen*. — In: HARRAS, GISELA - HASS, ULRIKE - STRAUSS, GERHARD (Hrsg.), *Wortbedeutungen und ihre Darstellbarkeit im Wörterbuch*. Berlin - New York: Walter de Gruyter 1991, S. 3-96.

KLEIBER, GEORGES: *Prototypensemantik. Eine Einführung*. Übersetzt v. M. Schreiber. —Tübingen: Gunter Narr 1993 (= Narr Studienbücher).

KOLDE, GOTTFRIED: *Zur Lexikographie sogenannter Heckenausdrücke*. — In: *Kontroversen, alte und neue, Akten des VII. Internationalen Germanistenkongresses*. Tübingen 1986 (= Textlinguistik contra Stilistik? Bd. 3). S. 170-176.

LABOV, WILLIAM: *The boundaries of words and their meanings*. — In: BAILEY, CHARLES-JAMES N. - SHUY, ROGER W. (Hrsg.), *New Ways of Analyzing Variation in English*. Washington D.C.: Georgetown University Press 1976, S. 340-373.

LAKOFF, GEORGE: *Hedges: A study in meaning criteria and the logic of fuzzy concepts*. — In: *Journal of Philosophical Logic* (1973) 2, S. 458-508.

LAKOFF, GEORGE: *Women, Fire and Dangerous Things. What Categories Reveal about the Mind*. — Chicago - London: The University of Chicago Press 1990.

MANGASSER, MARTINA: *Prototypentheorie und empirische Analyse*. — Saarbrücken 1993. (= Staatsexamensarbeit, unveröffentlicht).

MANGASSER-WAHL, MARTINA (in Vorbereitung): *Roschs Prototypentheorie in Deutschland. Ein untypischer Rezeptionsfall?!*

MEINHARD, HANS JOACHIM: *Invariante, variante und prototypische Merkmale der Wortbedeutung*. — In: *Zeitschrift für Germanistik*. (1984) 1, S. 60-69.

MÜLLER, KLAUS: *Interaktionssemantik*. — In: *Deutsche Sprache* (1980) 3, S. 289-305.

OBERHAUSER, STEPHAN - STÜRMER, ANETTE - HERBIG, ALBERT - SANDIG, BARBARA (erscheint in *Deutsche Sprache*): *Bewerten und Bewertungsinventar: Modellierung und computergestützte Rekonstruktionsmöglichkeiten*.

PUTNAM, HILARY: *The Meaning of ‚Meaning'*. — In: GUNDERSON, KEITH (Hrsg.), *Language, Mind, and Knowledge*. Minneapolis 1975. (= Minnesota Studies in Philosophy of Science VII) S. 131-193.

RIPFEL, MARTHA: *Was heißt Bewerten?* — In: *Deutsche Sprache*. (1987) 15, S. 151-175.

ROSCH (HEIDER), ELEANOR: *„Focal" color areas and the development of color names*. — In: *Developmental Psychology*. (1971) 4, S. 447-455.

ROSCH (HEIDER), ELEANOR: *Universals in color naming and memory*. — In: *Journal of Experimental Psychology*. (1972) 93, S. 10-20.

ROSCH, ELEANOR - OLIVIER, D. (= 1972a) : *The structure of the color space in naming and memory for two languages*. — In: *Cognitive Psychology* (1972) 3, S. 337-354.

ROSCH (HEIDER), ELEANOR: *On the internal structure of perceptual and semantic categories*. — In: MOORE, TIMOTHY E. (Hrsg.), *Cognitive development and the aquisition of language*. New York - London: Academic Press 1973, S. 111-144.

ROSCH (HEIDER), ELEANOR (= 1973a): *Natural Categories*. — In: *Cognitive Psychology* (1973) 4, S. 328-350.

ROSCH, ELEANOR: *Linguistic relativity*. — In: SILVERSTEIN, ALBERT (Hrsg.), *Human communication: Theoretical explorations*. New York: John Wiley & Sons 1974, S. 95-121.

ROSCH, ELEANOR (= 1975a): *Cognitive reference points*. — In: *Cognitive Psychology* (1975) 7, S. 532-547.

ROSCH, ELEANOR (= 1975b): *Cognitive representations of semantic categories*. — In: *Journal of Experimental Psychology: General*. (1975) 104, S. 192-233.

KÖNYVTÁR Germanisztikai Tanszéki Központ EÖTVÖS LORÁND TUDOMÁNYEGYETEM

ROSCH, ELEANOR - MERVIS, CAROLYN (= 1975c): *Family resemblance: Studies in the internal structure of categories.* — In: *Cognitive Psychology* (1975) 7, S. 573-605.

ROSCH, ELEANOR (= 1975d): *Universals and cultural specifics in human categorization.* — In: BRISLIN, RICHARD W. - BOCHNER, STEPHAN - LONNER, WALTER J. (Hrsg.): *Cross-cultural perspectives on learning.* New York: John Wiley & Sons 1975, S. 177-206.

ROSCH, ELEANOR: *Human Categorization.* — In: WARREN, NEIL (Hrsg.), *Studies in Cross-Cultural Psychology.* New York - London - San Francisco: Academic Press 1977 (Bd. 1). S. 1-49.

ROSCH, ELEANOR: *Principles of Categorization:* — In: ROSCH, ELEANOR - LLOYD, BARBARA (Hrsg.), *Cognition and Categorization.* Hillsdale: Lawrence Erlbaum 1978, S. 27-48.

ROSCH, ELEANOR - MERVIS, CAROLYN: *Categorization of Natural Objects.* — In: *Annual review of Psychology* (1981) 32, S. 89-115.

ROSCH, ELEANOR: *Prototype Classification and Logical Classification: The Two Systems.* — In: SCHOLNICK, ELLEN KOFSKY (Hrsg.), *New Trends in Cognitive Representation: Challenges to Piaget's Theory.* Hillsdale, New York 1983, S. 73-86.

ROSCH, ELEANOR: *Coherences and categorization: a historical view.* — In: KESSEL, FRANK (Hrsg.), *The Development of Language and Language Researchers.* Hillsdale, New Jersey: Lawrence Erlbaum 1988. S. 373-392.

SANDIG, BARBARA: *Ausdrucksmöglichkeiten des Bewertens. Ein Beschreibungsrahmen im Zusammenhang eines fiktionalen Textes.* — In: *Deutsche Sprache* (1979) 7, S. 137-159.

SCHMID, HANS-JÖRG: *Cottage und Co., idea, start vs. begin. Die Kategorisierung als Grundprinzip einer differenzierten Bedeutungsbeschreibung.* — Tübingen: Max Niemeyer 1993 (=Linguistische Arbeiten 290).

SCHWARZE, CHRISTOPH: *Stereotyp und lexikalische Bedeutung.* — In: *Studium Linguistik* (1982) 13, S. 1-16.

TAYLOR, JOHN R.: *Linguistic categorization: prototypes in linguistic theory.* Zweite Aufl. — Oxford: Clarendon Press 1995.

TSOHATZIDIS, SAVAS (Hrsg.): *Meanings and prototypes: Studies in linguistic categorization.* — London: Routledge 1990.

WEIGAND, EDDA: *Holistische Tendenzen in der linguistischen Forschung.* — In: *Jahrbuch der Deutschdidaktik* (1987/88), S. 22-31.

László Molnárfi (Budapest)

Der strukturelle Dativ — zur syntaktischen Begründung des Dativpassivs im Deutschen

0. Zielsetzung und Übersicht

Während die Einordnung des Akkusativs als struktureller Kasus in die generative Kasustypologie als verhältnismäßig problemlos gelten mag, ist die theoretische/empirische Leistung des Dativs im Deutschen eine mehr umstrittene Frage. In der Diskussion geht es in erster Linie darum, ob dieser als die morphologische Ausprägung eines strukturell oder aber eines inhärent zugewiesenen Indexes gelten soll, und wie sich die jeweilige Argumentation theoretisch adäquat unterstützen läßt. Stichhaltige Argumente gibt es von beiden Seiten: Abraham (1995a) und Haider (1993) plädieren für den inhärenten Status des Dativs, indem sie auf seinen Adjunktstatus und seine allgemeine Nicht-Verfügbarkeit im *werden*-Passiv hinweisen, während sich Wegener (1991) und Czepluch (1988) von seiner generellen strukturellen Vorhersagbarkeit und seinen Distributionseigenschaften in der Phrasenstruktur (PS) ausgehend für einen strukturellen Dativ einsetzen.

Die typologische Unsicherheit läßt sich auf zwei relevante Faktoren zurückführen: auf die Unzulänglichkeit des generativen Kasusbegriffes selbst und auf theoretische und beschreibungstechnische Probleme in bezug auf einen Konstruktionstyp, der in der einschlägigen Fachliteratur als **Dativpassiv** bezeichnet wird und eine zentrale Rolle in der Bewertung des strukturellen Status des Dativs zu spielen scheint.

Die Problematik der Adäquatheit der Kasusauffassung des generativen Modells hängt mit der Frage zusammen, inwieweit eine nur die Eigentümlichkeiten kasusloser Sprachen (hauptsächlich die des Englischen) berücksichtigende Grammatiktheorie für die Beschreibung und Erklärung spezifischer Sprachphänomene in **kasusmarkierenden** Sprachen geeignet sein kann (vgl. auch HAIDER 1993 oder MOLNÁRFI 1996). Hier erscheint vor allem die Forderung relevant, Kasusstrukturalität in **beiden** Kasusimplementierungssystemen theoretisch zu begründen, indem die beobachtbaren Strukturunterschiede auf die unterschiedliche Parametrisierung universalgrammatischer (UG-)Prinzipien zurückgeführt werden.

Die Relevanz des Dativpassivkriteriums ergibt sich durch die Annahme, daß Dativ hier zum Kasustransfer (Absorption) verfügbar sei: eine Eigenschaft, die nach der allgemein herrschenden Auffassung nur für strukturelle Indexe charakteristisch ist. Könnte demnach gezeigt werden, daß Dativ in Passivkontexten tatsächlich absorbiert wird, wäre ein starkes Argument für

seinen strukturellen Status gewonnen. Dies ist aber bisher noch niemandem gelungen: vor allem bleibt die Frage unbeantwortet, wie sich der angenommene Dativtransfermechanismus technisch adäquat ausbuchstabieren läßt, und warum Dative nicht im *werden*-Passiv verfügbar sind.

Im folgenden Beitrag wird für einen **strukturellen** Dativ im Deutschen argumentiert, wobei der Hauptakzent auf der Ausarbeitung der für seine adäquate typologische Einordnung notwendigen Klärungs- und Rechtfertigungsschritte liegt. In diesem Sinne gliedert sich die Diskussion in zwei größere Teile: in Sektion 1 wird die typologische Unterscheidung der Kasusindexe durch ihre abweichende **Strukturensitivität** begründet, während in Sektion 2 die empirische Abgrenzung des Dativpassivs und eine UG-gemäße, strukturelle Ableitungsanalyse der Dativkonversion präsentiert werden.

1. Kasusstrukturalität — theoretisch

Die empirische Grundlage der generativen Kasustypologie bildet eine Beobachtung, die die unterschiedliche **Strukturensitivität** der Kasusindexe zeigt: die morphologische Realisierung mancher Kasus scheint von der syntaktischen Position der mit ihnen assoziierten Argumente abzuhängen, andere Indexe bleiben aber im Laufe der Derivation mit ein- und derselben morphologischen Form realisiert (vgl. auch Haider 1985a, 1985b):

(1) Ich sehe ihn.
(2) Er/*Ihn wird gesehen.
(3) Ich gedenke seiner.
(4) Seiner/*Er wird gedacht.

Aufgrund der Verfügbarkeit der Kasusindexe in Passivkontexten wird dann in der Fachliteratur zwischen strukturellen (1) und inhärenten (3) Kasus unterschieden. Der Kontrast zwischen (2) und (4) fordert aber auch eine theorieadäquate Ableitung. Daß sie sich nicht strikt **syntaktisch** begründen läßt, zeigen rezente Entwicklungen der generativen Grammatiktheorie. Im Minimalistischen Programm (Chomsky 1993)[1] geht nämlich mit der Aufgabe der D- und S-Struktur auch die theoretische Grundlage der **derivationsstrukturellen** Unterscheidung zwischen strukturellen und inhärenten Kasus der Rektions- und Bindungstheorie (GB) verloren:[2] Kasusindexe werden hier unabhängig von strukturellen Ebenen, in funktionalen Kopf-Positionen zugewiesen, wodurch die direkte Überprüfung der Kasusrelationen ermöglicht wird. Es gibt aber auch im empirischen Bereich manches gegen die GB-Kasusauffassung einzuwenden. Beispiele aus den kasusmarkierenden Sprachen zeigen z.B. deutlich, daß es Kasusindexe gibt, die auf die optionelle Erkennbarkeit des Kasusstatus abheben: eine solche Flexibilität ist aber eben im Rahmen des GB-Modells nicht möglich; vgl. z.B. das Niederländische:[3]

(5) Er wordt hem opengedaan.

(6) Hij wordt opengedaan.

In (5-6) wird ein Kasusindex realisiert, der sich sowohl inhärent (5) als auch strukturell (6) zu verhalten scheint. In diesem Sinne müßte er bald auf der D-Struktur, bald auf der S-Struktur zugewiesen sein: es ist aber völlig unklar, welches grammatische Prinzip die optionelle und arbiträre Zuweisung hier steuern könnte (vgl. auch Molnárfi 1996: Kapitel IV). Konstruktionen wie oben lassen auch an der Allgemeingültigkeit der zum theoretischen Stützpunkt des GB-Passivmodells deklarierten (Über)-Generalisierung von Burzio (1981) Zweifel aufkommen, die im wesentlichen die arbiträre Verknüpfung zweier Lexikoneintragmanipulationen involviert. Mit der Nicht-Zuweisung (Absorption) des strukturellen Kasus in VP, heißt es, müsse auch die Nicht-Theta-Markierung der Subjektposition einhergehen: eine rein deduktive Beobachtung, die weder den empirischen Daten immer entspricht (vgl. (5) oder auch Sobin 1985 fürs Ukrainische) noch sich theoretisch adäquat motivieren läßt.[4]

Andererseits bietet auch MP keine endgültige Lösung für das Kasustypologie-Dilemma: Für die minimalisitische Annahme über einen einheitlichen, funktionalen Kasuslizenzüberprüfungsmechanismus und damit für die Existenz zusätzlicher funktionaler Spec-Köpfe in den germanischen Sprachen (wie $Spec_{DO}$, $Spec_{IO}$ im Deutschen) gibt es nämlich keine, dagegen aber massenhafte Evidenz. Neben Haiders Syntax (1993), in der eine einzige und VP-intern lizenzierte Subjektposition theoretisch begründet wird, vergleiche man auch Abraham (1995b), der überzeugende Argumente für die Notwendigkeit lexikalischer Rektion im Deutschen bringt.

Hinter der strikt syntaktischen Behandlung des Kasusbegriffes in GB und dem minimalistischen Vereinheitlichungsanspruch der Kasusrelationen steckt derselbe theoretische (Fehl-)Ansatz, der syntaktische Strukturen kasusmarkierender und kasusloser Sprachen in die gleichen vorgefertigten Satzschablonen einzwängen will (vgl. auch Haider 1993). Dies kann aber nicht die adäqaute Lösung sein: in kasusmarkierenden Sprachen (wie dem Deutschen) spielt auch Kasusmorphologie eine ausgezeichnete Rolle in der Verbsyntax. Die syntaktische Verhaltensweise der Argumente in PS wird durch distinktive morphologische Ausprägungen mitdeterminiert, die die abstrakte Kasusindexmatrix überschichten und sich durch ihre Multifunktionalität und Selbständigkeit auszeichnen (vgl. auch Czepluch 1988). Es ist deutlich, daß eine adäquate Kasusauffassung auch die Eigentümlichkeiten kasusmarkierender Sprachen in Betracht ziehen muß, wobei die beobachtbaren Strukturunterschiede UG-gemäß abzuleiten sind.

Ein geeignetes Modell präsentiert Haider (1985a, 1985b), der Kasus als primär funktionales Konzept auffaßt. Die Funktion der Kasus ist die Abbildung thematischer Information auf syntaktische Strukturen.[5]

Der Abbildungsmechanismus läßt sich in zwei Stufen zerlegen. Abstrakter Kasus wird mit bestimmten Theta-Rollen (oder ohne semantische Differenzierung: mit Prädikatkalkülen) im Lexikoneintrag assoziiert, die dann mit

Hilfe morphologischer Kasus in PS identifiziert werden. Es ist also deutlich zwischen der **Zuweisung** und **Realisierung** der Kasusindexe zu unterscheiden: nur so kann über die Transitivität **Kasusmerkmal — Theta-Rolle — Kasusmerkmal — NP** die Zuordnung von Theta-Rollen an NP-s etabliert werden (vgl. HAIDER 1986: 8). Haider (ibid.) geht in diesem Zusammenhang davon aus, daß die Funktion der Abbildung auf zwei mögliche Weisen implementiert werden kann: es gibt Sprachen, in denen die Identifizierung thematischer Information primär strukturell erfolgt (sog. konfigurationell implementierte Kasussysteme), und Sprachen, in denen dies durch distinktive oberflächenstrukturelle Kasusmerkmale gesteuert wird (morphologisch implementierte Kasussysteme). In jenen wird die Eindeutigkeit der Projektion demnach durch die einzigartige **Zuweisung**, in diesen durch die einzigartige **Realisierung** der Indexe gewährleistet.

In kasusmarkierenden Sprachen steht ein ausgeprägter Kodierungsapparat für die idiosynkratische Vordesignierung der Argumente zur Verfügung. Mittels der distinktiven Merkmale können manche Indexe ihre morphologische Kasuslizenz bereits im Lexikoneintrag erhalten, d.h. sie können sich den späteren **Checking**- Mechanismen entziehen. Diese Indexe werden traditionell **inhärent** genannt: ihre Realisierungsform ist arbiträr und kann nicht mit Hilfe von Redundanzregeln abgeleitet werden. Sie ist mit jedem Lexikoneintrag extra zu lernen. **Strukturelle** Kasus benötigen dagegen eine morphologische Kasuslizenz im Laufe der Derivation. Sie sind strukturell vorhersagbar, d.h. unterliegen allgemeinen Distributionsprinzipien, die **konfigurationelle** Wohlgeformtheitsbeschränkungen der Kasusrealisierung auferlegen. In kasuslosen Sprachen fehlt der morphologische Apparat zur lexikalischen Idiosynkrasie: hier beschränkt sich Kasusinhärenz auf den non-argumentalen Bereich, wo Kasus in Adjunkt-Positionen durch A oder P zugewiesen wird.[6] Im Englischen ist z.B. der verbale Bereich eindeutig strukturell determiniert: die syntaktische Verhaltensweise der Argumente kann mit bestimmten PS-Projektionen korreliert werden, vgl.:

(7) He/*Him was helped.

(8) *Er/Ihm wurde geholfen.

Der Kontrast zwischen (7) und (8) läßt sich direkt durch kasusmorphologische Faktoren erklären: im Englischen gilt alles, was in der Komplementposition des Verbs zugewiesen wird, als struktureller Kasus,[7] während im Deutschen auch die oberflächenstrukturelle Ausprägung der Argumente eine wichtige Rolle spielt. Die abweichende Struktursensitivität der Kasusindexe und die beobachtbaren Strukturunterschiede zwischen Englisch und Deutsch können demnach darauf zurückgeführt werden, inwieweit die Implementierung des Kasussystems die idiosynkratische Vordesignierung der Argumente ermöglicht.

Die die Überprüfung der morphologischen Lizenzvergabe steuernde Regularität, die Realisierungsbedingung (RB), bestimmt, in welcher syntaktischen Konfiguration ein abstrakter Index morphologisch realisiert werden darf. Sie ist im wesentlichen ein **Greed**-Prinzip, das das Bestreben struktursensitiver Indexe nach unmarkierten PS-Positionen beinhaltet (vgl. dazu MOLNÁRFI 1996: Kapitel V.). Als unmarkiert gelte das syntaktisch autonome, (VP)-externe Gebiet in PS, wo Kasus vom funktionalen Kopf I, unabhängig von den Rektionserfordernissen des zuweisenden Elements V realisiert wird (vgl. auch Haiders Realisationsprinzip 1985a, 1985b). Jede syntaktische Konfiguration, in der ein struktureller Index nicht auf der möglichst unmarkierten, offenen Schale realisiert wird, gilt als nicht-konvergent und wird in LF als ungrammatisch interpretiert. Eine Projektionsschale wird offen genannt, wenn sie Kasus- oder Theta-Rollendefizit aufweist. Dies ist typischerweise der Fall im Passiv,[8] wo eine vorherige Lexikoneintragmanipulation das externe Argument des passivierten Verbs eliminiert, d.h. das Verb wird seiner externen θ-Rolle und seines externen Kasus beraubt (vgl. HAIDER 1986). Wird diese manipulierte Argumentstruktur auf PS projiziert, entsteht eine Konfiguration, in der es eine Argumentstelle ohne syntaktische und semantische Identifikationsmerkmale gibt: die Argumentbilanz wird gestört, vgl.:

(9) Ich schlage ihn.

(10) Er_i wird $[_{VP}\ t_i$ geschlagen]

In (10) erkennt RB die kasus- und theta-rollendefizite Konfiguration und blockiert die *in-situ*-Realisierung des strukturellen Indexes. Nachdem dieser in die offene, externe Argumentstelle transferiert (externalisiert) worden ist, folgt ihm die ohne syntaktische Identifikation gebliebene interne Theta-Rolle. Die Argumentbilanz wird hierdurch wieder hergestellt: Die Subjektposition erhält die semantische Interpretation des internen Arguments in (9), und der strukturelle Kasus wird durch INFL als Nominativ realisiert (vgl. auch HAIDER 1985a, 1985b). Ein ähnlicher Kasustransfer ist in (4) nicht möglich, da der inhärente Kasus in Besitz seiner morphologischen Lizenz sich Distributionsprinzipien wie RB entziehen kann. Gibt es keinen strukturellen Index in VP, gibt es demnach auch keine Externalisierung: hier kann dann die Subjektposition wegen ihres VP-internen Status leerbleiben, während die nichtstrukturelle Spec-I-Position durch jedes beliebige Element im Satz (auch durch das Expletivum *es*) besetzt werden kann (vgl. dazu HAIDER 1993 und MOLNÁRFI 1996). In diesem Passivmodell wird auch sofort Burzios Problem gelöst: es gibt keine Kasusabsorption, nur einen Kasustransfer, der abhängig von der idiosynkratischen Designiertheit der Indexe Anwendung findet.

Erhält die Struktursensitivität der Kasus in der Realisierungsbedingung als allgemeinem Distributionsprinzip ihre adäquate theoretische Begründung, läßt sich die unterschiedliche Verfügbarkeit der Kasusindexe in gestörten Argumentbilanzkontexten als empirisches Kriterium für ihren strukturellen vs.

inhärenten Status ausnutzen. In diesem Sinne können sich durch lexikalische Idiosynkrasie vordesignierte Indexe Prinzipien der Kasusrealisierung (so auch dem Kasustransferprozeß) entziehen, da sie bereits mit einer morphologischen Lizenz in die Derivation eintreten. Strukturell zugewiesene Indexe unterliegen der Realisierungsbedingung, sie sind demnach — wenn möglich — extern zu realisieren.

RB kann aber offensichtlich nicht das einzige Prinzip sein, das die Erscheinungs- und Distributionsmöglichkeiten der strukturellen Indexe steuert. Es gibt z.B. zu denken, daß sie die Distribution zweier struktureller Kasus in der VP nicht eindeutig gewährleisten kann, da dann im Passiv der Index beider NP-s in die Subjekposition transportiert werden müßte. Dies verletzte aber das Theta-Kriterium. Haider (1986) muß daher bei dreiwertigen Verben aus **theorieinternen** Gründen zumindest ein Argument mit inhärentem Kasusindex auszeichnen, d.h. Dativ im Deutschen als inhärenten Index betrachten (vgl. Czepluch 1988).

Czepluch (ibid.) macht zudem darauf aufmerksam, daß auch die Zuweisung **inhärenter** Indexe in PS nicht völlig arbiträr ist (gegen etwa Haider 1985a) und einem interessanten, grammatiktheoretisch näher zu begründenden Muster folgt. Bei unmarkierter Abfolge der Argumente[9] scheinen inhärente Indexe eine engere Beziehung zu ihrem zuweisenden Kopf zu unterhalten als ihre strukturellen Pendanten, d.h., nur inhärente Kasus werden unter strenger Adjazenz zugewiesen.[10] Dies führt bei syntaktischer Dreiwertigkeit dazu, daß mit strukturellen Indexen ausgezeichnete Argumente aus der innersten Projektionsschale verdrängt werden; vgl.:

(11) daß ich ihn nicht [$_{VP}$ des Mordes bezichtigt habe] (weiter Skopus)
(12) daß ich ihn des Mordes [$_{VP}$ nicht bezichtigt habe] (enger Skopus)
(13) daß ich des Mordes nicht ***IHN*** bezichtigt habe (KA)[11]

(11) und (12) zeigen deutlich, daß das Genitivobjekt (GO) eine enge syntaktisch-semantische Einheit mit V bildet, die sich nur bei markiertem Skopus durch das Negationselement durchbrechen läßt. Auf die verbinkorporierte Stellung des GO und die obligatorisch adjazente Realisierung des inhärenten Kasus weist auch (13) hin, wo das verbnahe Akkusativobjekt höchstens mit Kontrastakzent interpretierbar ist. Czepluch (1988: 293) begründet die oben genannte Beobachtung rektionstechnisch. Nach ihm sind strukturelle und inhärente Kasus unter unterschiedlichen Strukturprämissen zu realisieren: strukturelle Indexe unter Links-Peripherie (d.h. nicht unbedingt adjazent), lexikalische Kasus unter Kopf-Rektion (d.h. verbinkorporiert). Dies bedeutet, daß die Zuweisung der Kasusindexe einheitlich konfigurationell gesteuert wird, indem idiosynkratisch markierte Indexe zuerst (verbnah), strukturelle Indexe dagegen erst später (verbentfernt) im Laufe der Projektion abgebildet werden (vgl. dazu ausführlich Molnárfi 1996: 175f.). Den Abfolgeeinschränkungen der Argumentserialisierung läßt sich demnach ein weiteres empirisches

Kriterium für den typologischen Status der Kasusindexe abgewinnen: in einer gegebenen syntaktischen Konfiguration werden diese nach dem Grad ihrer idiosynkratischen Markiertheit eingebettet, d.h., bei syntaktischer Dreiwertigkeit wird das mit inhärentem Index ausgezeichnete Argument immer vom strukturellen Argument in PS c-kommandiert.

2. Dativ als struktureller Kasus — die empirischen Daten

Aufgrund der obigen Überlegungen kommen vor allem zwei Kriterien für die theorieadäquate Einordnung des deutschen Dativs in die generative Kasustypologie in Frage: seine strukturelle Realisierungsposition in der Phrasenstruktur (verbnah oder verbentfernt) und seine Verfügbarkeit in Passivkontexten (d.h. seine Strukturensitivität). Beide Kriterien sind aber mit spezifischen beschreibungstechnischen und theoretischen Problemen belastet.

Die Schwierigkeiten werden durch den **relativ** strukturellen Status des Dativs verursacht. Seine Strukturalität scheint nämlich nicht nur von der lexikalischen Kategorie, sondern auch der **Valenz** seines zuweisenden Elements abzuhängen: in bestimmten syntaktischen Konfigurationen verhält er sich als struktureller, in anderen als inhärenter Index.

Hier ist in erster Linie zwischen verbalem und nicht-verbalem Dativ zu unterscheiden. Von A oder P zugewiesene Dative gelten offensichtlich als inhärent: der Grad der thematischen Assoziiertheit mit der zuweisenden Kategorie ist sehr hoch, Reanalyse (d.h. die merkmalspezifische Umdeutung des gegebenen Indexes unter dem Rektionseinfluß des Verbs) ist im Deutschen generell ausgeschlossen, vgl.:

(14) *Er$_i$ wurde von t$_i$ gesprochen.

(14) zeigt, daß das Präpositionsobjekt idiosynkratisch kasusmarkiert wird und sich dementsprechend Distributionsprinzipien wie der Realisierungsbedingung entziehen kann.

Im **verbalen** Bereich ist zweiwertiger (d.h. von zweiwertigen Verben zugewiesener) Dativ etwas grundsätzlich anderes als dreiwertiger (vgl. auch Abraham 1995a). Zweiwertige Dativargumente werden in Übereinstimmung mit der grundsätzlichen Endozentrizität und Rechtsrekursivität der Projektionsstruktur (vgl. dazu Haider 1993) verbnah eingebettet (NP V), wo sie im Gegensatz zu Genitivobjekten nicht unbedingt adjazent zugewiesen zu werden brauchen; vgl.:

(15) daß er dem Mann nicht folgte/gehorchte (weiter Skopus)
(16) daß er des Helden nicht gedachte (enger Skopus)
(17) * daß der Mann gefolgt/gehorcht wurde
(18) * daß der Held gedacht wurde.

Die obigen Beispiele zeigen, daß weder Genitivobjekte noch Dativobjekte zweiwertiger Verben an syntaktischen Prozessen wie Passivierung teilnehmen

(vgl. (17-18)), obwohl nur Genitive unter Kopf-Rektion zugewiesen werden (vgl. (15-16)).

Bei syntaktischer Dreiwertigkeit erscheinen vor allem die schon von Czepluch (1988: 283) beobachteten Abfolgeunterschiede von Dativ- und Genitivobjekten relativ zum direkten Objekt (DO) relevant, die auch beim neutralisierten Belebtheitskontrast unerwartet auftreten; vgl.:

(19) daß man der Fabrik das Recht zur Alkoholdestillierung entzog (SA)
(20) ? daß man das Recht zur Alkoholdestillierung der Fabrik entzog (KA)
(21) daß man die Fabrik des Verstoßes gegen das Gesetz bezichtigte (SA)
(22) ?? daß man des Verstoßes gegen das Gesetz die Fabrik bezichtigte (KA)

Den Kontrastakzentverteilungen in den obigen Beispielsätzen lassen sich zwei wichtige Annahmen abgewinnen. Erstens scheint die Abfolge A-G wesentlich fester, d.h. von grundsätzlicherer Natur zu sein als die D-A/A-D-Verteilungen (vgl. auch Czepluch ibid.). Zweitens ist deutlich, daß die Akkusativ-NP in (19) im Gegensatz zu (21) (oder (11)) nicht aus der innersten Projektionsschale verdrängt wird: bei unmarkierter Abfolge wird das Dativargument höher eingebettet und erhält wahrscheinlich von V' Kasus zugewiesen.

Das A-D-Muster ist obendrein (im Gegensatz zur A-G-Abfolge) höchst produktiv. Es wird durch eine sehr große Anzahl Verben, auch durch Neubildungen vertreten (vgl. Wegener 1991: 77):

(23) Kannst du mir die Brezel bebuttern?

Alles deutet auf die strukturelle Vorhersagbarkeit der obigen Dative hin: sie sind unter Links-Peripherie, und zwar nur dann zugewiesen, wenn die verbnahe Akkusativposition bereits besetzt ist. Dies bezieht sich sowohl auf valenzgebundene als auch auf sog. freie Dative (dativus (in)-commodi, dativus possessivus), außer dem dativus ethicus, der keinen Argumentstatus hat und nicht zur Argumentstruktur (AS) des Verbs gehört (vgl. nur seine blockierte Erststellungsfähigkeit oder Illokutivität).[12]

Obwohl das Serialisierungsmuster der Doppelobjekt-Konstruktionen in (19-23) demnach auf den **strukturellen** Status des dreiwertigen Dativs abhebt, ist dieser im *werden*-Passiv ähnlich zu (17) nicht verfügbar; vgl.:

(24) *Er/Ihm wird das Buch gegeben.

Nur der Akkusativ, nicht aber der Dativ kann in (24) in die externe Subjektstelle transferiert werden. Dies kommt unerwartet, wenn wir davon ausgehen, daß strukturelle Indexe der Realisierungsbedingung generell unterliegen. Die fehlende Strukturensitivität des Dativs spricht daher deutlich *gegen* seinen strukturellen Status.

Die Diskussion steht oder fällt mit der theoretischen Bewertung eines Konstruktionstyps, der mit Hilfe der Hilfsverben *kriegen/bekommen/erhalten* gebildet und in der Fachliteratur als **Dativpassiv** bezeichnet wird; vgl.:

(25) Er kriegt das Buch zugeschickt.

In (25) wird eine Dativkonversion angenommen: das Subjekt der Konstruktion ist in diesem Sinne ein abgeleitetes und entspricht dem indirekten Objekt des eingebetteten verbalen Partizips (vgl. Eroms 1978 u.a.).

Wird der Dativ oben tatsächlich absorbiert, ist ein starkes Argument für seinen strukturellen Status gewonnen.

Dazu müßte aber gezeigt werden, warum der Dativ nicht in *werden*-Passiven verfügbar ist, und wie sich der angenommene Transfermechanismus grammatiktheoretisch adäquat ableiten läßt. Es ist zur Zeit auch nicht ganz klar, welche Konstruktionen als Dativpassiv zu gelten haben (vgl. die Diskussion über das sog. *kriegen*-Passiv: Abraham 1991a und b, 1995a, Haider 1984, 1986, 1993, Wegener 1991, Czepluch 1988 u.a.). All dies macht den Wert eines Dativpassiv-Kriteriums theoretisch fragwürdig.

2.1. Das Dativpassiv — empirische Abgrenzung und theoretische Rechtfertigung

Zur Lösung des Problems muß zuerst die emprische Abgrenzung der Dativpassiv-Konstruktionen von den form-, aber nicht paraphrasengleichen Strukturen gewährleistet werden, d.h., es ist klarzustellen, was man genau unter Dativpassiv verstehen soll. Hier erscheint vor allem die Beobachtung relevant, daß *kriegen*+Partizip II-Konstruktionen (des weiteren KPII-Konstruktionen) in drei möglichen Lesarten auftreten (vgl. Wegener 1985b, Reis 1985 u.a.):

(26) Ich kriege das Zimmer saubergemacht.

Lesarten:

(27) Ich schaffe es, daß das Zimmer saubergemacht wird.
(28) Ich kriege das Zimmer in einem saubergemachten Zustand.
(29) Jemand macht mir das Zimmer sauber.

Es kann davon ausgegangen werden, daß die durch die doppelte Verbselektion von *kriegen*[13] verursachte oberflächenstrukturelle semantische Ambiguität der KPII-Konstruktionen sich auf unterschiedliche syntaktische Strukturen zurückführen läßt. Hierbei kann die Existenz resultativer (27), koprädikativer (28) und passivischer (29) KPII-Konstruktionen postuliert werden (vgl. auch Molnárfi 1995: 111f.). In diesem Sinne sind die resultativen Fälle als agentivisches Vollverb+Kurzsatz-Strukturen (vgl. Molnárfi ibid.), die koprädikativen Fälle als benefaktives Vollverb+nachgestellte Adjunkt-Strukturen (vgl. auch Abraham 1991a Typ I), die passivischen Fälle als Dativkonversionsstrukturen (vgl. bereits Eroms ibid.) aufzufassen.

Die entsprechenden Abgrenzungskriterien lassen sich dann den unterschiedlichen syntaktisch-semantischen Forderungen der zugrundeliegenden Strukturtypen leicht abgewinnen. Fürs Dativpassiv gilt in diesem Sinne das folgende:

a. *Kriegen* als parasitäres Verb (vgl. auch HAIDER 1986) selektiert ein passivisches Kurzsatzkomplement, kann aber seinen Argumentstellen keine θ-Rollen zuweisen: diese bleiben semantisch unspezifiziert.

b. Die Realisierung eines Agensanschlusses ist grundsätzlich möglich, aber nicht notwendig.

c. Das Vorkommen valenzabhängiger und freier Dative ist auf den nonargumentalen dativus ethicus beschränkt, da das Auftreten einer im allgemeinen mit Dativ verbunden stehenden θ-Rolle (Ben/Mal) wegen des abgeleiteten Status der Subjektstelle das Theta-Kriterium verletzte (vgl. auch WEGENER 1985b, Reis 1985).

d. Passivische KPII-Konstruktionen nehmen an einem Auxiliarisierungs- und Grammatikalisierungsprozeß teil, wobei ihre allmähliche syntaktische Umstrukturierung und semantische Entleerung erfolgen (vgl. bereits WELLANDER 1964 und vor allem ASKEDAL 1984). Hier werden vier, voneinander deutlich abgrenzbare KPII-Typen unterschieden (vgl. dazu ABRAHAM 1991a und b, 1995a und MOLNÁRFI 1996: 150). Der Weg führt von adjektivischer Kurzsatzstruktur (Typus: er kriegt das Buch zugeschickt) bis zum syntaktisch/semantisch entleerten *kriegen*-Auxiliar (Typus: er kriegt geholfen).[14]

Durch die obigen Kriterien lassen sich passivische KPII-Konstruktionen eindeutig von form-, aber nicht paraphrasengleichen Strukturen (in erster Linie von resultativen/kausativen Fügungen) abheben.

Als zuverlässige Desambiguierungstests kommen vor allem zwei Kriterien in Frage:

(A) die Zufügung einer Agensphrase deutet syntaktische Passivität an

(B) die Zufügung valenzgebundener oder freier Dative (außer dem dativus ethicus) deutet syntaktische Resultativität an

(30) Wir kriegten die Glückwünsche übermittelt (Lesarten: passiv, resultativ)

(31) Wir kriegten die Glückwünsche vom Geburtstagskind übermittelt (nur passiv)

(32) Wir kriegten die Glückwünsche dem Geburtstagskind übermittelt (nur resultativ)

Beide Desambiguierungskriterien nutzen die sich aus den zwei Verbselektionen von *kriegen* ergebenden thematischen Restriktionen aus: Das Theta-Kriterium verbietet die Realisierung von zwei identischen Theta-Rollen in PS. Es gibt demnach gegen Heines Kontinuumsmodell (1993: 32) klar abgrenzbare kategorienstrukturelle Unterschiede in den verschiedenen Lesarten der KPII-Konstruktionen und somit in der Funktion des Vollverbs vs. Auxiliars *kriegen*. In diesem Sinne ist z.B. die Möglichkeit zur strukturell-semantischen Umstrukturierung (Detransitivisierung, semantische Entleerung, etc.) nur für

passivische KPII-Konstruktionen gegeben, da die spezifischen syntaktisch-semantischen Forderungen der koprädikativen Adjektivstrukturen Auxiliarisierung der Fügung blockieren (vgl. auch ABRAHAM 1991a, REIS 1976).

Ein anderes Problemfeld ergibt sich in bezug auf den angenommenen Konversionsmechanismus im Dativpassiv. Will man nämlich in den fraglichen KPII-Konstruktionen eine spezielle Art Passivdiathese sehen, muß gezeigt werden, daß der Dativ des eingebetteten Partizips im Laufe der Derivation tatsächlich absorbiert wird. Die Hauptkritik gilt hier der Tatsache, daß der fragliche Absorptionsmechanismus von den Anhängern der Dativpassiv-Hypothese immer nur stillschweigend vorausgesetzt, aber weder technisch noch theoretisch ausbuchstabiert worden ist (vgl. dazu HAIDER 1993: 109). Hierbei blieb vor allem die Frage unbeantwortet, warum Dative nicht im „genuinen" Passiv absorbiert werden können bzw. warum nicht alle Dative im *kriegen*-Passiv verfügbar sind. Der Lösungsvorschlag von Wegener (1991: 75), der von der Kasussensitivität der Passivauxiliare *werden* bzw. *kriegen* ausgeht, ist theoretisch prinzipiell unattraktiv: Kasusstrukturalität oder -inhärenz ist eine Eigenschaft der AS und kodiert die generelle syntaktische Verhaltensweise von NP-s in PS u.a. in bezug auf Passivkontexte. Daraus folgt, daß ein Auxiliar weder den strukturellen Kasus eines Kasusindexes (eine Eigenschaft der abstrakten Kasusebene), noch dessen morphologische Ausprägung (eine Eigenschaft der oberflächenstrukturellen Ebene) zu erkennen vermag: dies erfolgt mit Hilfe syntaktischer Distributionsregeln (RP), die der Kasusrealisierung konfigurationelle Beschränkungen auferlegen. Daher können die Realisierungsbedingungen der Kasusindexe nicht mit morphologischen Erfordernissen der Auxiliare (wenn es so etwas überhaupt gibt) korreliert werden.

Wird demnach Dativ als struktureller Kasusindex aufgefaßt, muß gezeigt werden:

C. warum seine Absorption im *werden*-Passiv generell blockiert ist,

D. daß nur strukturelle Dative im *bekommen*-Passiv absorbiert werden können (vgl. auch HAIDER 1993: 109).

2.1.1. Die syntaktische Begründung des Dativpassivs

Zum Verstehen der Eigentümlichkeiten des Dativtransfermechanismus in Passivkontexten muß man von der relevanten Beobachtung ausgehen, daß die Absorptionssensitivität der von V' regierten NP nur bei syntaktischer Dreiwertigkeit auftritt, d.h., Dativ nur relativ zu DO strukturell ist; vgl.:

(33) * Er kriegt gefolgt/gehorcht/nachgefühlt, etc.

(34) Er kriegt etwas geschenkt/zugeschickt/gestohlen, etc.

Zweiwertige Dative können im Dativpassiv im allgemeinen nicht auftreten,[15] während dreiwertige Dative sich durch ihre generelle Verfügbarkeit aus-

zeichnen. Dies bezieht sich sowohl auf valenzgebundene als auch auf sog. freie Dative,[16] welche folglich als strukturell regiert gelten können; vgl.:

(35) Er nimmt dem Mann die Kanone ab.

dativus incommodi

(36) Der Mann kriegt die Kanone abgenommen.

Freie Dative können auch mit PP-s in der VP kookkurrieren, wobei ihre Verfügbarkeit zur Absorption nicht tangiert wird; vgl.:

(37) Er schlägt ihm ins Gesicht.

(38) Er kriegt ins Gesicht geschlagen, etc.

Damit wird Dativstrukturalität auf eine syntaktische Position (NP V') beschränkt, wodurch auch der Konfigurationalität der strukturellen Kasuszuweisung Rechnung getragen wird. Es gibt aber zu denken, daß die Strukturalität des Dativs im Deutschen offensichtlich anders als die des Akkusativs sein muß, da Dative in Akkusativpassivkontexten nicht frei verfügbar sind; vgl.:

(39) * Er wird das Buch geschenkt.

(40) * Er wird die Kanone abgenommen/ ins Gesicht geschlagen, etc.

Es scheint, als ob Akkusative im Dativpassiv (vgl. (34-36)), Dative dagegen im Akkusativpassiv (39-40) unangetastet bleiben müßten (vgl. auch Haider 1986). Diese Idee ist aber aufgrund der obigen Überlegungen theoretisch unattraktiv: es gibt gegen Wegener (1991) kein Auxiliar *kriegen*, das als eine Art syntaktischer Schiedsrichter nur Dative, und kein Auxiliar *werden*, das nur Akkusative zum Transfer herauspicken könnte. Die Unverfügbarkeit eines Indexes in der syntaktischen Konfiguration A und seine Verfügbarkeit in der syntaktischen Konfiguration B muß auf spezifische strukturelle Unterschiede **zwischen A und B** zurückgeführt werden.

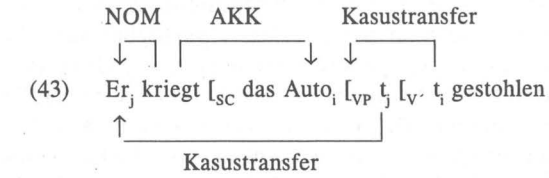
Die Verwirrung wird durch die Annahme verursacht, daß Akkusativ in (34-36) einen nicht-derivierten Status hätte, d.h. ähnlich zu (41) vom Hauptverb *kriegen* intern zugewiesen würde:

(41) Er kriegt sein Auto.

(42) Er kriegt sein Auto gestohlen.

Es gibt aber einen sehr wichtigen strukturellen Unterschied zwischen (41) und (42). Während die Theta-Struktur der Konstruktion in (41) vom Vollverb determiniert wird (Benefaktiv in der Subjekt-, Thema in der Objektposition), bestimmt in (42) **das eingebettete Partizip**, welche θ-Rollen den zwei Argumenten zugewiesen werden (Malfaktiv und Thema). Dies bedeutet, daß *kriegen* in (42) wie ein Auxiliar die Theta-Struktur des Partizips übernimmt, welches es als passivisches Kurzsatzkomplement selektiert. Es gibt demnach

eine VP-Grenze[17] zwischen dem Matrixverb *kriegen* und dem Subjekt des Kurzsatzes: dieses wird extern, durch ECM[18] kasusmarkiert; vgl.:



In (43) zeigt die Spur t_i die ursprüngliche Position des logischen Objekts und grammatischen Subjekts des Passivkomplements. Die NP-Bewegung von der innersten Verbschale ist durch den Kasusfilter und RB erzwungen, da Nominativ wegen des infiniten Status des eingebetteten Partizipis nicht zugewiesen werden kann, die *in-situ*-Realisierung des Akkusativs dagegen nicht auf der möglichst unmarkierten, offenen Schale, d.h. in der Subjektposition der **small-clause** erfolgte. Gibt es offene Projektionspositionen in der AS von *kriegen*, muß es defektiv subkategorisiert sein. In diesem Sinne geht Haider (1986: 21) davon aus, daß *kriegen* eine **latente** Argumentstruktur besitzt, d.h. obwohl im Lexikoneintrag als transitiv markiert ist, keine fixierten θ-Rollen zuweisen kann. Diese müssen dann von einem mit *kriegen* θ-kongruierenden Verb übernommen werden. θ-Kongruenz meint hier, daß die AS des eingebetteten Partizips mit der von *kriegen* partiell identisch sein muß, d.h. sie enthalten muß. Da das Vollverb *kriegen* in der Subjektposition eine Theta-Rolle zugewiesen bekommt, die im allgemeinen von V' regierte NP-s (IO) erhalten, ist nicht überraschend, daß *kriegen* nur mit Dativverben kookkurriert. Die virtuelle θ-Struktur von *kriegen* parasitiert dann in der SC-Konstruktion an der des eingebetteten Partizips, von dem die Theta-Rollen übernommen werden (daher die Benennung **parasitäres** Verb, vgl. Haider ibid.).

Aufgrund der obigen Überlegungen ist deutlich, daß mit dem Akkusativtransfer in die Subjektposition des Kurzsatzes die Argumentbilanz (d.h. die Konfiguration, in der jede syntaktische Position mit Theta-Rolle und Kasus ausgezeichnet wird) noch nicht wiederhergestellt wird. Die Spec-I-Position im Matrixsatz bleibt ja ohne semantische und syntaktische Merkmalspezifikation. Deshalb muß der einzig verfügbare strukturelle Dativ in die offene Subjektposition transferiert werden, wo er von INFL als Nominativ realisiert wird. Die ohne Kasus gebliebene Theta-Rolle folgt dem Index, die Subjektstelle erhält die semantische Interpretation des indirekten Objekts des eingebetteten Partizips (vgl. (34)). Die spezifischen Strukturerfordernisse der Dativpassiv-Konfiguration erzwingen demnach die externe Realisierung sowohl des Akkusativ- als auch des Dativarguments der **small-clause**. Die Externalisierung des Dativarguments ist aber **sekundär**: sie kann nur erfolgen, wenn der in der [NP V]-Position zugewiesene Index seine morphologische Lizenz erhalten hat. Dies bedeutet, daß der morphologische Lizenzüberprüfungsmechanismus

endozentrisch gesteuert wird: RB prüft zuerst immer die innere Verbschale auf Kasusstrukturalität hin ab. Die gestörte Argumentbilanz wird in erster Linie mit Hilfe des verbnahen Akkusativs wiederhergestellt. Dies ist dann auch der Grund, warum Dative nicht im *werden*-Passiv verfügbar sind: bei syntaktischer Zweiwertigkeit gelten sie generell als inhärente Indexe (vgl. oben), während bei syntaktischer Dreiwertigkeit der Transfer struktureller Akkusative immer Priorität genießt. Dreiwertiger Dativ kommt also hier einfach nicht „zu Worte": nur die ganz spezifische, eine zusätzliche kasus- und θ-rollendefizite Spec-Position aufweisende **small-clause**-Struktur der Dativpassivkonstruktionen ermöglicht und erzwingt zugleich seine externe Realisierung. Eine Hebungskonstruktion ist kein geeigneter Kandidat hierfür: Hebungsverben sind ja im Gegensatz zu *kriegen* intransitiv, was die weitere Externalisierung des kasuslosen DO anstelle der des Dativarguments mit sich brächte; vgl.:

(44) Das Buch$_i$ scheint [$_{VP}$ t'$_i$ ihm t$_i$ geschenkt worden zu sein]

Stimmt unsere Analyse, ist zu erwarten, daß nur **strukturelle**, d.h. von V' regierte Dative an syntaktischen Prozessen teilnehmen können. Dies bestätigt sich auf eine elegante Weise: gerade die Dativverben, die in PS ein abweichendes Serialisierungsmuster aufweisen (A-D anstatt D-A), d.h. bei denen Dativ tiefer eingebettet als Akkusativ erscheint, lassen auch ausnahmslos keine Dativpassivierung zu (vgl. auch Molnárfi 1996: 322f.):

(45) Ich ziehe den Tee dem Kaffee vor.
(46) *Der Kaffee kriegt den Tee vorgezogen.
(47) Er unterzog ihn einer schweren Operation.
(48) *Eine schwere Operation kriegt ihn unterzogen.

Der Grund für die Ungrammatikalität von (46-48) ist einleuchtend: der von den sog. Vergleichsverben zugewiesene Dativ ist ein inhärenter und entzieht sich deshalb der Realisierungsbedingung. Für seinen inhärenten Status spricht außer Serialisierungsfaktoren auch die Distribution der Negationspartikel bei weitem Skopus. Sie ist die gleiche wie bei Genitiv-NP-s, d.h., nur wenn die Partikel vor dem Objekt+V° auftritt, ist weiter Skopus möglich; vgl.:

(49) daß er das Kind nicht der Kälte aussetzt (WS)
(50) daß er das Kind der Kälte nicht aussetzt (ES)
(51) daß er ihn nicht des Mordes anklagt (WS)
(52) daß er ihn des Mordes nicht anklagt (ES)

Dativobjekte der Vergleichsverben scheinen demnach ähnlich Genitivobjekten verbinkorporiert (kopf-regiert) aufzutreten.
Die oben skizzierte Analyse kann hier aus Platzgründen nicht ins Detail verfolgt werden (vgl. nur die Problematik der doppelten Akkusativa[19]), für unsere Zwecke genügt es festzuhalten, daß über Dativpassiv auch in einem

strukturellen Rahmen sinnvoll verhandelt werden kann. Damit sind auch die wichtigsten Argumente gegen den strukturellen Status des deutschen Dativs entkräftet:

E. Die Strukturalität des Dativs ist relativ: zweiwertige (verbnahe) Dative gelten generell als inhärent, während dreiwertige Dative in der [NP V']-Position strukturellen Kasus erhalten.

F. Strukturelle Dative sind wegen der endozentrischen Steuerung der Realisierungsbedingung im *werden*-Passiv nicht verfügbar.

G. Der Kasustransfermechanismus im Dativpassiv ist strukturell ableitbar und ist bei syntaktischer Dreiwertigkeit höchst produktiv. Unverfügbare Indexe sind inhärent zugewiesen: dies spiegelt sich auch in dem Serialisierungsmuster und den Rektionserfordernissen der gegebenen Argumente wider.

Anmerkungen

1. Im folgenden: MP.
2. Inhärente Indexe wären in diesem Sinne auf der D-Struktur, strukturelle auf der S-Struktur zugewiesen (vgl. Chomsky 1981).
3. Zur Diskussion vgl. Evereaert (1982), Abraham (1983) und Molnárfi (1996).
4. Vgl. nur die grundsätzliche empirisch-theoretische Kritik in Jaeggli (1986), Abraham (1995a) und Molnárfi (1996) an Absorptionsmodellen, die den obigen implikativen Zusammenhang durch die kategorielle Neutralisation des Passivpartizips (Chomsky 1981) oder durch den postulierten Argumentstatus des Passivmorphems (Baker – Johnson – Roberts 1989) begründen wollen.
5. Dies wird von Haider (1985a) als Kasuskriterium bezeichnet.
6. Vgl. auch Larsons Anhebunganalyse für die Doppelobjektkonstruktionen im Englischen, in denen das indirekte Objekt zu einer Art Adjunkt rückgestuft wird (Larson 1988).
7. Dies ist unter gewissen syntaktisch-semantischen Prämissen auch für den präpositionellen Bereich wahr (vgl. das Reanalyse-Konzept von Hornstein – Weinberg 1981).
8. Andere syntaktische Kontexte sind z.B. Ergativa oder AcI-Konstruktionen (vgl. dazu Molnárfi 1996: 271f.)
9. Mit unmarkierter Abfolge bezeichnet Czepluch (1988: 283f.) die syntaktischen Projektionen, in denen der Einfluß extrasyntaktischer Faktoren (Akzent, Diskursfunktionalität, etc.) neutral gehalten wird.
10. Dies bezieht sich nur auf volle NP-s: Die Serialisierung pronominaler Argumente unterliegt diskursfunktional gesteuerten Regularitäten, die die sekundäre Verschiebung schwacher und starker Pronomina in den funktionalen, thematischen Bereich nach sich ziehen (vgl. dazu Abraham 1995b und Molnárfi 1996: Kapitel VII.).
11. KA= Kontrastakzent, SA= Satzakzent (zum Konzept vgl. Abraham 1995a).
12. Zum Argumentstatus der Pertinenz- und commodi-Dative vgl. Wegener (1991: 81f.) und Molnárfi (1996: 140f.).
13. *Kriegen* hatte ursprünglich eine agentivische Verbsemantik (im Sinne von *durch Krieg erwerben*), die allmählich durch das allgemeinere *in Besitz einer Sache gelangen*, d.h. *erhalten* verdrängt wurde (vgl. dazu bereits Eroms 1978: 360 und Haider 1986: 32). Die „alte" agentivische Selektion finden wir in (27) wieder, während die neuere Verbsemantik Konstruktionen wie (28-29) eigen ist.

14. Zur Grammatikalisierung des Dativpassivs in Form passivischer *haben*-Fügungen vgl. LATZEL (1977) und LEIRBUKT (1981).
15. Konstruktionen wie „er kriegt geholfen/ ? applaudiert", etc., sind keine echten Gegenbeispiele, da sie sich einerseits auf eine Handvoll höchst idiosynchratische Fälle beschränken, andererseits mit einem sehr geringen Grammatikalitätsgrad auftreten. Zu einer möglichen Hebungsanalyse dieser Konstruktionen vgl. ABRAHAM (1995a).
16. Mit Ausnahme des dativus ethicus (vgl. auch oben).
17. Der Kurzsatzknoten wird hier mit der maximalen Projektion des lexikalischen Kopfes des Komplements gleichgesetzt (vgl. CHOMSKY 1986: 20).
18. ECM= Exceptional Case Marking (vgl. dazu CHOMSKY 1981).
19. Doppelte Akkusativa sind als morphologisch marginale Instantiierungen der NP_1 — NP_4 (Akkusativ-Genitiv)-Konfiguration aufzufassen (vgl. MOLNÁRFI 1996: 212f.). Dies bedeutet, daß der Sachakkusativ unter Kopf-Rektion, verbnah eingebettet wird, während das Personsobjekt in der [NP V']-Position strukturellen Kasus erhält. Dieser ist dann im Gegensatz zum verbinkorporierten Sachobjekt sowohl im *werden*- als auch im Dativpassiv zum Transfer verfügbar.

Literaturverzeichnis

ABRAHAM, WERNER: *Die Unterscheidung von direktem und indirektem Objekt in den kasuslosen westgermanischen Sprachen und im Deutschen.* — In: *Deutsch als Fremdsprache 20* (1983), S. 263-270.

ABRAHAM, WERNER: *Aktionsartsemantik und Auxiliarisierung im Deutschen.* — In: E. FELDBUSCH - R. POGARELL — C.WEISS (Hrsg.) (1991a) *Neue Fragen der Linguistik.* Akten des 25. Linguistischen Kolloquiums, Paderborn 1990. Band I:*Bestand und Entwicklung.* — Tübingen: Max Niemeyer 1991. (=*Linguistische Arbeiten* 270), S. 125-133.

ABRAHAM, WERNER: *How much of the German tense system is 'aspect' and 'Aktionsart'?* — In: *Belgian Journal of Linguistics* 6 (1991b), S. 133-149.

ABRAHAM, WERNER: *Deutsche Syntax im Sprachenvergleich.* Grundlegung einer typologischen Syntax des Deutschen. — Tübingen: Narr 1995a. (=Studien zur deutschen Grammatik 41.)

ABRAHAM, WERNER: *Morphological Case: No Need for Functional Projections in German.* — In: R. JONKERS - E. KAAN - J. WIEGEL (Hrsg.) *Language and Cognition* 5. Groningen (1995b), S. 1-12.

ASKEDAL, JOHN: *Grammatikalisierung und Auxiliarisierung im sogenannten 'bekommen/kriegen/erhalten-Passiv' des Deutschen.* — In: *Kopenhagener Beiträge zur Germanistischen Linguistik* 22 (1984), S. 5-47.

BAKER, MARK - JOHNSON, KYLE. — ROBERTS, IAN: *Passive Arguments Raised.* — In: *Linguistic Inquiry* 20 (1989), S. 219-251.

BURZIO, LUIGI: *Intransitive verbs and Italian auxiliares.* Ph.D. Dissertation. — Cambridge, Massachusetts.: MIT Press 1981.

CHOMSKY, NOAM: *Lectures on Government and Binding.* — Dordrecht: Foris 1981.

CHOMSKY, NOAM: *Barriers.* — Cambridge/Massachusetts: MIT Press 1986.

CHOMSKY, NOAM: *A Minimalist Program for Linguistic Theory.* In: HALE, K. - KEYSER, S. J. (eds.) *The View from Building* 20. Essays in Linguistics in Honor of Sylvian Bromberger. — Cambridge, Massachusetts: MIT Press 1993.

CZEPLUCH, HARTMUT: *Kasusmorphologie und Kasusrelationen: Überlegungen zur Kasustheorie am Beispiel des Deutschen.* — In: *Linguistische Berichte* 118 (1988), S. 275-310.

EROMS, HANS-WERNER: *Zur Konversion der Dativphrasen.* — In: *Sprachwissenschaft* 3 (1978), S. 357-405.

EVERAERT, MARTIN: *Structureel passief in het Nederlands.* — In: *Working Papers in Linguistics* 11 (1982), S. 37-74.

HAIDER, HUBERT: *Mona Lisa lächelt stumm — über das soganannte deutsche 'Rezipientenpassiv'.* — In: *Linguistische Berichte* 89 (1984), S. 32-42.

HAIDER, HUBERT: *The Case of German.* — In: J. TOMAN (Hrsg.) *Studies in German Grammar.* — Dordrecht: Foris (1985a), S. 65-101.

HAIDER, HUBERT: *A Unified Account of Case- and θ-Marking: The Case of German.* — In: *Papiere zur Linguistik* 32 (1985b), S. 3-36.

HAIDER, HUBERT: *Fehlende Argumente: vom Passiv zu kohärenten Infinitiven.* — In: *Linguistische Berichte* 101 (1986), S. 3-33.

HAIDER, HUBERT: *Deutsche Syntax — generativ.* Vorstudien zur Theorie einer projektiven Grammatik. — Tübingen: Narr 1993.

HEINE, BERND: *Bekommen, ohne etwas zu bekommen: zur Grammatikalisierung des Dativpassivs.* — In: *Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht* 71 (1993), S. 26-33.

HORNSTEIN, NORBERT - WEINBERG, AMY: *Case Theory and Preposition Stranding. — In: Linguistic Inquiry* 12 (1981), S. 55-91.

JAEGGLI, OSVALDO: *Passive.* — In: *Linguistic Inquiry* 17 (1986), S. 587-621.

LARSON, RICHARD: *On the Double Object Construction.* — In: *Linguistic Inquiry* 19 (1988), S. 335-391.

LATZEL, SIGBERT: *Haben+Partizip und ähnliche Verbindungen.* — In: *Deutsche Sprache* 5 (1977), S. 289-312.

LEIRBUKT, ODDLEIF: *'Passivähnliche' Konstruktionen mit haben+Partizip II im heutigen Deutsch.* — In: *Deutsche Sprache* 9 (1981), S. 119-146.

MOLNÁRFI, LÁSZLÓ: *Wie kry wat in 'iets gedoen kry'?* Oor die resultatiewe kry+Part II-konstruksies in die huidige Afrikaans. — In: *Tydskrif vir Geesteswetenskappe* 35/2 (1995), S. 109-127.

MOLNÁRFI, LÁSZLÓ: *Kasus und Passivierung — ein Beitrag zur Kasustheorie.* Unveröffentlichte PhD-Dissertation. — Johannesburg: University of the Witwatersrand 1996.

REIS, MARGA: *Zum grammatischen Status der Hilfsverben.* — In: *PBB. Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* 98 (1976), S. 64-82.

REIS, MARGA: *Mona Lisa kriegt zu viel — Argumente für die Existenz eines Dativpassivs im Deutschen.* — In: *Linguistische Berichte* 96 (1985), S. 140-155.

SOBIN, NICHOLAS: *Case Assignment in Ukrainian Morphological Passive Constructions.* — In: *Linguistic Inquiry* 16 (1985), S. 649-662.

WAHER, HEESTER: *Oor grense, kettings en lisensies.* 'n Sleutel tot Chomsky se teorie van grammatika — Stellenbosch: University of Stellenbosch 1991. (=Spil Plus 16.)

WEGENER, HEIDE: *Der Dativ im Deutschen.* — Tübingen: Narr 1985a.

WEGENER, HEIDE: *Er bekommt widersprochen — Argumente für die Existenz eines Dativpasssives im Deutschen.* — In: *Linguistische Berichte* 96 (1985b), S. 127-139.

WEGENER, HEIDE: *Der Dativ — ein struktureller Kasus.* — In: G. FANSELOW - S. FELIX (Hrsg.) *Strukturen und Merkmale syntaktischer Kategorien.* — Tübingen: Narr 1991 (= Studien zur deutschen Grammatik 39.), S. 70-103.

WELLANDER, ERIC: *Zur Frage über das Entstehen der grammatischen Formen.* — In: *Studia Neophilologica* 36 (1964), S. 127-150.

Pál Uzonyi (Budapest)

Wieder einmal zur Kompatibilität von Dependenz und Konstituenz

0. Einleitung*

Es wird in den folgenden Kapiteln versucht, aus einem ziemlich komplexen und in erster Linie theoretischen Problem einige praktische Aspekte zu extrahieren. Die Motivation stammt aus der Praxis der angewandten Linguistik (vor allem des Sprachunterrichts und der Computerlinguistik), in welcher Notationstechniken zu verschiedenen Zwecken dienen können. Die meisten Systeme der „natural language processing" oder „language technology" arbeiten z.B. mit ihren eigenen Darstellungsweisen von syntaktischen Strukturen, auch wenn sie oft auf gängigen Sprachtheorien basieren (vgl. z.B. Correa 1988 (GB), Hauenschild 1986: 174 ff. (GPSG), Lobin 1989 (DG), Schmidt 1988 (LFG) usw.).

Unser Anliegen ist hierbei, die Möglichkeit der Konversion von Abhängigkeitsdiagrammen in Konstituentendiagramme und umgekehrt zu ermitteln. Es sei sofort angemerkt, daß nicht Theorien, sondern nur Stemmata ineinander überführt werden sollen. Die Kompatibilität der grundsätzlichen Notationen setzt keine „Versöhnung" der entsprechenden wohl miteinander nicht einmal richtig vergleichbaren (vgl. Ágel 1993: 21) Forschungsrichtungen voraus.

Für Konversionen sind selbstverständlich nur solche Diagramme geeignet, die genügend Informationen für beide Darstellungsweisen enthalten. Mit Beispielen wird gezeigt, daß gewisse Aufgaben der angewandten Linguistik am ehesten mit konvertierbaren Darstellungen zu lösen sind. Erst der Einsatz in der Praxis kann die These von Erben (1980: 320) bestätigen, die besagt, es sei falsch, wenn man denkt, es „könne eine zureichende grammatische Darstellung entweder ohne Beschreibung der 'Konstituenten' [...] oder ohne Beachtung yon 'Dependenzen' [...] auskommen".

Die Fähigkeit der einzelnen Darstellungstechniken, strukturelle Ambiguität zu explizieren, ist einer der Schwerpunkte unserer Ausführungen. Im Algorithmus der automatischen Analyse (parsing) müssen Verzweigungen zur Wahl zwischen Lesarten vorgesehen werden. Die Ambiguität von Oberflächenketten läßt sich oft nicht auf lexikalisch-semantische Mehrdeutigkeit, sondern auf strukturelle Interpretationsvarietäten zurückführen, und die jeweilige Notation muß imstande sein, strukturelle Lesarten wiederzugeben.

1. Zur Theorieabhängigkeit der Darstellung von Satzstrukturen

Das in der Einleitung formulierte Vorhaben ist u.a. deshalb schwierig zu realisieren, weil es eine Anzahl von diversen Dependenzgrammatiken und

Konstituenzgrammatiken gibt, deren Notationen auch mehr oder weniger verschieden sind. Wir müssen also gewisse Vereinfachungen und Einschränkungen vornehmen, sonst kann sich unsere Unternehmung als aussichtslos oder sogar sinnlos erweisen. Außerdem sollte die Bedeutung einiger Termini für den Kontext der weiteren Erörterungen geklärt werden. Indessen scheint es bei der gegebenen Zielsetzung nicht unbedingt notwendig zu sein, daß der Verfasser „Farbe bekennt", d.h. daß eine der zahlreichen Dependenz- oder Konstituenztheorien als die Theorie, der er anhängt, hervorgehoben wird — von der Präsentation einer eigenen Theorie ganz zu schweigen. Das Ziel ist ja gerade, daß derart flexible Konversionslösungen gefunden werden, mit denen auch kontroverse Teiltheorien (z.B. NP vs DP) aus der einen in die andere Darstellung umkodiert werden können. Daraus sollte man jedoch nicht den Schluß ziehen, daß der Verfasser auf keine der umstrittenen theoretischen Fragen eine eigene Antwort hat (näheres in Uzonyi 1996).

Der als Begründer der Dependenzgrammatik geltende L. Tesnière (vgl. allerdings Weber 1992: 13) thematisiert im Zusammenhang mit der Dependenz auch die Valenz (Tesnière 1959), und diese beiden Begriffe kommen seither vorwiegend zusammen vor.

Außer Valenzrealisierungen kann man auch von weiteren Arten der Dependenz sprechen. Eroms (1991: 221) meint, daß das Prädikatsverb auf die Selektion von Satzangaben wie *glücklicherweise* keinen Einfluß hat und sich zugleich in ihrem Skopus befindet, was die Unterordnung des Verbs implizieren soll. Diesen Weg geht auch Weber (1992: 43), der allerdings keine Argumente anführt. Welke (1995: 164) unterscheidet drei Dependenzbegriffe, den Skopus rechnet er jedoch nicht zu diesen. Dependenzstrukturen setzen sich also mitunter aus diversen Abhängigkeitstypen zusammen. Um Zweifelsfällen vorzubeugen, muß man die Hierarchie der Typen festlegen. Dadurch könnte vielleicht der Vorbehalt von Engel (1992b: 73) gegenüber der Einbeziehung des Skopus auch widerlegt werden.

Wenn auch die von Dependenzgrammatikern gezeichneten Stammbäume dies nicht immer zu bestätigen scheinen, das Problem der Abgrenzung der Ergänzungen von den Angaben stand in der Dependenztheorie schon immer im Mittelpunkt. Mit der Zeit neigten immer mehr Valenztheoretiker dazu, auf die Tesnièresche Dichotomie von ‚actants' und ‚circonstants' zu verzichten, indem sie einer völlig (z.B. Heringer 1986: 97) oder teilweise (z.B. Somers 1987: 190 oder Adamzik 1992: 312) kontinuierlichen Skala der Valenzbindungsstärke den Vorzug gaben.

Storrer (1992: 324), die auch diese Komponente der Valenzdebatte ausführlich thematisiert, hält eine scharfe theoretische Zäsur zwischen Ergänzungen und Angaben ebenfalls nicht für begründet, aus praktischen Erwägungen jedoch — sie erörtert den Aufbau von Valenzwörterbüchern — macht sie eine Trennung zwischen Komplementklassen, die in die einzelnen Lexikoneinträge als positive Merkmale aufgenommen werden, und den Klassen (z.B. Kausalbestimmungen), die wegen ihrer hohen Frequenz in Redundanzregeln beschrieben werden — was in den Einträgen, für die die Redundanzregeln nicht gelten, negative Markierungen ergibt. Dadurch wird freilich wiederum eine Dichotomie geschaffen, aber nicht auf theoretischen, sondern praktischen (sprich: angewandt-linguistischen) Grundlagen.

Die angewandte Linguistik kann nur mit denjenigen theoretischen Distinktionen arbeiten, deren Reflexe in ihrer Praxis zur Geltung kommen. Im allgemeinen kann man mit der Bemerkung von Adamzik (1992: 290) einverstanden sein, daß die E/A-Unterscheidung vom Blickwinkel des Sprachunterrichts und Sprachgebrauchs unwesentlich sei. Von einem kontrastiven Aspekt aus seien nur abweichende Kasus- und Präpositionalrektionen interessant sowie „die Fälle, in denen eine E in einer Sprache obligatorisch realisiert werden muß, während sie in einer anderen nur fakultativ auftritt bzw. dieselbe Information syntaktisch als A realisiert wird" (ebd.). Noch mehr Skepsis kann es erwecken, wenn man keine überzeugenden Darlegungen findet, die irgendwelche oberflächensyntaktischen Phänomene nennen, für die nur eine E/A-Distinktion die nötige Erklärung liefert. Die Möglichkeit/Unmöglichkeit bestimmter Umformungen (z.B. „Geschehen-Test") bedarf am ehesten einer ähnlichen Erklärung, aber selbst, wenn man sich — mit welcher Begründung auch immer — für einen der vielen möglichen Testtypen entscheidet (z.B. Eroms 1981: 44), kann die Operationalisierung eine große Zahl von Problemfällen ergeben (vgl. Storrer 1992: 86 f. bzw. 216 ff.).

E/A-Differenzierungsvorschläge der Valenztheorie sind dabei allem Anschein nach für MT (Machine Translation) nicht vollständig adaptierbar. Kontrastiv gesehen können sich z.B. auch solche Dependentien als subklassenspezifisch erweisen, die bei isolierter Untersuchung in der einen oder der anderen Sprache (eher) freie Angaben wären (z.B. *ankommen - wo*?; aber ung.: *megérkezik - hová* ('wohin')?).

Eine Einteilung „obligatorisch/fakultativ" (o/f) hat im maschinellen Lexikon auch ihre Berechtigung, der Parser kann nämlich oft aufgrund dieser Information zwischen Rektionen und gleich strukturierten Angaben unterscheiden.

(1) a Werner hat diese Woche ein Portemonnaie gefunden.
b * Werner hat ein Portemonnaie gefunden.
c Werner hat diese Woche gefunden.

Wenn im Lexikoneintrag von *finden* Nom und Akk als obligatorische Aktanten markiert sind, findet der Parser in (1)b und (1)c dieselbe Satzstruktur („*eine Woche finden*" kann ja einen Sinn haben, z.B. 'für eine Reise eine passende Woche im Kalender finden'). In (1)a wird von den beiden Akk nur einer als Aktant ausgewählt, wobei allerdings schon semantische Merkmale der Substantive zu Hilfe gerufen werden (z.B. 'Zeit' bei *Woche*).

Wenn der betreffende Aktant fakultativ ist, kann der Parser aufgrund der Valenzinformationen noch nicht entscheiden, ob eine Valenzrealisierung oder eine Angabe vorliegt.

(2) a Er fragte den Professor nach der Vorlesung.
b Er fragte den Professor nach den Prüfungsthemen.

Da der Aktant „*nach*+Dat" beim Verb *fragen* fakultativ ist, kann die Präpositionalphrase von (2)a auch eine freie Temporalangabe sein, die Analyse des ambigen Satzes ergibt folglich zwei syntaktische Strukturen. Bei (2)b kann die (scheinbare) Ambiguität durch ein entsprechendes semantisches Merkmal aufgehoben werden, dessen negativer Wert darüber informiert, daß *„nach den Prüfungsthemen"* nicht als Zeitangabe fungieren kann (vgl. auch Uzonyi 1994: 56).

Das Testen der Obligatheit sollte man mit Bedacht, auch die möglichen Kontexte in Betracht ziehend, durchführen (vgl. Storrer 1992: 246 ff.), aber die Methoden hierfür müßten erst gründlich ausgearbeitet werden.

Der o. a. MT-Transfer von Valenzstrukturen wirft auch Probleme auf, deren theoretische Grundlegung in der Unterscheidung zwischen Mikro- und Makrovalenz zu suchen ist (vgl. Pasierbski 1981), besonders in dem Fall, wenn wir es mit diesbezüglich verschiedenen Sprachtypen — wie etwa Deutsch und Ungarisch — zu tun haben (vgl. László 1988, Ágel 1995). Eine ausgeprägte Realisierung der Mikrovalenz in einer Sprache führt sowohl im Modul der Analyse als auch in dem der Synthese zu einer engeren Verflechtung der morphologischen und der syntaktischen Komponente, die Äquivalente von syntaktischen Strukturen können nämlich (quasi-)morphologische Strukturen sein (vgl. dt. *ich sehe dich* → ung. *látlak*).

Valenz darf man natürlich nicht als „unveräußerliches Eigentum" der dependentiellen Forschungsrichtung betrachten (vgl. auch Ágel 1995: 3). Die Generative Transformationsgrammatik (GTG), die anfangs diese Art Dependenz völlig ignoriert, bezieht bald „selectional rules" und „context-sensitive subcategorization rules" in die Theorie ein, auch wenn diese keine zentrale Rolle bekommen (vgl. Chomsky 1965: 113). Die sich ebenfalls als generativ, jedoch nicht als transformationell bezeichnende Lexikalisch-Funktionale Grammatik (LFG — vgl. Bresnan 1982) dagegen ist — infolge des erheblich erhöhten Anteils des Lexikons — stärker geneigt, von lexikalisch vorkodierten syntaktischen Strukturen Gebrauch zu machen, deren lexikalischer Kern von Anhängern der LFG ab und zu auch expressis verbis Valenz genannt wird (z.B. Rohrer 1986: 86). Die ebenfalls generative Rektions- und Bindungstheorie (government and binding, GB — siehe Chomsky 1981) wird öfters als eine Art Verschmelzung von Konstituenz und Dependenz angesehen (vgl. z.B. Schmidt 1991). Im Vergleich zur Dependenzgrammatik behandelt die GB die Valenzproblematik jedoch beinahe peripher, indem sie Subkategorisierung aus dem Theta-Kriterium ableitet. Welke (1994: 228) meint hingegen, daß die

Abgrenzung von Ergänzungen (Komplementen) und Angaben (Adjunkten) auch in der von der GB gebrauchten X'-Theorie „ihren zentralen Platz" hat.

Wenn auch eine E/A-Dichotomie bislang durch Theorien nicht überzeugend genug motiviert worden ist, müssen angewandt-linguistisch ausgerichtete Beschreibungen meistens eine Einteilung vornehmen, wobei Kriterien oft ad hoc eingesetzt werden. Auch in den Analysebeispielen des nächsten Kapitels erscheinen sowohl Ergänzungen als auch Angaben, von denen man in diesem Fall nur soviel zu wissen braucht, daß es eine Beschreibung geben könnte, in der irgendwelche, theoretisch untermauerte oder ad hoc aufgestellte, Kriterien die vorliegende Einordnung ergeben. Wir wollen also die Chancen einer Theorie der Ergänzungen und Angaben nicht von vornherein ausschließen, wie es u.a. Schubert (1987: 62) tut, indem er schreibt: „it is worth noting that there in theory is no principal difference between complements and adjuncts".

Der bereits ohnehin ziemlich überlastete Terminus „Dependenz", der daher am ehesten als Sammelname für diverse Relationen fungiert, wird von Bródy (1994) mit einer bisher nicht belegten Bedeutung in die GB-Terminologie eingeführt, und zwar als der Name einer Abfolgerelation. Auch das mit „Dependenz" im großen und ganzen synonym gebrauchte Wort „Unterordnung" wird von Eisenberg (1992: 48) in einem ungewöhnlichen Sinne, als Bezeichnung für das Verhältnis der Konstituenten zu ihrem Mutterknoten, gebraucht, was natürlich nichts mit dem Subordinationsbegriff der DG zu tun hat. Bei weiteren Verwendungen dieser polysemen Termini auf diesen Seiten sollten mindestens die letztgenannten Bedeutungen nicht mitgedacht werden.

Die Analyse nach unmittelbaren Konstituenten ist zuerst im Instrumentarium der strukturalistischen deskriptiven Linguistik aufgetaucht (siehe z.B. Harris 1951), aber eine richtige Karriere setzt erst in der dem Deskriptivismus entsprossenen generativen Linguistik an. Chomsky (1957) übernimmt praktisch unverändert Analyseverfahren von Harris (1951); im folgenden wollen wir etwa diese Notation meinen, wenn wir von der „traditionellen" oder „herkömmlichen" Konstituentenanalyse sprechen. Von dieser hat sich allerdings selbst Chomsky in den 80er Jahren ziemlich weit entfernt, indem er die Grundsätze der GB formuliert hat (Chomsky 1981).

Die Innenstruktur von Nominalphrasen stand und steht im Mittelpunkt vieler Debatten, wobei es sowohl um Dependenzrichtungen als auch um Konstituentenstrukturen gehen kann. In verschiedenen Dependenzgrammatiken kann z.B. ein Artikel dem Substantiv untergeordnet (vgl. Tesnière 1959, Engel 1994), übergeordnet (vgl. Erben 1980) oder neben- bzw. zugeordnet werden (vgl. Eroms 1988). In der NP-Auffassung der Konstituentengrammatiken gab es vor dem DP-Ansatz von Abney (1987) keine wesentlichen Abweichungen, und in der GB wird die DP-Version seitdem auch verhältnismäßig einheitlich akzeptiert, nach welcher der Kopf des früher NP genannten Syntagmas nicht das Nomen, sondern das Determinans, genauer die Posi-

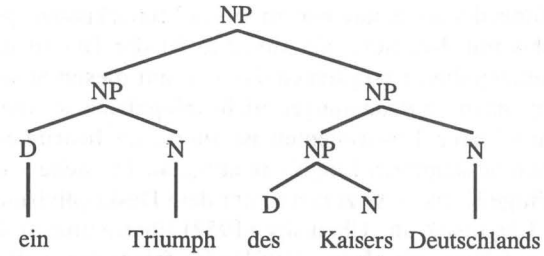
tion D° sein soll. In bezug auf die Struktur der DP wurden jedoch zahlreiche diverse Vorschläge gemacht. Wir haben nicht die Absicht, alle Theorien über Substantivgruppen (z.B. HAIDER 1988, OLSEN 1989, ÁGEL 1996) anzuführen, weil dies auf die Ergebnisse unserer Untersuchungen kaum Einfluß hat.

2. Bedingungen der gegenseitigen Konversion von Dependenz- und Konstituentendiagrammen

2.1. Herkömmliche Darstellung von Dependenz und Konstituenz: Alternativen oder Komplemente?

Abhängigkeitsstruktur und Konstituentenstruktur sollen laut Engel (1974: 58) oder Vater (1994: 119) Alternativen sein. Für die Meinung derer, die Dependenz und Konstituenz dagegen als komplementäre Darstellungsweisen ansehen (z.B. BAUMGÄRTNER 1970: 52 ff. oder ERBEN 1980: 320), kann man mit Beispielen argumentieren, bei denen entweder nur die eine oder die andere Methode — ohne Erweiterung des herkömmlichen Formalismus — Ambiguitäten strukturell erklären kann.

(3) ein Triumph des Kaisers Deutschlands



(Zum nachgestellten Genitivattribut mit eigenem sächsischem Genitivattribut vgl. Duden-Grammatik 1995: 798 — wobei die Lesart mit *„des Kaisers Deutschland"* ohne einen entsprechenden Kontext im Gegenwartsdeutsch weniger wahrscheinlich ist, vgl. dazu auch OLSEN 1991: 47 ff.)

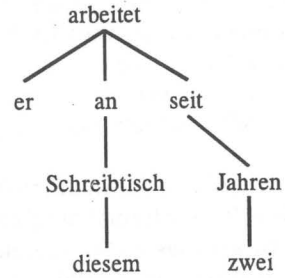
Die „klassische" Analyse nach unmittelbaren Konstituenten, wie sie in (3) erscheint, ist nicht imstande, die Ambiguität der Phrase zu erklären, während die Differenzierung bei einer dependentiellen Analyse einfach unumgänglich ist.

(4) a

b

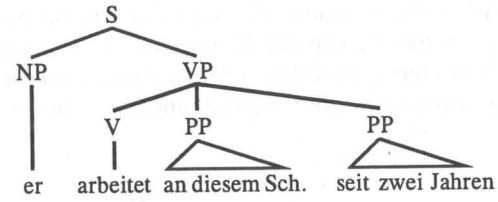
Die „klassische" Abhängigkeitsanalyse hingegen, wie sie etwa bei Tesnière (1959) aussah, macht keinen Unterschied zwischen den Bedeutungen von (5).

(5) Er arbeitet an diesem Schreibtisch seit zwei Jahren.

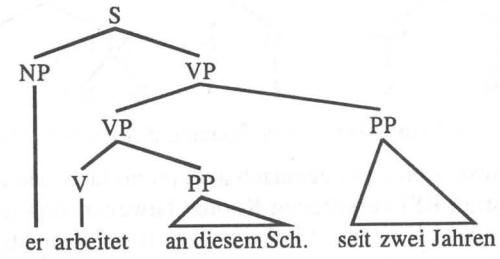


Bei der Analyse nach unmittelbaren Konstituenten (fortan: UK-Analyse) muß man jedoch immer in Erwägung ziehen, welches der zwei Konstituentenpaare eine engere Verbindung darstellt (ein Argument des Prädikats ist z.B. enger mit dem Verb verbunden als eine Satzangabe).

(6) a



b



(In (6)a ist *an diesem Schreibtisch* eine Angabe, in (6)b dagegen ein Argument, also Ergänzung von ‚arbeiten'.)

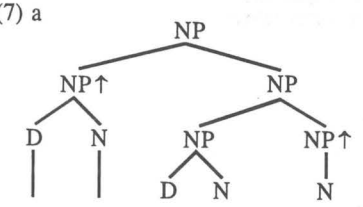
Ein weiteres Argument dafür, daß die beiden traditionellen Verfahren eher komplementär als alternativ sind, ist, daß sich eine Art Konvergenz in der Entwicklung der Theorien, die sie verwenden, erkennen läßt. Die X-Bar-Syn-

tax der Rektions- und Bindungstheorie (GB) bringt mit der Rektion (government) ein gerichtetes Verhältnis, also Abhängigkeit ins Spiel (vgl. auch SCHMIDT 1991: 212). Die Abhängigkeitssyntax von Engel (1994) andererseits bedient sich einer Darstellungsweise, in der in kategorielle (präterminale) Symbole konvertierbare Indexmerkmale erscheinen, bzw. verschiedene Linienarten auf obligatorische und fakultative Ergänzungen sowie Angaben hinweisen,[1] und zur Darstellung der Wortfolge in der DG wurden auch Vorschläge gemacht (z.B. HAYS 1964, KUNZE 1975, VENNEMANN 1977, EROMS 1991, WEBER 1992, bzw. mit dem "3-Ebenen-Modell" indirekt auch ÁGEL 1993).

Man kann mit Hilfe von einigen Symbolen erreichen, daß das traditionelle UK-Baumdiagramm und das Dependenzstemma dieselben Informationen enthalten, d.h. daß sie nicht komplementär, sondern alternativ und zugleich äquivalent sind. Sie rücken indessen natürlich jeweils den eigenen spezifischen Aspekt in den Vordergrund.

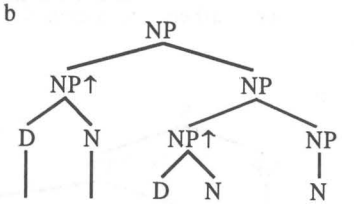
Der traditionellen UK-Darstellung fehlt die explizite Bezeichnung der Richtung von Konstituentenbeziehungen. Eine Lösung könnte sein, daß man die Phrasenstrukturdiagramme mit einem Symbol ergänzt, das die Regens-Rolle bezeichnet (es kann z.B. ein nach oben gerichteter Pfeil sein). Das Symbol bekämen diejenigen Knoten, die als Regentien ihrer Schwestern gelten, aber ihrer Kategorie nach nicht eindeutig als Kopf der Phrase interpretiert werden können (siehe unten das Prinzip der Benennung der Phrasen). Dabei sollte man die mehr oder weniger einheitlichen Konventionen der Dependenzgrammatik berücksichtigen (wie z.B. die Unterordnung des Subjekts unter das Prädikat).

(7) a



ein Triumph des Kaisers Deutschlands

b



ein Triumph des Kaisers Deutschlands

Der Algorithmus der Konversion wäre demnach äußerst einfach: die mit Pfeil, d.h. Regens-Symbol (fortan RS) versehenen Knoten bewegen sich nach oben und überschreiben das obere Knotensymbol (das hat freilich nichts mit der Transformation „move α" zu tun).

Das RS gilt nicht für das Symbol, sondern für die Position des Knotens, folglich wird ein sich bewegendes Knotensymbol sein RS verlieren, wenn der obere Landeknoten keines hat. Ebenso bewegen sich Kategoriensymbole — auch wenn sie kein explizites RS haben — nach oben, falls sie im Namen des

Mutterknotens enthalten sind. So kommt z.B. das N für *Kaisers* in (7)a an die Stelle der NP, wo es aber im Gegensatz zum Schwesterknoten kein RS gibt, also ist es für dieses N eine Endstation.

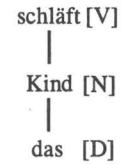
Die Symbole der präterminalen (lexikalischen) Kategorien sind untrennbar von den Lexemen in den terminalen Positionen, sie bleiben also auch im Dependenzstemma zusammen (z.B. *Deutschlands* [N]).

Die Umkehrung der o.a. Konversion, d.h. die Umformung der Abhängigkeitsstemmata in UK-Baumdiagramme, setzt unbedingt die Anwendung eines Prinzips voraus, das übrigens auch der X'-Darstellung zugrunde liegt. Es bestimmt den Namen der Phrase, indem letztere nach ihrem Kopf benannt wird (in der DG finden wir bei Engel (1992a: 22) eine ähnliche Lösung, wo der Namengeber allerdings nicht "Kopf" sondern "Kern" heißt). Dementsprechend ergibt die Struktur in (8) die Phrasennamen VP und NP (die Umformung setzt oben an). Eine Ausnahme ist S, das an der verlassenen Stelle eines V erscheint (das X'-Schema ist diesbezüglich "konsequenter").

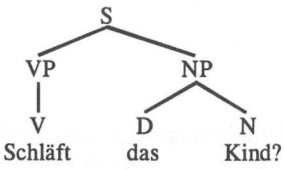
Dieses Prinzip macht gewöhnlich die Verwendung von RS überflüssig, da in einer Phrase meistens nur eine Konstituente als Namengeber in Frage kommt. Dies ist z.B. der Fall, wenn unter einem Knoten PP nur eine P und eine NP stehen. Hierbei erübrigt sich die Anwendung des Pfeils neben P, da das Prinzip wie eine Art Redundanzregel bestimmt, daß P der Kopf und zugleich das Regens ist. Anders ist es nur in denjenigen Phrasen, wo es mehrere "Kopfkandidaten" gibt, wie z.B in (7).

Wenn das Dependenzdiagramm die Wortfolge der Oberflächenstruktur nicht behält (nicht einmal in einer kodierten Form), haben wir keine Information, die besagen würde, ob ein Regens bei der Umformung nach links oder nach rechts „abrutschen" soll (also ob z.B. (8) die UK-Struktur (9)a oder (9)b ergibt).

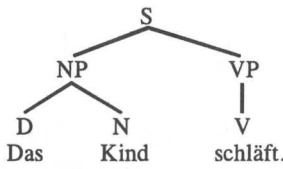
(8)



(9) a



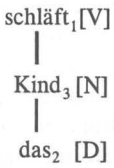
b



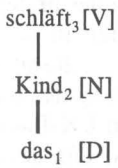
(Bei Eroms (1988: 303) wäre allerdings das dependentielle Äquivalent von (9)a dem Symbol der Satzart, einem Fragezeichen, untergeordnet.)

Bei den Elementen des Abhängigkeitsdiagramms muß man deswegen auch angeben, die wievielte Position sie in der analysierten Konstruktion einnehmen.

(10) a



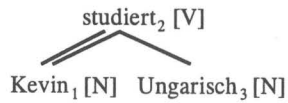
b



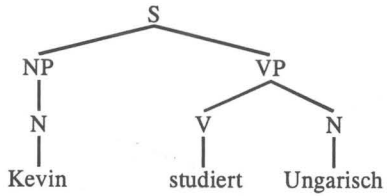
Es gibt auch andere Lösungen; Hays (1964), Eroms (1991: 228 f.) oder Tarvainen (1981: 12) schreiben z.B. den Oberflächensatz unverändert nieder, und die kategoriellen Symbole plazieren sie über den entsprechenden Lexemen, ebenso wie es bei der UK-Analyse üblich ist. Dieses Verfahren führt bei nichtprojektiven Strukturtypen zu Linienkreuzungen (vgl. auch Eroms ebd.).

Die nominalen Konstituenten werden durch die UK-Analyse in mindestens zwei Gruppen unterteilt: in eine NP, die unmittelbar unter dem Knoten S steht (also die „Subjektgruppe"), und in die nominalen Konstituenten, die unter die VP gehören. Diese Differenzierung kann man in der Abhängigkeitsstruktur entweder mit Hilfe von funktionalen Symbolen wiedergeben (wie z.B. <sub> in Engel 1994) oder durch eine andere Bezeichnung des Verhältnisses zwischen Subjekt und Prädikat (z.B. mit der linksperipheren bzw. mit "1" numerierten Position des "Erstaktanten" (Tesnière 1959, Weber 1992) und/oder mit einer Doppellinie (Schmidt 1986)). Die Abhängigkeitsstruktur des Satzes *Kevin studiert Ungarisch* läßt sich mit der letzteren Variante wie in (11) darstellen. (12) zeigt die UK-Struktur desselben Satzes.

(11)



(12)



Bei der Umformung der Abhängigkeitsstruktur bewegt sich das Verb entlang der einfachen Linie nach unten. In der generativen Grammatik kann unter dem Knoten S kein lexikalisches Symbol wie etwa N oder V stehen, deshalb entsteht in (12) auch eine NP.

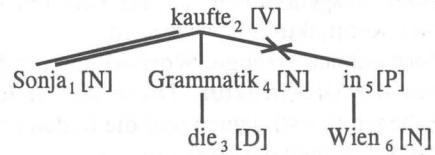
Die nicht-verbalen Komponenten der VP kann man in Ergänzungen und Angaben unterteilen (zu theoretischen Bedenken siehe Kap. 1.). Angaben knüpfen sich lockerer an das Verb, was sich auch der UK-Darstellung entnehmen läßt, weil die Satzangaben (Adjunkte) aus einem höheren Knoten abzweigen als die Ergänzungen (Argumente) — vgl. dazu Fanselow/Felix (1993: 54). Das bedeutet auch, daß die regierende Schwester (das Regens) der Angaben nicht das Verb, sondern die ganze Verbalphrase ist (es heißt auch, „sie sind dem ganzen Satz untergeordnet").

Die dependentielle Analyse ist natürlich auch bestrebt, den Unterschied zwischen (freien) Angaben und Ergänzungen (Aktanten) irgendwie anzuzeigen, zumal die Dependenzgrammatik von vornherein mit der Valenztheorie engstens verbunden ist (vgl. Kap. 1.). Der räumlichen Metapher „unter dem ganzen Satz" könnte vielleicht eine Darstellung gerecht werden, in der das Verb samt Aktanten eingerahmt wird, und die Angaben dieser Grundstruktur von unten angebunden werden. Stattdessen pflegt man auch die freien Angaben direkt mit dem Verb zu verbinden. In einigen Versionen wird jedoch der Unterschied durch spezielle Linien gekennzeichnet (Angaben erhalten z.B. bei Engel 1994 gestrichelte, bei Tarvainen 1981 durchgekreuzte Linien).

Die direkte Verbindung der Angaben mit dem Verb in der dependentiellen Darstellung läßt sich darauf zurückführen, daß der Kopf (das höchste Regens) eines Nexus (d.h. einer Phrase) nicht nur sich selbst, sondern auch den ganzen Nexus vertritt (siehe Tesnière 1959). Jedenfalls braucht man zusätzliche Bezeichnungen (z.B. die o.a. Linienarten), wenn man eindeutig darstellen will, ob ein Dependens innerhalb oder außerhalb des eigentlichen Nexus ist, d.h. ob das Element, an das es sich knüpft, als ein Einzelwort oder aber als die „Schnittstelle" der Phrase angesehen werden soll.

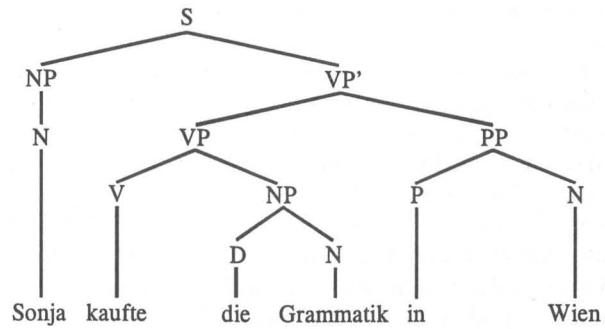
(13) Sonja kaufte die Grammatik in Wien.

(14)



Im entsprechenden UK-Baumdiagramm verzweigen aus der VP unter S — bezeichnen wir diese mit VP' — eine andere VP und die Angabe(n). Das Verb mit seinen Ergänzungen gehört direkt unter diese zweite VP. Bei der Umformung von (14) bewegt sich V entlang der durchgekreuzten Linie, aber dabei nimmt es seine Ergänzungen mit (bis auf das Subjekt). Auf diese Weise bekommt man am Ende (15).

(15)



2.2. Kompatibilität der GB-Darstellung mit den DG-Darstellungen

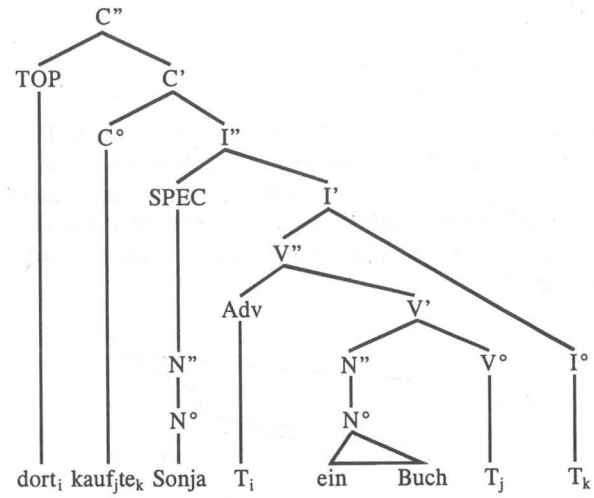
Ein UK-Baumgraph kann nicht immer so einfach wie (15) die Wortstellung der Oberfläche wiedergeben. Die generative Linguistik bietet mit ihrem Formalismus eine Lösung, indem sie die sogenannte D-Struktur (eigentlich Tiefenstruktur) auch darstellt. Aus der D-Struktur bekommt man mittels Transformationen die S-Struktur, d.h. Oberflächenstruktur.

In der D-Struktur der GB finden wir z.B. eine ursprünglich leere Anfangsposition, den Spezifizierer von C" (complementizer), auch Topik genannt (vgl. z.B. Vater 1994: 131). In diese Position kann man mit Hilfe der Transformation „Bewege α!" verschiedene Konstituenten verschieben, wodurch diese oft von ihren unmittelbaren Komplementen getrennt werden.

Zwischen der Topik und den ohne Transformation lexikalisch ausfüllbaren Positionen (d.h. dem Satz im engeren Sinne) gibt es laut X-Bar-Theorie eine „complementizer"-Position (C^o), in die im Deutschen das ganz hinten plazierte Verb bewegt wird — den Nebensatz ausgenommen, wo das Verb hinten bleibt und die C^o-Position oft von einer Konjunktion besetzt wird.

Die durch Bewegungstransformationen erzeugte Wortstellung der S-Struktur zeigt also nicht unmittelbar die UK-Struktur. Diese läßt sich jedoch rekonstruieren, weil die verschobenen Konstituenten und die in den entleerten Positionen hinterlassenen Spuren (T) koindiziert werden.

(16)



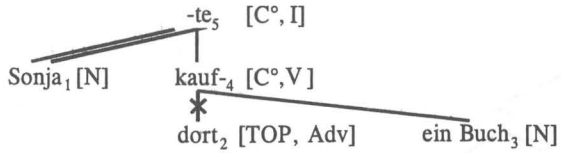
(In der ersten, implizierten Phase entsteht unter I^o die finite Verbform (vgl. auch Dürscheid 1991: 56) "kauf$_j$ +te", die dann die Spur T_k hinterläßt.)

Ein X-Bar-Schema, wie es in (16) dargestellt ist, kann ohne zusätzliche RS die Umformung in ein Dependenzdiagramm ermöglichen; der Zweck der X-Bar-Notation ist ja unter anderem, den Kopf einer Phrase auf allen Stufen eindeutig anzuzeigen.

Es gibt dependentielle Versionen, wo gebundene Morpheme oder deren Kategorien als Strukturelemente erscheinen (z.B. Eroms 1988: 292 ff.), bzw. valenztheoretische Thematisierungen der sog. Mikrovalenz, die z.B. bei Ágel (1995: 29 f.) sowohl für die DG als auch für die GB adaptierbar sein sollen.

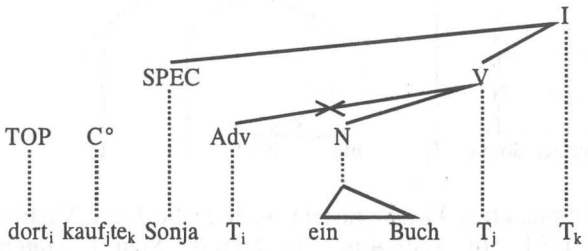
Auch im Dependenzstemma kann man Symbole verwenden, die über die Ausfüllung der Positionen TOP und C^o informieren. Dadurch wird die Umformung in eine X-Bar-Struktur erleichtert. Im Dependenzstemma sollen die Lexeme demzufolge nach ihrer Stellung in der D-Struktur numeriert werden (die Verwendung von Nummern wird eigentlich erst hierdurch gerechtfertigt, die Reihenfolge der Oberflächenstruktur läßt sich ja einfach an dem zu analysierenden Satz, der anscheinend bei vielen Dependenzgrammatikern zur vollständigen Repräsentation gehört, ablesen). Darüber hinaus sollen diejenigen Konstituenten, die in die Position TOP oder C^o verschoben werden, außer dem kategoriellen Symbol auch noch das Symbol TOP bzw. C^o erhalten. Die Konversion beginnt dementsprechend mit der Umkehrung der durchgeführten "Bewege α!"-Transformationen, d.h. mit horizontalen Verschiebungen, wobei die Positionensymbole TOP und C^o mitbewegt werden.[2]

(17)



Dazu braucht man noch eine Regel, die die Positionen von TOP und C° festlegt. So eine Regel kann durch eine projektive Darstellung und die Verwendung von Bewegungen/Spuren ersetzt werden, nur ist diese ziemlich GB-nahe Formel in der DG ungewöhnlich. Dadurch entsteht jedenfalls ein DG-Pendant der D-Struktur der generativen GB, was eventuell weitere Überlegungen initiieren dürfte.

(18)



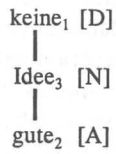
Die Dependenzrelation kann für solche Elemente nicht gelten, die durch "Bewege α!" verschoben worden sind (hier z.B. die Elemente unter TOP und C°), d.h. es können sich bei der Konversion nur Elemente nach oben bewegen, die entweder als Spuren (T) markiert oder nicht indiziert sind.

2.3. Darstellungen von Nominalphrasen bzw. Determinansphrasen

In der Beurteilung einiger Beziehungen innerhalb der NP gibt es Schwankungen sowohl in der dependentiellen, als auch in der UK-Analyse (vgl. Kap. 1.).

Falls man eine vereinfachte DP-Version in eine Abhängigkeitsstruktur konvertiert, muß das Substantiv seinem Determinans untergeordnet werden (wir gehen dabei davon aus, daß ein Kopf automatisch als Regens interpretiert wird).

(19)

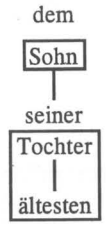


Das attributive Adjektiv befindet sich nach wie vor unter dem Bezugswort.

Die Lösung (19) ist der Dependenzgrammatik nicht ganz fremd, von Erben (1980: 318 f.) wird nämlich eine ähnliche Hierarchie dargestellt. Zugleich wird sogar auf die UK-Struktur hingewiesen, indem Attribut und Bezugswort

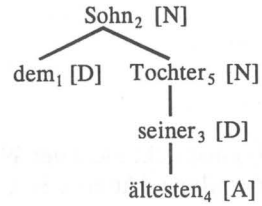
unter Umständen in einem Kästchen, vom Determinans getrennt, dargestellt werden, wie es auch in (20) zu sehen ist.

(20)



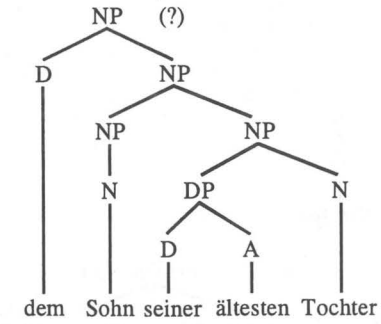
In Dependenzgrammatiken ist dies jedoch nicht die häufigste Form der Darstellung. Im Sinne von Engel (1994: 90 ff.) z.B. wäre statt (20) eine Struktur wie (21) die richtige Lösung (allerdings benutzt er andere Indizes).

(21)



Sollten wir versuchen, (21) mit unserem obigen Algorithmus umzuformen, bekämen wir (22). Da gibt es aber eine "DP", deren Konstituenten ein Determinans und ein Adjektiv sind, und diese "DP" ist zugleich Teil einer NP. Solch eine Variante finden wir aber in keiner der gängigen Konstituententheorien. (Wenn jedoch aufgrund der Konvertierbarkeit beiderseits anerkannt würde, daß Diagramme wie (21) und (22) äquivalent sind, könnten Theorien durch diesen engen Kanal zu "inneren Angelegenheiten" der anderen Seite Kontakte finden, was in der Wissenschaft gewiß eher tolerierbar ist als in der Politik.)

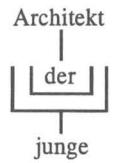
(22)



Van der Elst (1994: 39) ordnet das Determinans dem Substantiv unter. Das Attribut gerät dabei unter das Gefüge dieser beiden, was durch eine doppelte

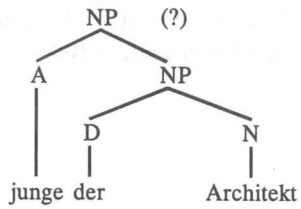
Trennlinie gekennzeichnet wird. Dies ist offensichtlich auch eine Art Darstellung der UK-Struktur der NP.

(23)



Die Wörter sind hier zwar in derselben Reihenfolge untereinander wie bei Engel (1994), wegen der Trennlinie erhalten wir jedoch eine andere UK-Struktur.

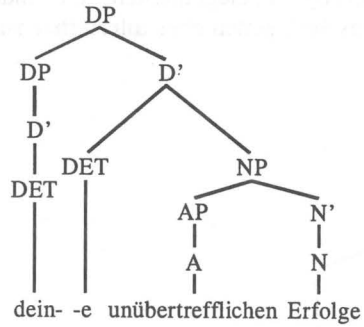
(24)



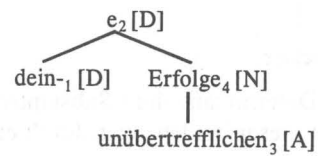
Diese Version ist aber problematisch, denn (24) entspricht nicht der Wortfolge der Oberfläche (oder mit der richtigen Wortstellung hätten wir kein projektives Stemma). Solche Probleme kann man freilich mit Bewegungstransformationen lösen.

Die Behandlung von Possessiva und vorangestellten Genitivattributen in der GB läßt sich schwer mit den Dependenztheorien in Einklang bringen. Eine DP mit Possessivum wird z.B. bei Olsen (1989: 139) — etwas vereinfacht — folgendermaßen dargestellt.

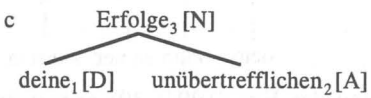
(25) a



b



c



Die automatische Konversion ergibt das Stemma (25)b, dem in dependentiellen Beschreibungen zur Zeit Varianten wie in (25)c vorgezogen werden (obwohl gebundene Morpheme als Regentien auch in DG vorgeschlagen wurden, siehe oben).

3. Schlußbemerkungen

Wir wollten der Frage nachgehen, durch welche Informationen die zwei Darstellungsweisen ergänzt werden müssen, wenn eine bidirektionale automatische Konversion das Ziel ist. Es sei aber wieder einmal hinzugefügt, daß es eine übertriebene Vereinfachung ist, wenn man von *zwei* Darstellungsweisen spricht: die Rektions- und Bindungstheorie, die wegen der mitkodierten Abhängigkeitsrelationen in diesem Kontext in den Vordergrund rücken mußte, ist nämlich nur eine der vielen generativen Theorien, die UK-Analyse betreiben, und man kann auch eine Anzahl verschiedener Abhängigkeitsgrammatiken finden, wie das die obigen Beispiele illustrieren. Damit haben wir gezeigt, welche Informationen einigen in der Fachliteratur belegten Darstellungsvarianten eventuell fehlen, um in die andere, gewisse Ambiguitäten besser erklärende Variante konvertiert zu werden, und in welcher Form diese Informationen ggf. hinzugefügt werden könnten.

Anmerkungen

1. Es gibt auch andere Notationen, z.B. eine durchgekreuzte Linie für Angaben (Tarvainen 1981) oder das Zusammenfassen einiger Konstituenten in einem Kästchen (Erben 1980, Van der Elst 1994). Es ist noch bemerkenswert, daß in der Duden-Grammatik (1995: 653 ff.) nur UK-Darstellungen erscheinen, wobei der Duden unverkennbar eine Verbgrammatik ist. Wir finden auch bei Eisenberg (1994: 57 ff.) eine Lösung, die Konstituenz und Dependenz zu vereinigen scheint. Hierbei sollen Konstituenten einander „nebengeordnet" sein, immerhin ist es eine durch die Funktion gerichtete Nebenordnung, die man erhält, wenn die dependentielle Darstellung um 90° gedreht wird. Eisenberg erreicht mit den gestrichelten Pfeillinien in seinen Konstituentendiagrammen jedoch nicht dasselbe, was unser Vorschlag bezweckt (das war bestimmt auch nicht sein Ziel). Wir wollen nämlich weder die Phrasenstrukturdiagramme der generativen Grammatik, noch die Dependenzstemmata der Abhängigkeitsgrammatik wesentlich verändern, sondern diesen nur zusätzliche Symbole hinzufügen, um die automatische Konversion hin und zurück realisierbar zu machen. In Eisenbergs Version lassen sich weder die generative Phrasenstruktur, noch die Abhängigkeitsstruktur mit ihren gängigen Darstellungsweisen erkennen — was an sich natürlich keinesfalls als Nachteil angesehen werden soll.
2. Wenn der Kopf eines Nexus das Symbol TOP oder C^0 bekommt, bedeutet das bei weitem noch nicht, daß der ganze Nexus in die betreffende Position kommt (beim Verb liegt es auf der Hand, aber ähnlich ist es z.B. auch beim possessiven Dativ). Diejenigen Dependentien, die mit dem Kopf verschoben werden, sollten daher das entsprechende Symbol ebenfalls bekommen.

Literaturverzeichnis

Abney, Steven: *The English Noun Phrase in its Sentential Aspect.* — Cambridge (Mass.): MIT (PhD. Diss.) 1987.

ADAMZIK, KIRSTEN: *Ergänzungen zu Ergänzungen und Angaben.* — In: *Deutsche Sprache 20* (1992), S. 289-313.

ÁGEL, VILMOS: *Ist die Dependenzgrammatik wirklich am Ende? Valenzrealisierungsebenen, Kongruenz, Subjekt und die Grenzen des syntaktischen Valenzmodells.* — In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik 21* (1993), S. 20-70.

ÁGEL, VILMOS: *Valenzrealisierung, Grammatik und Valenz.* — In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik 23* (1995), S. 2-32.

ÁGEL, VILMOS: *Finites Substantiv.* — In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik 24* (1996), S. 16-57.

BÁTORI, ISTVÁN - WEBER, HEINZ J. (Hrsg.): *Neue Ansätze in Maschineller Sprachübersetzung: Wissensrepräsentation und Textbezug.* — Tübingen: Niemeyer 1986.

BAUMGÄRTNER, KLAUS: *Konstituenz und Dependenz.* Zur Integration der beiden grammatischen Prinzipien. — In: STEGER, HUGO (Hrsg.), *Vorschläge für eine strukturale Grammatik des Deutschen.* Darmstadt 1970. (= Wege der Forschung 146), S. 52-77.

BRESNAN, JOAN (Hrsg.): *The Mental Representation of Grammatical Relations.* — Cambridge (Mass.): MIT Press 1982.

BRÓDY, MICHAEL: *Phrase Structure and Dependence.* — Research Institute for Linguistics, Hungarian Academy of Sciences 1994. (=Working Papers in the Theory of Grammar, Vol. 1, No. 1)

CHOMSKY, NOAM: *Syntactic Structures.* — The Hague: Mouton 1957.

CHOMSKY, NOAM: *Aspects of the Theory of Syntax.* — Cambridge (Mass.): MIT Press 1965.

CHOMSKY, NOAM: *Lectures on Government and Binding.* — Dordrecht: Foris 1981.

CORREA, NELSON: *A Binding Rule for Government-binding Parsing.* — In: VARGHA 1988, S. 123-129.

DUDEN-GRAMMATIK: Drosdowski, Günther et al: *Grammatik der deutschen Gegenwartssprache.* — Duden Bd. 4, Mannheim - Leipzig - Wien - Zürich: Dudenverlag ^{5}1995.

DÜRSCHEID, CHRISTA: *Modelle der Satzanalyse.* — Hürth: Gabel 1991. (= KLAGE 26)

EISENBERG, PETER: *Grundriß der deutschen Grammatik.* Stuttgart: Metzler ^{3}1994.

ENGEL, ULRICH: *Zur dependentiellen Beschreibung von Nominalphrasen.* — In: ENGEL, ULRICH - GREBE, PAUL (Hrsg.): *Sprachsystem und Sprachgebrauch.* Düsseldorf 1974, S. 58-89.

ENGEL, ULRICH: *Deutsche Grammatik.* — Budapest: Múzsák ^{2}1992.

ENGEL, ULRICH: *Der Satz und seine Bausteine.* — In: ÁGEL, VILMOS - HESSKY, REGINA (Hrsg.): *Offene Fragen — offene Antworten in der Sprachgermanistik.* Tübingen: Niemeyer 1992, S. 53-76.

ENGEL, ULRICH: *Syntax der deutschen Gegenwartssprache.* — Berlin: Erich Schmidt ^{3}1994.

ERBEN, JOHANNES: *Deutsche Grammatik. Ein Abriß.* — München: Hueber ^{12}1980.

EROMS, HANS-WERNER: *Valenz, Kasus und Präpositionen. Untersuchungen zur Syntax und Semantik präpositionaler Konstruktionen in der deutschen Gegenwartssprache.* — Heidelberg 1981.

EROMS, HANS-WERNER: *Der Artikel im Deutschen und seine dependenzgrammatische Darstellung.* — In: *Sprachwissenschaft 13* (1988), S. 257-308.

EROMS, HANS-WERNER: *Valenzbindung und Valenzschichtung im Satz.* — In: FELDBUSCH 1991, S. 219-231.

FANSELOW, GISBERT - FELIX, SASCHA: *Sprachtheorie. Eine Einführung in die Generative Grammatik.* Band 2. — Tübingen: Francke ^{3}1993.

FELDBUSCH, ELISABETH et al. (Hrsg.): *Neue Fragen der Linguistik, Akten des 25. Linguistischen Kolloquiums, Paderborn 1990.* Bd. 1: Bestand und Entwicklung. — Tübingen: Niemeyer 1991. (= LA 270)

HAIDER, HUBERT: *Die Struktur der deutschen Nominalphrase.* — In: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft 7* (1988), S. 32-59.

HARRIS, ZELLIG S.: *Methods of Structural Linguistics.* — Chicago: The University of Chicago Press 1951.

HAUENSCHILD, CHRISTA: *KIT/NASEV oder die Problematik des Transfers bei der Maschinellen Übersetzung.* — In: BÁTORI - WEBER 1986, S. 167-195.

HAYS, DAVID G.: *Dependency theory: a formalism and some observations.* — In: *Language* 40 (1964), S. 511- 525.

HERINGER, HANS-JÜRGEN: *The Verb and its Semantic Power: Association as a Basis for Valency Theory.* — In: *Journal of Semantics 4* (1986), S. 79-99.

KUNZE, JÜRGEN: *Abhängigkeitsgrammatik.* — Berlin: Akademie 1975.

LÁSZLÓ, SAROLTA: *Mikroebene.* — In: MRAZOVIĆ, PAVICA - TEUBERT, WOLFGANG (Hrsg.): *Valenzen im Kontrast.* Ulrich Engel zum 60. Geburtstag. Heidelberg 1988, S. 218-233.

LOBIN, HENNING: *A dependency syntax of German.* — In: MAXWELL, DAN - SCHUBERT, KLAUS (Hrsg.): *Metataxis in practice. Dependency syntax for multilingual machine translation.* Dordrecht: Foris 1989. (=Distributed Language Translation 6), S. 17-38.

OLSEN, SUSAN: *Das Possessivum: Pronomen, Determinans oder Adjektiv?* — In: *Linguistische Berichte 120* (1989), S. 133-153.

OLSEN, SUSAN: *Die deutsche Nominalphrase als "Determinansphrase".* — In: OLSEN, SUSAN - FANSELOW, GISBERT (Hrsg.): *"DET, COMP und INFL".* Zur Syntax funktionaler Kategorien und grammatischer Funktionen. Tübingen: Niemeyer 1991. (=LA 263), S. 35-56.

PASIERBSKI, FRITZ: *Sprachtypologische Aspekte der Valenztheorie unter besonderer Berücksichtigung des Deutschen.* — In: *Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung 34/2* (1981), S. 160-177.

ROHRER, CHRISTIAN: *Maschinelle Übersetzung mit Unifikationsgrammatiken.* — In: BÁTORI - WEBER 1986, S. 75-99.

SCHMIDT, JÜRGEN ERICH: *Konvergenzen zwischen neueren Grammatiktheorien und Deskriptionsgrammatiken? Zum Verhältnis von Konstituenz, Rektion (Government), Valenz und Dependenz.* — In: FELDBUSCH 1991, S. 211-218.

SCHMIDT, PAUL: *A Syntactic Description of German in a Formalism Designed for Machine Translation.* — In: VARGHA 1988, S. 589- 594.

SCHMIDT, REINER et al (NEUNER, GERD - SCHERLING, THEO - WILMS, HEINZ): *Deutsch aktiv Neu.* — Berlin - München - Wien - Zürich - New York: Langenscheidt 1986.

SCHUBERT, KLAUS: *Metataxis.* Contrastive dependency syntax for machine translation. — Dordrecht: Foris 1987. (= Distributed Language Translation 2)

SOMERS, HAROLD L.: *Valency and case in computational linguistics.* — Edinburgh 1987. (= Edinburgh information technology series 3)

STORRER, ANGELIKA: *Verbvalenz.* Theoretische und methodische Grundlagen ihrer Beschreibung in Grammatikographie und Lexikographie. — Tübingen: Niemeyer 1992. (=Reihe Germanistische Linguistik 126)

TARVAINEN, KALEVI: *Einführung in die Dependenzgrammatik.* — Tübingen: Niemeyer 1981.

TESNIÈRE, LUCIEN: *Eléments de syntaxe structurale.* — Paris: Klincksieck 1959.

UZONYI, PÁL: *Einführung in die Computerlinguistik.* — Budapest: Germanistisches Institut der ELTE 1994.

UZONYI, PÁL: *Deutsche Grammatik in ungarischer Sprache.* — In: HENRICI, GERT - KOHN, JÁNOS (Hrsg.): *DaF-Unterricht im Spannungsfeld zwischen Forschung und Praxis.* Szombathely 1996 (im Druck)

VAN DER ELST, GASTON: *Syntaktische Analyse.* — Erlangen und Jena: Palm & Enke ^{5}1994.

VARGHA, DÉNES (Hrsg.): *Proceedings of the 12th International Conference on Computational Linguistics.* — Budapest: John von Neumann Society for Computing Sciences 1988.

VATER, HEINZ: *Einführung in die Sprachwissenschaft.* — München: Wilhelm Fink 1994.

VENNEMANN, THEO: *Konstituenz und Dependenz in einigen neueren Grammatikmodellen.* — In: *Sprachwissenschaft* 2 (1977), S. 259-301.

Weber, Heinz J.: *Dependenzgrammatik*. Ein Arbeitsbuch. — Tübingen: Narr 1992.

Welke, Klaus: *Valenz und Satzmodelle*. — In: Thielemann, Werner - Welke, Klaus (Hrsg.): *Valenztheorie — Werden und Wirkung*. Wilhelm Bondzio zum 65. Geburtstag. Münster: Nodus Publikationen 1994, S. 227-244.

Welke, Klaus: *Dependenz, Valenz und Konstituenz*. — In: Eichinger, Ludwig M. - Eroms, Hans-Werner (Hrsg.): *Dependenz und Valenz*. Hamburg 1995, S. 163-175.

* Zu Dank bin ich V. Ágel verpflichtet, der die erste Fassung des Manuskripts gelesen und mehrere nützliche Ratschläge gegeben hat.

Deutsch als Fremdsprache

Ilona Feld-Knapp (Budapest)

Literaturdidaktische Modelle für den Deutschunterricht

1. Der literarische Text im kommunikativen Fremdsprachenunterricht

Wenn wir die fachdidaktische Literatur der letzten Jahre im Fachbereich Deutsch als Fremdsprache im Spiegel literarischer Texte im Unterricht untersuchen, können wir feststellen, daß sich der Stellenwert und die Funktion von Literatur im Deutschunterricht wesentlich verändert haben. Die Möglichkeiten der einseitig pragmatischen Ausrichtung des kommunikativen Unterrichts wurden bis in die Mitte der 80er Jahre ausgeschöpft.

Aus dem Unbehagen an der einseitigen Orientierung ist eine neue Richtung entstanden, aber nicht mit der Intention, den kommunikativen Ansatz zu überwinden, sondern ihn zu verbessern. Die Literaturdidaktik hat einen Paradigmawechsel erlebt, aus dem Randgebiet ist sie zum zentralen Thema geworden. Literarische Texte haben sich im kommunikativen Unterricht fest etabliert. (Weiß 1992, 122)

Der literarische Text als Basis oder Lesetext im pädagogisch orientierten kommunikativen Fremdsprachenunterricht ist ein spezielles Phänomen, das nicht nur gelesen und sprachlich bearbeitet wird und dann für die Schüler einen Sprechanlaß gibt, sondern die Schüler durch seine Offenheit auffordert, die Sprache nicht nur für pragmatische Ziele einzusetzen, sondern in ihr auszudrücken, was sie betrifft. Wie B. Kast ausführt: „um etwas Eigenes auszudrücken und um etwas darüber zu erfahren, was andere denken und empfinden." (Kast 1994, 8)

Die Kategorie der Offenheit ermöglicht es, über die im Text manifesten Aussagen hinauszudenken, sogenannte Leerstellen mit Sinn zu füllen. Die Füllung der Leerstellen kann im Klassenzimmer zu einer echten Kommunikation führen. Statt einer sprachbezogenen Kommunikation (medium-oriented communication) kann eine mitteilungsbezogene Kommunikation (message-oriented communication) entstehen.

> Für die Begründung literarischer Texte im Fremdsprachenunterricht ist somit wichtig, daß die Schüler lernen, auf ihre Leseerfahrungen zu achten, sich ihrer Tätigkeiten und Reaktionen bewußt zu werden, sie in der Fremdsprache zu artikulieren, gemeinsam zu klären und zu differenzieren. Auf diese Weise kann es gelingen, echte Kommunikationssituationen zu schaffen, in denen sich die Schüler über ihre Leseerfahrungen verständigen. Ein solches Vorgehen dient nicht nur dazu, die Motivation für den Fremdsprachenunterricht zu erhöhen, sondern ist auch aus pädagogischen Gründen wichtig. (Bredella 1985, 352)

Der literarische Text wird in pädagogischer Hinsicht bedeutsam, wenn wir erkennen, daß der Leser mit seinem Vorwissen, seiner Urteilskraft, seinen Gefühlen und Einstellungen an der Sinnkonstitution beteiligt ist. Der Wiedereinzug literarischer Texte bedeutet also nicht den Rückfall in den alten Literaturunterricht der GÜM, und diese dienen auch nicht als motivierende Zugabe zur Auflockerung des Unterrichts, sondern literarische Texte werden von Anfang an als integrale Bestandteile des Unterrichts eingesetzt.

Um diese Funktion zu erfüllen, sind im Unterricht grundlegende Voraussetzungen nötig, die sich aus dem pädagogisch ausgerichteten didaktischen Konzept des kommunikativen Unterrichts ergeben.

1.1. Ziele und Aufgaben der Arbeit mit literarischen Texten im pädagogisch ausgerichteten didaktischen Konzept des kommunikativen Ansatzes

Der Deutschunterricht formuliert seine Ziele nicht losgelöst von den fächerübergreifenden Zielen und begnügt sich nicht mit der Erfüllung pragmatischer Ziele. Er *leistet* einen eigenständigen *Beitrag zur Persönlichkeitsentwicklung* der heranwachsenden Lernenden, der für ihre Suche nach eigener Identität und nach ihrem Platz sehr wichtig ist. Der Unterricht trägt dazu bei, Motivation und Fähigkeit zum selbständigen Lernen zu entwickeln und die Schüler zu einer interkulturellen Kommunikationsfähigkeit zu führen. Das bedeutet, daß die Schüler lernen, in der Fremdsprache mündlich und schriftlich eigene Verständigungsbedürfnisse individuell angemessen und partnergerecht zu verwirklichen. Sowohl die mündliche und die schriftliche Kommunikation wie auch der Umgang mit Texten müssen auf gegenwärtige schulische und außerschulische Anwendungsmöglichkeiten hin orientiert sein und zugleich den Grundstock für spätere Vertiefungen und Erweiterungen in zukünftigen Verwendungssituationen legen.

Der Unterricht hilft, die Mündigkeit aller Teilnehmer durch Lernprozesse und deren Unterstützung durch Lehrende zu entwickeln bzw. wiederzugewinnen, d.h. die Fähigkeit und Bereitschaft, nach Möglichkeit für sich selbst zu sorgen (Kompetenz), sich selbst zu bestimmen (Autonomie). Diese Grundsätze lassen sich in einem Unterricht realisieren, der als ein Dialog zwischen prinzipiell handlungsfähigen Subjekten aufgefaßt wird. Dieses didaktische Handeln muß „feedbackorientiert" sein. Beide Seiten, Lehrer und Schüler, brauchen immer wieder die Rückmeldung zur Korrektur des Lehr-Lern-Prozesses. Dabei wird das Erreichte nicht nur am gewünschten Ergebnis gemessen, sondern auch an der Ausgangslage und nicht zuletzt am erhofften Prozeßverlauf. Denn schließlich ist der Prozeß dialogischen, personenbezogenen Unterrichts immer nicht nur der Weg, sondern selbst auch Ziel der Lehr-Lern-Arbeit.

2.1. Der Paradigmawechsel in der Literaturdidaktik

Die Literaturdidaktik ist, ganz vereinfachend formuliert, die Wissenschaft, die auf Grund literaturwissenschaftlicher Forschungen die Literatur in den Dienst des Unterrichts stellt, den Unterricht sozusagen „bedient" und für die Lehrer „Stützpunkte" gibt. Die Grundfrage ist dabei, was im Umgang mit Literatur Priorität hat, was im Mittelpunkt des Interesses steht. Lange Zeit galt die maßgebende Meinung in der Literaturdidaktik, die „das literarische Werk als autonomes, unabhängig von geschichtlichen und gesellschaftlichen Bedingungen verstehbares ästhetisches Gebilde auffaßte." (Kast 1995, 7)

Für die Praxis ergab sich daraus, daß der Text bei der Textarbeit im Mittelpunkt stand und der Kontakt zwischen dem Leser und dem Text vom Lehrer durch sich auf die Textinterpretation beziehende Fragen in einem lehrerzentrierten Unterricht hergestellt wurde. Der Leser selbst war im Lektüreprozeß ein passiver Mitspieler, der den Text als etwas Statisches, Abgeschlossenes richtig oder falsch verstand. Die richtige Bedeutung war im Text enthalten. Dieser literaturdidaktische Ansatz wurde aus dem muttersprachlichen Literaturunterricht in den Fremdsprachenunterricht übernommen, ohne daß man die spezifischen Züge des Fremdsprachenunterrichts berücksichigte.

Ab Mitte der 70er Jahre wurde in der Literaturdidaktik für den muttersprachlichen Literaturunterricht ein rezeptionsdidaktischer Ansatz entwickelt, der den Leseakt als eine Interaktion zwischen Text und Leser auffaßte.

> Ein Text hat immer zwei Autoren: einen, der den Text schreibt und einen zweiten, der ihn rezipiert und ein im Text vorhandenes Sinnpotential konstituiert. Der Text selbst enthält keine Bedeutung, sondern bietet Möglichkeiten zur Konstituierung von Bedeutung an. (Kast 1995, 7)

2.2. Der leserorientierte rezeptionsdidaktische Ansatz und der kommunikative Ansatz

Aus der Sicht der Praxis kann man den leserorientierten rezeptionsdidaktischen Ansatz und den kommunikativen Ansatz auf einen Nenner bringen. Der leserorientierte Ansatz stellte in den Mittelpunkt den Leser, der seine eigenen Gedanken zu dem literarischen Text äußert. Der kommunikative Ansatz stellte den Schüler in den Mittelpunkt. Der leserorientierte rezeptionsdidaktische Ansatz und der kommunikative Fremdsprachenunterricht konnten sich in diesem Punkt begegnen. Für die Praxis war es nun die Aufgabe, die jeweiligen Besonderheiten der Leserposition des Schülers zu entdecken. Im Verlauf der Diskussion um die pädagogische Perspektive des Fremdsprachenlernens in der Schule kam es zu einer Neuentdeckung der didaktischen Qualitäten literarischer Texte. Auf dieser Basis konnte der leserorientierte rezeptionsdidaktische Ansatz der Literaturwissenschaft Einzug in den schulischen Fremdsprachenunterricht halten. Die Grundfrage lautete, wie der Schüler, durch literarische Texte angesprochen, zur mitteilungsbezogenen Kommu-

nikation befähigt werden kann, wobei er als aktiver Sprachlernender in einem schülerorientierten Unterricht mit der fremden Sprache handelt.

Sich von einem literarischen Text angesprochen zu fühlen, setzt das Verstehen des fremden Textes voraus. In der Diskussion über Verstehen und Umgang mit literarischen Texten im Unterricht kristallisierten sich in dem leserorientierten rezeptionsdidaktischen Ansatz zwei maßgebende Richtungen heraus, eine interkulturell hermeneutisch orientierte und eine kommunikativ handlungsorientierte Richtung. Sie unterscheiden sich, aus der Praxis betrachtet, auf den ersten Blick dahingehend, welchen Anspruch sie in bezug auf das Unterrichtsziel stellen. Näher betrachtet besteht ein wichtiger Unterschied aber nicht nur in der Formulierung der Unterrichtsziele, sondern darin, wie eine Kommunikation, die auf dem Verstehen literarischer Texte beruht, entsteht, welche Aktivitäten dabei im Unterricht durchgeführt werden. Beide Richtungen der Literaturdidaktik sind aus dem Unbehagen an der einseitig pragmatischen Ausrichtung des kommunikativen Unterrichts entstanden, in der Kritik wurde aber das Prinzip des kommunikativen Ansatzes nicht aufgegeben, nur die Modifizierungs- oder Verbesserungsvorschläge sind unterschiedlich. Da die Grundlage für die Überlegungen gleich ist, kann man nicht von einander gegenüberstehenden, völlig unterschiedlichen Richtungen sprechen. Es sind nur Tendenzen, die viele Ähnlichkeiten, aber auch Unterschiede aufzeigen.

2.3. Fremdkulturell-hermeneutische Ansätze der Literaturdidaktik

Bei meinen Überlegungen zum interkulturell-hermeneutischen Ansatz der Literaturdidaktik gehe ich von der Formulierung von G. Neuner und H. Hunfeld zum interkulturellen Konzept des kommunikativen Fremdsprachenunterrichts aus, das die Entstehung des interkulturell-hermeneutischen Ansatzes der Literaturdidaktik im Fremdsprachenunterricht ermöglichte, und von der abstrakten Formulierung D. Krusches zum interkulturell - hermeneutischen Umgang mit Literatur.

G. Neuner und H. Hunfeld stellen in ihrer praxisnahen Formulierung eindeutig das Wesen dieser sehr komplizierten Frage dar.

> Da fremde Welt im Fremdsprachenunterricht nicht unmittelbar und direkt, sondern über Medien präsent ist und in den seltenen Fällen eine unmittelbare aktive Anwendung der Fremdsprache in Alltagssituationen möglich ist, gewinnen Verstehensprozesse als Grundlage des fremdsprachlichen Lernens ein besonderes Gewicht. Daraus folgt, daß Inhalte und Themen des Fremdsprachenunterrichts besonders sorgfältig bedacht werden müssen, daß eine verstehens- d.h. medienorientierte Fremdsprachendidaktik entwickelt werden muß, wobei Aspekte der Rezeptionsforschung (z.B. das Verstehen literarischer Texte aus der fremdkulturellen Perspektive) und der Textlinguistik (Textstruktur; Textumfeld) besondere Beachtung finden. (NEUNER 1993, 124)

Das interkulturelle Konzept fördert also einen Fremdsprachenunterricht, der zur Hermeneutik des Fremden beiträgt. Der interkulturell-hermeneutische

Ansatz der Literaturdidaktik im Fremdsprachenunterricht baut auf diesen Anspruch. D. Krusche beschreibt die wesentlichen Elemente eines interkulturell-hermeneutischen Umgangs mit Literatur. Im Mittelpunkt seiner Beschreibung stehen Deutungsverfahren. Die Konsequenzen, die er zieht, haben hohe Relevanz für die Praxis, aber nicht in der konkreten Umsetzung, sondern in der Herausbildung einer theoretischen Basis für die praktische Arbeit.

> Deutungsverfahren, die kulturspezifische rezeptionsbedingte Deutungsvarianten hervorrufen und zulassen, verlangen eine ganz bestimmte Annäherung an den Text. Diese Annäherung hat zwei Erfordernissen der Literaturwissenschaft Rechnung zu tragen: Einerseits sind die Elemente des Textes, die zu einer Vereindeutigung auffordern, ausfindig zu machen und mit der erforderlichen oder möglichen Bestimmtheit zu füllen. Andererseits sind die Stellen zu bezeichnen, die im Text als Leerstellen gesetzt sind und der Auffüllung durch den Leser bedürfen. Verfahren also, die darauf zielen, den Text zu strukturieren, müssen sich ergänzen mit solchen Verfahren, die seine charakteristischen Leerstellen offenlegen und ihn für ein geschichtlich je verschiedenes Vorverständnis zugänglich erweisen. Das Begriffsarsenal derartig synthetisierender Deutungsverfahren scheint mir von der strukturalistischen Textlinguistik einerseits, von der wirkästhetischen Leerstellentheorie und einer hermeneutisch orientierten Literaturdidaktik andererseits bereitgestellt zu werden. (KRUSCHE 1984, 206)

Krusches Formulierung ist vollkommen richtig, bei ihm fehlt aber noch ein sehr wichtiges Element, nämlich der Leser-Schüler, der diese Deutungsverfahren selbst durchführt und mit dem literarischen Text selbständig handelt. Der Leser wird bei ihm als ein abstraktes Wesen betrachtet, von dem nicht vorausgesetzt wird, daß er an der Konstituierung des Sinnpotentials eine aktive Rolle spielt. Dieser Aspekt des Unterrichtsprozesses hat im rezeptionsdidaktischen Ansatz hohe Relevanz für die Praxis. Wenn wir die Annäherung an den Text in dieser Form in die Praxis umsetzen, stellt sich heraus, daß solche Verfahren die Textarbeit ausmachen, die in den Aufbau des Textes einen Einblick zwar gewähren, aber die Schüler in ihrer jeweiligen Einmaligkeit als „Leser aus Fleisch und Blut" (KAST 1995, 8) nicht entdecken. In dieser Beschreibung fehlt das Kettenglied, das die theoretischen Überlegungen an eine neue Richtung der Praxis, der der schülerorientierte kommunikative Unterricht verpflichtet ist, binden könnte. Ohne die komplexe Untersuchung des Unterrichtsprozesses, in der alle Elemente und alle Mitspieler einer auf literarischen Texten gründenden mitteilungsbezogenen Kommunikation berücksichtigt werden, geriete das Prinzip eines schülerzentrierten Unterrichts in Gefahr, weil ein lehrerzentrierter Unterricht vorprogrammiert und dabei der Sinn der Verwendung literarischer Texte gefährdet würde.

Im folgenden werde ich mich mit zwei Konzeptionen der interkulturell-hermeneutischen Literaturdidaktik auseinandersetzen. Ich habe die Konzeption von H. Hunfeld und die von S. Ehlers in meine Untersuchungen einbezogen, weil diese versuchten, sich von der rein theoretischen Ebene abzulösen, die

Praxis in ihrer Vielfalt zu berücksichtigen und wesentliche Elemente ihrer Konzeption für die Praxis zu formulieren.

2.3.1. Der Ansatz von Hans Hunfeld

H. Hunfeld bekannte sich seit Anfang der 80er Jahre in mehreren Aufsätzen (Hunfeld 1981, 1990a, 1990b, 1990c) zu einem hermeneutisch orientierten Fremdsprachenunterricht, weil er die Defizite des pragmatischen Unterrichts deutlich sah.

> Literatur als Sprachlehre zu begreifen bedeutet mehr, als sie nur als zusätzliches Angebot, als Motivationshilfe, als Auflockerung des Sprachunterrichts, als Spielform, als gelegentliche Entspannung für den Lernenden zu dulden. Es bedeutet, Literatur als besonders sprachbewußtes Sprechen zu verstehen und zugleich, den Fremdsprachenunterricht und seine Lehre weiter zu fassen als allgemein üblich. (Hunfeld 1990a, 6)

Hunfeld rief zu einem anderen Unterricht auf, dessen Ziel darin liegt, bei der Unterrichtsplanung allgemein didaktische Gedanken mit fachdidaktischen Perspektiven zu verbinden.

> Der andere Unterricht trägt die hermeneutische Skepsis in den fremdsprachlichen Lehrgang hinein, welche darauf beharrt, daß die Möglichkeiten des Verstehens immer auch die Gefahren des Nichtverstehens sind. Er will das eigene Verstehen am fremden Verstehen überprüfen, er begreift die fremde Vokabel zugleich als Aufforderung zu einem erweiterten Verständnis und als Warnung vor der Überschätzung sprachlicher Verständigungsmöglichkeiten. Er lehrt die Mühe des Verstehens und den Respekt vor der anderen Weltsicht, die sich im anderen Sprechen und in der anderen Sprachhaltung ausdrückt. Das Programm dieses Unterrichts steht unter dem Leitsatz, daß ich *das andere Meinen weder übernehme noch ablehne, sondern auf mein Meinen zurückbeziehe.* (Hunfeld 1990a, 15)

Hunfelds Aufruf zu einer Haltungsänderung dem Fremden gegenüber als übergeordnetes erzieherisches Ziel steht im Einklang mit der Förderung des interkulturellen Konzepts des Fremdsprachenunterrichts. Er möchte den Leser als einen potentiell handlungsbereiten Sprachlernenden beeinflussen, bei dem sich auf Grund seiner Leseerfahrungen seine Einstellung ändert.

Wie kann die Praxis die angemessenen Methoden finden, die einen zur Haltungsänderung anregenden Unterricht ermöglichen? Dieses Programm setzt eine Qualität des Verstehens und ein bewußtes Leserverhalten voraus, in dem der Lesende in der Lage ist, sich gleichzeitig selbständig im Text zu orientieren und Distanz zum Text zu halten. Im Fremdsprachenunterricht sind dem Verstehen und dem auf den Leserlebnissen aufbauenden Sprechen aufgrund der eingeschränkten fremdsprachlichen Kompetenz und der andersartigen Verstehensmöglichkeiten der Schüler enge Grenzen gezogen. An diesem Punkt ergeben sich die größten Schwierigkeiten, H. Hunfeld läßt das Problem in diesem Aufsatz noch offen.

In einem anderen Beitrag (Hunfeld 1990b, 73) versucht H. Hunfeld, die Umsetzungsschwierigkeiten zu überwinden. Er skizziert die wesentlichen Prinzipien seines Ansatzes unterrichtsbezogen konzentriert in sieben Thesen

1. Fremdsprachliche Lektüre unterscheidet sich von der muttersprachlichen Lektüre.
2. Der fremdsprachlichen Literatur entsprechendes Lesen ist langsames Lesen.
3. Dem verzögerten Lesen entspricht das verzögerte Äußern.
4. Durch die Distanz wird der Text dem Leser ein deutliches Gegenüber.
5. Leseblockaden müssen als hermeneutische Möglichkeiten gesehen werden.
6. Das deutliche Gegenüber eröffnet Möglichkeiten zum vielfältigen Vergleich.
7. Literatur lehrt sich selbst.

Von diesen Thesen möchte ich im folgenden die für die Praxis wichtigsten unter die Lupe nehmen. Die beiden ersten Thesen sind ohne Zweifel aus der schulischen Realität erwachsen und lassen sich ideal auf den schulischen Fremdsprachenunterricht anwenden. Sie definieren die fremdsprachliche Lektüre. In der dritten These formuliert H. Hunfeld einen sehr wichtigen Gedanken, in dem er das Hauptgewicht des Fremdsprachenunterrichts auf die Texterfahrung der Schüler legt. „Im Literaturunterricht dagegen sollte die Mühe der vom Text stimulierten Versprachlichung und Bewußtwerdung eigener Erfahrung gelten. Das widerspricht zwar den Vorstellungen des Fremdsprachenunterrichts, die die Qualität der Sprachbeherrschung an der Geschwindigkeit der Äußerungen messen; der besondere Charakter der Erfahrung mit litararischen Texten läßt aber diesen besonderen Typ der Schüleräußerungen angemessen erscheinen". Dieser Gedanke ist zwar bedenkenswert, aber im Hinblick auf die Realität utopisch. Der schulische Fremdsprachenunterricht ist, wie jeder Unterricht, ein Prozeß. Die auf Texterfahrung gründende Kommunikation ist nur ein Ausschnitt aus diesem Prozeß. Das oben genannte übergeordnete erzieherische Ziel, die Förderung einer Haltungsänderung dem Fremden gegenüber, läßt sich nur in einem *Lern*prozeß verwirklichen. Die Schwäche dieser Konzeption wird in der vierten These eindeutig, wenn H. Hunfeld den aktiven Leser und sein Verhalten im Verstehensprozeß in den Blick bringt. H. Hunfeld kommentiert seine These im folgenden:

> Die eigenen Lese- und Lebenserfahrungen des Lesers bestimmen die Distanz zum (fremdsprachlichen) Text mit seinen ihm eigenen Leseblockaden, d.i. Leerstellen, dem fremden sprachlichen und kulturellen Kontext. Im Lesevorgang entwickelt sich der Text in seiner Fremdheit als ein dem Leser Gegenübergesetztes. Der Leser wird dadurch befähigt, sich zum Text zu stellen. Er kann eine Beziehung zwischen dem Text und sich selbst erstellen. Dabei wird er sich seiner selbst in dieser Beziehung bewußt und kann von daher die im literarischen Werk angelegten Einsichten für sich selbst verwirklichen. (Hunfeld 1990b, 72)

Das rezeptionsästhetische Konzept zielt auf eine aktive Rolle des Lesers beim Rezipieren. Die Schüler müssen zu dieser aktiven Leserrolle befähigt werden, weil sie von sich aus selbst nicht in der Lage sind, die verstehenssteuernden Elemente des Textes selbständig zu erkennen, sie sollten dazu sensibilisiert werden. Dazu fehlen in Hunfelds Konzeption die möglichen Anknüpfungspunkte für die Methodik, die Verfahren für die Umsetzung dieses Gedankens in die Praxis erarbeiten könnte. Beim heutigen Stand der Methodik bedarf dieses Programm auch einer sehr starken Lehrersteuerung. An diesem Punkt stoßen zwei wichtige Erfordernisse eines Fremdsprachenunterrichtskonzepts aufeinander, *schülerorientierter* kommunikativer Unterricht und leserorientierter *rezeptionsdidaktischer* Ansatz. J. Schier formuliert seine Kritik wie folgt: „In diesem Zusammenhang muß man sogar damit rechnen, daß der gerade erst wiederentdeckte Leser in einer der nächsten literaturwissenschaftlichen Wogen bereits wieder verschwindet." (Schier 1989, 129)

2.3.2. Der Ansatz von Swantje Ehlers

S. Ehlers weitete den Horizont des rezeptionsdidaktischen Ansatzes in ihrer Problemstellung aus, als sie ihre Sorge um das literarische Wirkungspotential formulierte: „Mir scheint es notwendig zu sein, den Begriff der Erfahrung in seiner hermeneutischen Leistungsfähigkeit neu zu überdenken und das in der Form gebundene sinnlich-ästhetische Moment gegenüber dem inhaltlichen in den Vordergrund zu rücken. (Ehlers 1988a,173)

1992 versuchte sie in ihrem Fernstudienbrief (Lesen als Verstehen) dieses Programm umzusetzen und bot methodische Alternativen. Bei S. Ehlers lautet das übergeordnete Lehrziel:

> Entwicklung einer fremdsprachlichen/fremdkulturellen Verstehensfähigkeit, die es dem Schüler ermöglicht, in einen eigenen Dialog mit einem fremden Text zu treten und selbständig Sinn zu bilden. (Ehlers 1992b, 23)

Das Ziel ist also die Befähigung der Schüler zum Verstehen. Ein solcher Unterricht ist ein prozeßhafter Unterricht, der auf analytischen Unterrichtsverfahren aufbaut. Das ist der wichtigste Unterschied zwischen den beiden Konzeptionen. Bei H. Hunfeld kommt der Texterfahrung zentrale Bedeutung zu, bei S. Ehlers den analytischen Unterrichtsverfahren.

Ein realer Leser, der aufgrund einer anderen kulturellen Verwurzelung in einem anderen Horizont von Erwartungen, Erfahrungen und Wissen steht als der fremdsprachliche literarische Text, muß sich die dem Text zugrunde liegenden Schemata erst erarbeiten, d.h. er muß neue Erwartungen erwerben. Unter diesem Aspekt ist das Lesen eines literarischen Textes ein Lernprozeß: Der Leser kann in der Auseinandersetzung mit dem Text schrittweise neue Erwartungen erwerben, alte modifizieren und sich im steten Wechsel von Texterfahrungen und eigenen Erwartungen Fremdes aneignen. (Ehlers 1992b, 72)

Ehlers' Konzeption scheint eindeutig überzeugend zu sein und sie konnte alle ihre Thesen an konkreten Unterrichtsbeispielen präsentieren. Es darf aber nicht vergessen werden, daß sich der schulische Fremdsprachenunterricht auf verschiedenen Ebenen der sprachlichen Kompetenz und der Persönlichkeitsentwicklung der Lernenden vollzieht und nicht nur die Sprachlerner, die sich mit sehr guten Sprachkenntnissen und der Reife eines Erwachsenen dem Text nähern, berücksichtigen kann. Ehlers' Kritik am kreativen Ansatz ist zwar weitgehend zuzustimmen, aber ihr Alternativentwurf geht an den realen Möglichkeiten des schulischen Fremdsprachenunterrichts vorbei, weil sie einen sehr wichtigen Aspekt des Unterrichts nicht berücksichtigt. Im schulischen Fremdsprachenunterricht hat der Anfängerunterricht eine wesentliche Bedeutung und eine wichtige Funktion, und die Bedürfnisse dieser Stufe müssen ebenfalls berücksichtigt werden, literarische Texte haben auch in diesen Zielgruppen ihren Platz.

2.4. Der kommunikativ handlungsorientierte Ansatz

B. Kast definiert den schüler- und handlungsorientierten fremdsprachlichen Literaturunterricht in einem Aufsatz wie folgt:

> Es geht im wahrsten Sinne des Wortes um ein Lernen aus Erfahrung, um eine Einlösung der Forderung learning by doing. In einem schüler- und handlungsorientierten Literaturunterricht spielen Verfahren und Methoden eine prominente Rolle, in denen Schüler und Schülerinnen, ausgehend von ihren Erfahrungen, ihren Vorstellungen, ihrem Wissen mit dem und an dem Text Handlungen durchführen, d.h. mit dem Text etwas machen, und in denen nicht nur über den Text geredet wird. (Kast 1995, 8)

Der wichtigste Unterschied zu den früheren Konzepten liegt in der Zielsetzung: *learning by doing*. Dieses Ziel ist nicht hochgesteckt, und dazu der schulischen Realität angemessen. Auf dieses Ziel ausgerichteter Unterricht kann alle — Anfänger und Fortgeschrittene — ansprechen und zu schülerorientierten Aktivitäten anregen.

> Handeln heißt in dem hier vorgestellten Verständnis: produktiv mit dem Text umgehen, ihn verändern, aktiv eingreifen und sich als Bedeutung herstellender Leser bzw. Leserin einbringen. Handeln heißt: kreativ mit dem Text umgehen, ihn mit der eigenen Phantasie konfrontieren und die Phantasie durch ihn wecken lassen. Handeln heißt: selbständig, eigenmächtig, ohne die Autorität des Lehrers und an seiner Hand geführt den Mut aufbringen, dem Text einen Sinn zu geben — oder banaler: etwas dazu zu sagen haben. (Kast 1995, 12)

Natürlich stellt sich die Frage nach der Ästhetik, nach der Hermeneutik des Fremden auch in diesem Konzept. B. Kast kann auch diese Frage beantworten, weil er beide Seiten berücksichtigt, und er bleibt bei seinen Vorschlägen immer auf der schulischen Unterrichtsebene. Das ist das große Verdienst seiner Konzeption.

> Freilich soll damit nicht gesagt werden, daß *nur* solche Verfahren in der Lage sind, den Schülern einen Text näher zu bringen. Natürlich sollte er von ihnen auch als ästhetisches Gebilde wahrgenommen werden, indem sie sich mit seiner Struktur, mit seiner Sprache beschäftigen, bei Gedichten formale Gesichtspunkte beachten und ihre Funktion erkennen. Doch müssen diese Aspekte, zumal im Anfängerunterricht, in den handlungsorientierten Umgang mit Text integriert werden. (KAST 1995, 9)

2.5. Zusammenfassung

Zusammenfassend kann festgestellt werden, daß ein für die Praxis mögliches literaturdidaktisches Modell unter bestimmten Voraussetzungen zu verwirklichen ist. Wenn man das übergreifende Ziel, daß der Deutschunterricht zur Persönlichkeitsentwicklung der Schüler beitragen möchte, in einem schüler- und handlungsorientierten kommunikativen Sprachunterricht in der Arbeit mit literarischen Texten fachspezifisch erreichen möchte, hat man verschiedene Elemente der rezeptionsästhetischen Literaturdidaktik zu übernehmen, aber sie müssen aus der Sicht der Praxis in Einklang gebracht werden. Auf dieser Basis kann ein praxisnahes Modell entstehen.

In der Arbeit mit literarischen Texten steht der Schüler, der in einer Kommunikationssituation die Möglichkeit bekommt, als er selbst aufzutreten, methodischen Grundsätzen entsprechend im Mittelpunkt. In dieser Rolle kann er nur aktiviert werden, wenn er mit seiner sich wandelnden Persönlichkeit akzeptiert wird. Das ist der wichtigste Punkt der Arbeit mit literarischen Texten. Der sprachlernende Schüler kann in seiner Eigenschaft als Leser für die Arbeit sensibilisiert werden, wenn er so, wie er ist, akzeptiert wird. Nur aus dieser Grundposition kann der schulische Unterrichtsprozeß schülerorientiert geplant werden. Die Kompetenz der Texterfahrung und des Verstehens kann nur in einem mühsamen, langen Prozeß entwickelt werden. So können die Schüler schrittweise dazu befähigt werden, immer mehr zu erreichen. Das große Verdienst des von Kast beschriebenen kommunikativ handlungsorientierten Literaturunterrichts ist es, daß *dieser Unterricht den Schüler so in den Mittelpunkt stellt, daß ihm sofort Handlungsmöglichkeiten angeboten und erlaubt werden*. Geholfen werden muß ihm nur dabei, sich im Text zurechtzufinden, damit er mit den anderen aufgrund der eigenen Erfahrungen in einen Dialog treten kann. Da dieser Dialog auf eigenen Erfahrungen basiert, wird er mitteilungsbezogen und auf diese Weise für die Schüler relevant. Diese aktive Rolle muß natürlich erlernt werden. Dieser Aspekt wird durch den Spracherwerb ergänzt, denn alles geschieht in einem Prozeß, in dem auch die sprachliche Kompetenz der Schüler entwickelt werden muß. In diesem Bereich ist eine stärkere Lehrersteuerung notwendig, damit die Schüler relativ schnell in die Lage versetzt werden, selbständig Inhalte wahrzunehmen und dazu aus ihrer eigenen Position ihre Meinung zu formulieren. Die Schüler sollen alles hautnah erleben können! Wenn die Schüler von Anfang an zum Erfolgserlebnis gelangen, werden sie dadurch für die weitere Arbeit motiviert.

Der Erfolg hängt auch von anderen Faktoren ab, wie z.B. von der Textauswahl, die entscheidet, welche Inhalte durch den Text angesprochen werden. Hier hat die Arbeit der Persönlichkeitsentwicklung Rechnung zu tragen. Auch der angewandten Methode kommt eine wichtige Rolle zu.

3. Kriterien der Textauswahl für den Deutschunterricht

H. Hunfeld sagt: „Ich ziehe, wenn ich denn auswählen darf, offene Texte vor." (HUNFELD 1990c, 9) Wenn wir von dieser rezeptionsdidaktischen Überlegung bei der Suche nach geeigneten Texten ausgehen, stellt sich die Frage: Welche sind die offenen Texte, die einen leser- und handlungsorientierten Unterricht ermöglichen, nach welchen Kriterien können sie ausgewählt werden? B. Kast sagt über die Textauswahl:

> Der Text muß den Jugendlichen etwas zu sagen haben, die Lektüre und die Arbeit mit dem Text muß ihnen Spaß machen, was durchaus nicht heißen muß, daß ihnen keine Anstrengungen abverlangt werden. (KAST 1995,12).

Dies setzt voraus, daß die Texte sprachlich einfach, aber doch so anspruchsvoll sein müssen, daß sie den Leser intellektuell und emotional nicht unterfordern. Wählen bedeutet nicht nur aussuchen, sondern auch begründen können, d.h. der gewählte Text muß unter einem pädagogischen Leitfaden in einen pädagogischen Kontext gestellt werden. Bei der Begründung der Wahl ist es sehr wichtig, sich vor Augen zu halten, auf welcher Stufe der literarischen Sozialisation die Schüler stehen, weil die Rezeption des Textes nicht in einem Vakuum erfolgt, sondern bereits stark beeinflußt ist von anderen in der Schule oder als private Lektüre gelesenen Texten und auch von den Texten, die die Schüler noch lesen werden. Die Auswahlmöglichkeiten sind durch die eingeschränkte Sprachkompetenz der Sprachlernenden automatisch begrenzt. Aber als vierzehnjährige und später immer mehr verfügen die Schüler schon über feste Lesegewohnheiten, der Unterricht kann sich auf Leseerfahrungen der Schüler stützen.

> Bei der Auswahl und der Behandlung der Texte muß sorgfältigst darauf geachtet werden, daß das Hauptlernziel des Fremdsprachenunterrichts die Förderung der Kommunikationsbereitschaft und -fähigkeit ist. (HOFMANN 1985, 151)

Unter dieser Voraussetzung, daß die Auswahl der literarischen Texte im Fremdsprachenunterricht auf die kommunikativen Bedürfnisse der Schüler ausgerichtet sein muß, muß der Lehrer auf folgende Aspekte achten:

- Entspricht der Text der fremdsprachlichen Kompetenz der Schüler?
- Auf welchen muttersprachlichen Leseerfahrungen kann er aufbauen?
- Wie fremd sind die Inhalte und die damit mitgeteilten Werte für die Schüler?
- Wie weit sind sie von der eigenen Kultur entfernt?

Wenn man nach Antworten auf diese Fragen sucht, kann eindeutig festgestellt werden, daß das Verhältnis von Schul- und Privatlektüre und das Problem, wie man letztere über erstere beeinflussen könnte, auf der einen Seite und das Verhältnis von mutter- und fremdsprachlichem Literaturunterricht und das Problem, wie man beide durch stärkere Kooperation aufeinander abstimmen könnte, auf der anderen Seite von zentraler Bedeutung sind.

Bei der Beurteilung von literarischen Texten können die Auswahlkriterien gruppiert und für die verschiedenen Schülrgruppen immer neu formuliert werden. Es gibt kein allgemeingültiges Raster von Beurteilungskriterien, mit dem man gute von schlechten, brauchbare von unbrauchbaren, empfehlenswerte von nicht empfehlenswerten Texten für jede Schülergruppe trennen könnte. Es gibt zu wenig objektive und zu viele subjektive Faktoren, die bei der Beurteilung eine Rolle spielen.

Die Texte sind unter Berücksichtigung verschiedener Aspekte auszuwählen. So spielen einerseits leserbezogene Aspekte, nach denen die Schüler als Subjekte akzeptiert werden, andererseits inhaltliche Aspekte, nach denen die Texte in das allgemeine Wertesystem in der Schule passen müssen, eine wichtige Rolle.

Unter den *leserbezogenen* Aspekten steht der Aspekt eindeutig an erster Stelle, daß der Text sprachlich und inhaltlich dem Wissens- und Kenntnisstand der Schüler angemessen ist und von ihnen angenommen wird. Das gilt als Grundvoraussetzung für die Arbeit mit literarischen Texten. Erst dann, wenn diese Voraussetzung erfüllt ist, kann der Unterricht schüler- und handlungsorientiert geplant werden. Erst in dem Falle, wenn der Text von den Schülern angenommen wird, kann er sie zum Nachdenken und zum Gespräch über das dargestellte Thema anregen und bei ihnen einen Reflexionsprozeß in Gang setzen und Sinnkonstruktionen zulassen.

Wenn das Thema für die Schüler aktuell ist und einen Bezug zur Lebenspraxis der Schüler hat, steigt die Motivation. Der Text ist aufgrund der Themenwahl geeignet, auf die Attitüden von Schülern einzuwirken, ihre Einstellungen und ihr Verhalten mitzuprägen.

Auch die *inhaltlichen* Aspekte sind sehr wichtig. Die Inhalte müssen eine thematisch wie sprachlich weiterführende Bearbeitung ermöglichen. Die für die Schüler möglichen Themenbereiche können notwendigerweise nur auf einer hohen Abstraktionsstufe formuliert werden, wobei Überschneidungen unvermeidbar sind. Es ist jedoch eine Vielfalt von Konkretisierungen und eine optimale Anpassung an die schulischen Rahmenbedingungen vor Ort möglich.

4. Arbeit mit literarischen Texten

Nach Piepho ersetzt man „den individuellen Impuls [...] im Unterricht durch die Textaufgabe, die so beschaffen sein muß, daß sie Leseabsichten und Lesestile auslösen und den Bearbeitungsmodus lenken kann." (Piepho 1990, 4) In dieser Formulierung ist etwas sehr Wichtiges enthalten, daß nämlich die

Bearbeitung jedes Textes einer sehr bewußten, konsequenten Lehrerarbeit bedarf und daß der Unterricht nicht nach subjektiver und spontaner Entscheidung des einzelnen gestaltet wird. Die Schlüsselrolle spielt der Lehrer, der den Unterrichtsprozeß bewußt und konsequent planen, organisieren und die Interaktion vieler Personen steuern muß. Dieses steht natürlich nicht im Widerspruch zu dem schülerorientierten Unterricht. Der Lehrer ist die zuständige Person, die, die Schüler mündig behandelnd, ihre Interessen sich vor Augen haltend, mit der Verantwortung eines Erwachsenen die Verantwortung für die erfolgreiche Arbeit mit den Schülern teilt. Der Lehrer kann durch die Arbeit mit seinen Schülern diesen ein Beispiel dafür geben, wie man mit seinen Mitmenschen umgeht. Die Vorbildfunktion des Lehrerberufs ist ein sehr wichtiger Faktor in der Erziehung, der Lehrer wird nachgeahmt. In einer partnerschaftlichen Atmosphäre gehen die Schüler auf alle Initiativen des Lehrers ein, weil er als eine glaubwürdige, zuverlässige Person von den Schülern akzeptiert wird und im guten Sinne der Worte Ansehen und Respekt genießt. In einem partnerschaftlichen Unterricht kommt alles darauf an, dafür zu sorgen, daß jeder seine Argumente vertreten kann, die Schüler werden dazu ermutigt, mitzuwirken. Über diese Ebene der Arbeit kann nur schwer etwas Konkreteres gesagt werden. Sie hängt von dem Geschick des Lehrers bei der Arbeit mit den Schülern ab. (Genauer dargestellt bei Kast 1985)

> Erst wenn die Fragen anders motiviert sind, durch ein echtes persönliches oder thematisches Interesse — man möchte den Schüler näher kennenlernen, seine religiösen Überzeugungen, seine Herkunft, vor Alkoholmißbrauch warnen usw. — erreicht man die Ebene mitteilungsbezogener Kommunikation. Entscheidend ist also zunächst die Bewußtseinlage des Lehrers, der diese Fragen stellt: ist er wirklich darauf aus — oder sagen wir: neben seiner grammatischen Intention zugleich darauf aus —, etwas über die Lebensumstände seiner Schüler zu erfahren, interessieren sie ihn als Menschen? *Ist er auch bereit, ein Stück von sich selbst preiszugeben*, über seine Erfahrungen und seine Einstellung etwa zum Alkohol zu berichten? (Butzkamm 1985, 115-116)

5. Fazit

Aus der fächerübergreifenden Zielsetzung des Unterrichts folgt, daß neue Wege fachspezifisch nicht in methodisch-technokratischen Verbesserungen zu suchen sind. Das Grundanliegen im schulischen Fremdsprachenunterricht müßte sein, die Schüler zu befähigen, sich in einem Unterricht, in dem der *Schüler als Individuum* akzeptiert wird, als Dialogpartner zu begegnen, wobei sie mit den nötigen sprachlichen Werkzeugen, sich verständlich machen können. Da die Bedeutung des Fremdsprachenunterrichts auch darin besteht, daß er den Schülern eine Wirklichkeit erschließen hilft, die außerhalb ihres eigensprachlichen Erfahrungsbereiches liegt und durch den Erwerb der Fremdsprache den Horizont der Schüler erweitert, hat die Arbeit mit literarischen Texten im Fremdprachenunterricht eine sehr wichtige Funktion. Durch die Umsetzung der rezeptionsästhetischen Ansätze der Literaturdidaktik in dem

kommunikativen Sprachunterricht konnte die auf der Arbeit mit literarischen Texten basierende Praxis für das Fach neue Perspektiven eröffnen und die Realisierung der gesetzten fächerübergreifenden Ziele fachspezifisch ermöglichen.

Literaturverzeichnis

BREDELLA, LOTHAR: *Literarische Texte im Fremdsprachenunterricht. Gründe und Methoden.* — In: HEID (Hrsg.): *Literarische Texte im kommunikativen Fremdsprachenunterricht. Beiträge eines Werkstattsgesprächs des Goethe House New York 1984.* München: Goethe-Institut 1985. S. 352-394.

BUTZKAMM, WOLFGANG: *Literarische Texte als Sprachlerntexte.* — In: HEID (Hrsg.): *Literarische Texte im kommuniktiven Fremdsprachenunterricht. Beiträge eines Werkstattsgesprächs des Goethe House New York 1984.* München: Goethe-Institut 1985, S. 114-132.

BUTZKAMM, WOLFGANG: *Psycholinguistik des Fremdsprachenunterrichts.* — Tübingen: Francke Verlag 1989.

EHLERS, SWANTJE: *Sehen lernen. Zur ästhetischen Erfahrung im Kontext interkultureller Literaturvermittlung.* — In: *Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache* 14/1988, S. 171-197.

EHLERS, SWANTJE: *Lesen als Verstehen. Zum Verstehen fremdsprachlicher literarischer Texte und ihrer Didaktik.* — Berlin und München: Langenscheidt 1992.

EHLERS, SWANTJE: *Literarische Texte lesen lernen.* — München: Klett Edition Deutsch 1992.

EHLERS, SWANTJE: *Lesen als Verstehen. Zum Verstehen fremdsprachlicher literarischer Texte und zu ihrer Didaktik.* — München: Langenscheidt 1992.

EHLERS, SWANTJE: *Didaktisierungsvorschlag zu Christine Nöstlinger „Die Ilse ist weg".* — München: Goethe-Institut/Langenscheidt 1993.

EHLERS, SWANTJE: *Gegenrede.* — In: *Fremdsprache Deutsch.* München: Klett Verlag 1994/2 60.

FELD-KNAPP, ILONA: *Literarische Texte im Fremdsprachenunterricht am Gymnasium.* — In: *DUFU Deutschunterricht für Ungarn.* Budapest 1993/II. S. 18-21.

FELD-KNAPP, ILONA: *Spiel und Spaß in Visegrád. Projekttage mit Literatur im Anfangsunterricht. Ein Bericht aus Budapest.* — In: *Fremdsprache Deutsch.* München: Klett Verlag 1994/2, S. 57-60.

HOFFMANN, HELMUT: *Zur Integration von literarischen Texten in einem kommunikativen Sprachunterricht.* — In: EDELHOFF, CH. (Hrsg.): *Authentische Texte im Deutschunterricht.* München: Max Hueber Verlag 1985, S. 150-159.

HUNFELD, HANS: *Der Roman im Englischunterricht.* — In: FREESE, PETER - HERMES LIESEL (Hrsg:): *Der Roman im Englischunterricht der Sekundarstufe II. Theorie und Praxis.* Padeborn: Schöning 1981, S. 85-111.

HUNFELD, HANS: *Fremdsprachenunterricht als Verstehensunterricht.* — In: HUNFELD, HANS: *Literatur als Sprachlehre.* Berlin usw.: Langenscheidt 1990a, S. 9-17.

HUNFELD, HANS: *Das deutliche Gegenüber.* — In: HUNFELD, HANS: *Literatur als Sprachlehre.* Berlin usw.: Langenscheidt 1990b, S. 60-76.

HUNFELD, HANS: *Kriterien literarischer Wertung — aus der Perspektive des Didaktikers.* — In: HUNFELD, HANS: *Literatur als Sprachlehre.* Berlin usw.: Langenscheidt 1990c, S. 92-104.

HUNFELD, HANS: *Hermeneutischer Fremdsprachenunterricht.* Eine Skizze. — In: EICHHEIM, H. (Hrsg.): *Fremdsprachenunterricht-Verstehensunterricht.* Wege und Ziele. München: Goethe-Institut 1992. S. 11-25.

KAST, BERND: *Literatur im Anfängerunterrich.* — In: *Fremdsprache Deutsch.* München: Klett 1995/11, S. 4-13.

KAST, BERND: *Literarische Texte für Anfänger im kommunikativen Fremdsprachenunterricht.* — In: HEID, G.: (Hrsg.): *Literarische Texte im kommunikativen Fremdsprachenunterricht. Beiträge*

eines Werkstattgespräches des Goethe House New York vom September 1984. — München: Goethe-Institut 1985, S. 132-155.

KAST, BERND: *Jugendliteratur im kommunikativen Deutschunterricht.* — München: Langenscheidt 1985.

KRUMM, HANS-JÜRGEN: *Unterrichtsprojekte. Praktisches Lernen im Deutschunterricht.* — In: *Fremdsprache Deutsch.* München: Klett 1991, 4, S. 4-9.

KRUSCHE, DIETRICH: *Die Chance des fremdkulturellen Lesers. Konkrete Poesie im Anfangsunterricht und — danach?* — In: HEID, G.: (Hrsg.): *Literarische Texte im kommunikativen Fremd-sprachenunterricht. Beiträge eines Werkstattgespräches des Goethe House New York vom September 1984.* München: Goethe-Institut 1985.

KRUSCHE, DIETRICH: *Literatur und Fremde. Zur Hermeneutik kulturräumlicher Distanz.* — München: Judicium verlag 1985.

PIEPHO, HANS-EBERHARD: *Leseimpuls und Textaufgabe.*— In: *Fremdsprache Deutsch.* München: Klett Verlag 1990, 2, S. 4-10.

ROHRER, JOSEF: *Zur Rolle des Gedächtnisses beim Fremdsprachenlernen.* 2. Aufl. — Bochum: Kamp 1986.

SCHEWE, MANFRED: *Fremdsprache inszenieren. Zur Fundierung einer dramapädagogischen Lehr- und Lernpraxis.* — Zentrum für pädagogische Berufspraxis der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg. 1993.

SCHIER, JÜRGEN: *Schülerorientierung als Leitprinzip des fremdsprachlichen Literaturunterrichts.* — Frankfurt a. M. usw.: Peter Lang 1989.

WEISS, JUTTA: *Kreativer versus hermeneutisch orientierter fremdsprachlicher Literaturunterricht.* — In: EICHHEIM, HUBERT (Hrsg.): *Standpunkte zur Sprach- und Kulturvermittlung 1. Fremdsprachenunterricht — Verstehensunterricht. Wege und Ziele.* München: Goethe-Institut 1992, S. 121-144.

WERKSTATT

Gundula-Ulrike Fleischer (Klausenburg)

Übersetzungstheorien und -praxis im 16.-19. Jahrhundert

(Ein entwicklungsgeschichtlicher Abriß)

0. Vorbemerkungen

In dem unternommenen Versuch einer historischen Aufarbeitung der Übersetzertätigkeit und der theoretischen Auseinandersetzung während drei Jahrhunderten ging ich von der Annahme aus, daß diese innerhalb einer Geistesströmung trotz vieler Widersprüchlichkeiten doch etwas gemeinsam haben: die Verwurzelung im gleichen Zeitgeist. Deshalb gliederte ich meinen Beitrag in drei Kapitel, die den drei wichtigsten Geistesströmungen dieses Zeitraums entsprechen. Diese Arbeitsweise ermöglichte mir die Aufdeckung historischer Entwicklungslinien. Andererseits muß darauf hingewiesen werden, daß die angeführten Theorien keinesfalls absolute Norm bedeuten und ihre Auswirkungen auf die praktischen Übersetzungen der Zeit meist viel geringer waren, als jene der poetischen Normen auf ihre Originale. Wilhelm Graeber weist sogar auf „Diskrepanzen" hin, die zwischen den von den Übersetzern selbst verfochtenen Theorien und der Übersetzungspraxis bestehen.[1]

1. Der Klassizismus

Es muß vorausgeschickt werden, daß mit Klassizismus nicht die deutsche Klassik gemeint ist, sondern jene der Aufklärung vorausgehende europäische Geistesströmung, die in Frankreich am stärksten ausgeprägt war, jedoch weit über die französischen Grenzen hinaus wirkte. Das gut ausgeprägte Formgefühl, dem sich die Persönlichkeit des Dichters unterzuordnen hatte, spiegelt sich auch in den Übersetzungen wider, die unter ihrem Einfluß entstanden. Dies rechtfertigt die Bezeichnung jener bestimmten Art von Übertragungen im Rahmen ihrer Entwicklungsgeschichte als „klassizistische" Übersetzung, auf die Jirí Levýs Behauptung zutrifft:

> Die freie Übersetzung [...] führt die Substitution in den ganzen Bereich des Einzelnen ein: an die Stelle der nationalen und zeitlichen Besonderheit des Originals setzt sie die nationale und zeitliche Besonderheit des Gebiets, in das sie die Übersetzung verlegt, und führt deshalb im extremen Falle zu einer Lokalisierung und Aktualisierung.[2]

Diese Beschreibung paßt hauptsächlich auf die von Ende des 16. bis Ende des 18. Jahrhunderts in Frankreich gepflegten freien Übersetzungen, die unter

dem Namen „Belles Infidèles" zusammengefaßt werden. Den Begriff prägte der Philologe Ménage 1654 zur Kennzeichnung der Lukianübersetzung seines Freundes Perrot d'Ablancourt. Ausgehend von du Bellays in seiner *Deffense et illustration de la langue francoyse* formulierten Aufforderung zur Nachahmung der fremden Meisterwerke als Weg zur Entwicklung einer eigenen Nationalliteratur bildet sich die Tendenz der zielsprachlich orientierten Übersetzung heraus, so daß die Vertreter der „Belles Infidèles" in ihrem Bestreben, Werke fremder Kulturen französischen Lesern vertraut zu machen, es sich zumuten, das Original zu verbessern oder sogar zu übertreffen. So behauptet d'Ablancourt über seine oben genannte Übersetzung aus dem Jahre 1654 „cela n'est pas proprement de la traduction; mais cela vaut mieux que la traduction"[3] und Perrault, obgleich Sprecher der „Modernen" in der französischen „querelle des anciens et des modernes", hält d'Ablancourts Übertragungen sogar für besser als die Originale selbst.[4] Worauf solche Äußerungen basieren, läßt sich aus Antoine Godeaus 1630 entstandenem *Discourse sur Malherbe* verstehen. Malherbe war mit seiner Senecaübertragung der Autor der ersten „Belle Infidèle", da er sich laut seiner eigenen Angaben nach dem Geschmack des Hofes gerichtet hatte. In seiner ihm gewidmeten Schrift stellt Godeau fest, daß die besten Übersetzer schreiben, als seien sie vom Geiste jener angeregt, die sie übertragen.[5] Es wird eine Rechtfertigung metaphysischer Art für die freie Übersetzung gefunden, ähnlich wie im Falle der „inspirierten" Bibelübersetzung.

Der Hauptgrund für eine zwei Jahrhunderte anhaltende Übersetzungweise steht mit dem Nationalbewußtsein in Zusammenhang. Wir unterscheiden drei Etappen: die Spätrenaissance im ausgehenden 16. Jahrhundert mit dem aufkeimenden Nationalgefühl und dem Anliegen, durch Übersetzungen eine Literatursprache zu schaffen, die französische Klassik im 18. Jahrhundert als Höhepunkt der nationalen Kultur und die klassizistische Frühaufklärung des 18. Jahrhundert, die sich in Frankreich — zum Unterschied von Deutschland etwa — durch ein bereits gut ausgeprägtes nationales Selbstwertgefühl kennzeichnet.

Während sich die lateinischen und italienischen Texte aufgrund der ähnlichen rhetorischen und poetologischen Prinzipien leichter übersetzen ließen, warfen insbesondere die Übertragungen aus dem Spanischen im 17. Jahrhundert und jene aus dem Englischen im 18. Jahrhundert Probleme auf. In seinem Aufsatz *Blüte und Niedergang der „Belles Infidèles"* veranschaulicht Jürgen von Stackelberg, wie die Übersetzer des spanischen Schelmenromans von den gleichen Grundsätzen ausgingen wie jene der Romane Richardsons und Fieldings, indem er ihre verblüffend ähnlichen Aussagen gegenüberstellt.[6]

Die Vertreter der „Belles Infidèles" — Malherbes, d'Ablancourt, Chapelain, La Geneste, La Place, Prévost, der junge Le Tourneur, Du Resnel, Colardeau, La Motte, Delille, Mme Riccoboni usw. — waren alle bestrebt, den Forderungen des „bon goût" und jener der „clarté française" Genüge zu

tun und leisteten sich dabei vorbehaltlos größte Freiheiten, wie zum Beispiel Chapelain, der Übersetzer des spanischen Schelmenromans *Guzman de Alfarache*, bekennt: „J'ai transposé, rétabli, retranché, ajouté, uni, séparé, renforcé, affaibli le discours, changé les métaphores et les phrases."[7] Sogar vor Veränderungen der Romanhandlung schrecken sie nicht zurück, wie das in der französischen Übertragung des spanischen Pícaro-Romans *Buscón* durch La Geneste der Fall ist. Wodurch sich die früheren „Belles Infidèles" von den späteren unterscheiden, ist die Tatsache, daß die ersteren meist Zusätze und Erklärungen enthalten, letztere hingegen zu einer Straffung der Handlung neigen und zum Ausschluß jener Stellen, die mit dem „guten Geschmack" der Kulturnation Europas unvereinbar waren, wie etwa die sogenannten „mots bas". Die Abwendung von der wörtlichen Übersetzung hatte auch eine Erweiterung der Übersetzungseinheit zur Folge, eine Ansicht, die d'Ablancourt 1640 äußert: „Je ne traduis pas un passage, mais un livre, de qui toutes les parties doivent estre unies ensemble, et comme fondues en un mesme corps."[8]

Trotz ihres nationalen Hintergrunds war und blieb die klassizistische Übersetzungsweise keine rein französische Bewegung. Besonders bei den als unklassisch geltenden Engländern fiel sie auf fruchtbaren Boden, was sowohl die Übersetzungen selbst, als auch die theoretischen Äußerungen jener Zeit beweisen.

So schreibt A.F.Tytler 1790 in seinem *Essay on the Principles of Translation* ganz im Geiste der klassizistisch-freien Übersetzungstheorie:

> [A good translation is] that, in which the merit of the original work is so completely transfused into another language, as to be as distinctly apprehended, and as strongly felt, by a native of the country to which that language belongs, as it is by those who speak the language of the original work.[9]

Auch der Homerübersetzer des frühen 17. Jahrhunderts, George Chapman distanziert sich von der wörtlichen Übersetzung, unterstreicht jedoch die Forderung nach „necessary nearness of the translation to the example", womit er den „Geist" der Dichtung meint und die er sich als „ample transmigration" vorstellt.[10] Noch offensichtlicher bekennt sich der Earl of Roscommon in seinem 1684 erschienen *Essay on Translated Verse* zu der freien Übertragung, indem er sich auf ein „sympathetic bond" zwischen Autor und Übersetzer beruft, so daß schließlich dieser dazu neigt, sich mit dem Schriftsteller zu identifizieren („no longer his interpreter, but he").[11] Aber auch Alexander Pope, John Dryden, Richard Sherburne, John Denham, Richard Fanshawe übersetzen in der von den Anhängern der „Belles Infidèles" propagierten Manier.

Die Einflußnahme der französischen klassizistischen Übersetzungsprinzipien auf die deutsche Übersetzungstheorie und -praxis wird im folgenden Kapitel entsprechend gewürdigt werden. Wenn man in Betracht zieht, daß die „Belles Infidèles" zwei Jahrhunderte lang in Frankreich die Übersetzerszene beherrschten und sich als Orientierung auch in anderen Ländern ausbreiteten,

so kann man mit Recht von einer ersten epochemachenden Übersetzungstechnik sprechen, die durch Einheitlichkeit und Prägnanz alle früheren Auffassungen übertrifft. So kommt es, daß ihre Überwindung nur spät und zögernd vor sich ging. Zunächst verdienen die als „Replik" gedachten treuen Übersetzungen Beachtung, die von den gleichen Werken angefertigt waren, von denen bereits eine „Belle Infidèle" vorlag. Solche Übersetzungen, die in polemischer Absicht entstanden, gibt es von Chateaubriand, dem älteren Le Tourneur, Puisieux, De Fontanes, Dom Derienne u.a. Aber auch theoretische Stellungnahmen gegen die so verbreiteten „Schönen Ungetreuen" konnten nicht ausbleiben. Bereits 1661 fordert der Bischof von Avranches Daniel Huet in seiner Schrift *De optimo genere interpretandi* Treue gegenüber dem Originaltext. Dem schließt sich auch der nach Frankreich emigrierte deutsche Gelehrte Ezechiel Spanheim an, wenn er 1683 schreibt: „Tout bon traducteur doit avoir pour but de faire voir son auteur tel qu'il est et non tel qu'il doit être; de le mettre en son jour, mais non de le farder et de le travestir sous prétexte de la vouloir rendre plus agréable ou plus intelligible.„[12] Jedoch konnten sie keine Änderung der Übersetzeroptik bewirken. Der erste französische Übersetzer, dem die Treue mehr zählt als die Schönheit seiner Übertragung, ist Chateaubriand. In dem Vorwort seiner Übersetzung von Miltons *Paradise lost* aus dem Jahre 1834 bekennt er sich dazu:

> Des temps d'Ablancourt les traductions s'appelaient de 'belles infidèles'; depuis ce temps-là on a vu beaucoup d'infidèles qui n'étaient pas toujours belles: on en viendra peut-être à trouver que la fidélité, même quand la beauté lui manque, a son prix.[13]

Besonders interessant ist jedoch das Phänomen der Umkehrung der klassischen „Belles Infidèles" in ihr Gegenteil. Statt der freien einbürgernden Übertragungen, entstehen gegen Ende des 18. Jahrhundert freie verfremdende, die sich dadurch der literarischen Mode der Zeit anpassen und vor allem auf Publikumserfolg aus sind. Sie stammen von Übersetzern wie die Mme Riccoboni, Desfontaines u.a., die englische Romane so übersetzen, daß sie sich zum Studium des damaligen französischen Klischee-Bilds von England eignen. Daß eine solche Übertragungsweise Garantie für eine hohe Verkaufsziffer war, beweist die Tatsache, daß in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhundert sogar Originalwerke als Übersetzungen aus dem englischen ausgegeben wurden, weil damals in Frankreich eine wahre Anglomanie herrschte.[14]

2. Die Aufklärung

Luther hatte durch seine Bibelübersetzung nicht nur die Grundlagen einer allgemeingültigen deutschen Sprache gelegt, sondern sie galt lange Zeit als Vorbild für eine gute Übersetzung in Deutschland, da es die größte vorhandene Leistung auf diesem Gebiet war. Davon zeugt auch das begeisterte Lob, das der auf die Bereicherung der deutschen Sprache bedachte Leibniz Luthers Meisterwerk schenkt: „Ich kann auch nicht glauben, daß es möglich

sei, die Heilige Schrift in anderen Sprachen zierlicher zu dolmetschen als wir sie in deutsch haben."[15] Das hindert Leibniz jedoch nicht, die wörtliche Übersetzung zu empfehlen, da diese zur Spracherneuerung besonders ergiebig sei, wodurch er eine für die Frühaufklärung typische Position einnimmt. Diesen Standpunkt vertritt Breitinger in einer der wichtigsten Schriften der deutschen Aufklärung zum Problem des Übersetzens:

> Von einem Übersetzer wird erfordert, daß er eben dieselben Begriffe und Gedanken, die er in einem trefflichen Muster vor sich findet, in eben solcher Ordnung, Verbindung, Zusammenhange, und mit gleich so starkem Nachdrucke, mit andern gleichgültigen bei einem Volke angenommenen, gebräuchlichen und bekannten Zeichen ausdrücke, so daß die Vorstellung der Gedanken unter beiderlei Zeichen einen gleichen Eindruck auf das Gemüte des Lesers mache. Die Übersetzung ist ein Konterfei, das desto mehr Lob verdient, je ähnlicher es ist. Darum muß ein Übersetzer sich selber das harte Gesetz vorschreiben, daß er niemals die Freiheit nehmen wolle, von der Grundschrift, weder in Ansehung der Gedanken noch in Form und Art derselben, abzuweichen.[16]

Nach den allzu freien Barock-Übertragungen, die sich auf die Einstellung Luthers beriefen, ist es ein großes Verdienst Breitingers, erneut eine originaltreue Übersetzung zu fordern. Zu beanstanden ist jedoch die dem aufklärerischen Vernunftdenken entsprechende Überzeugung, daß das Wort ein bloßes Zeichen für einen Begriff und infolgedessen das Übersetzen ein nahezu mechanisch durchführbarer Prozeß sei.

Die Leipziger Gruppierung um Gottsched, die in heftiger Polemik zu den Schweizer Kunsttheoretikern Bodmer und Breitinger stand, war auch hinsichtlich der Übersetzungen anderer Meinung und unterließ es nicht, auf die Unhaltbarkeit von Breitingers Forderung hinzuweisen.[17] Ihr eigenes „Übersetzungsprogramm" veröffentlichen die Mitglieder der „deutschen Gesellschaft" in den *Beyträgen zur Critischen Historie der Deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit* (*Von den Deutschen Übersetzungen der meisten alten lateinischen Scribenten*, *Abhandlung von einigen alten deutschen Uebersetzungen der heiligen Schrift*, *Das Bild des geschickten Uebersetzers* usw.) Bruckers Behauptung in dem zweitgenannten Aufsatz kann stellvertretend für die frühe Orientierung der ganzen Gruppierung stehen:

> Ein geschickter und vernünftiger Uebersetzer thut seiner Sprache, in welche er übersetzen will, zwar keine Gewalt an; aber er weis doch die Schönheiten des Originals, die Zierlichkeit der Ausdrückungen, die geschickte Abwechslung und Ordnung der Gedanken, und was er sonst schönes antrifft, in seiner Sprache also auszudrücken, daß er dem Originale, wo nicht gänzlich gleich, doch gar ähnlich wird. Damit lehrt er seine Sprache fremde Gedanken reden, und durch eine glückselige Verwegenheit, fremde Seltenheiten seinen Landsleuten bekannt und geläufig zu machen.[18]

Interessanterweise liegt sowohl Breitinger als auch seinen literarischen Gegnern hauptsächlich die Entwicklung der Sprache am Herzen, so daß die

Übersetzung nicht vordergründig, sondern nur als Mittel zum Zweck behandelt wird.

Allerdings lassen die Forderungen aus den *Beyträgen* verschiedene Varianten der Übersetzung zu, die von den Vertretern gepflegt oder empfohlen werden. Im obengenannten Aufsatz *Das Bild des geschickten Uebersetzers* unterscheidet Georg Venzky folgende Arten von Übertragungen: die „natürlichsten" („die geringsten und schlechtesten", gemeint sind die Interlinearversionen), die „freyen" (sinngemäßen), die „vermehrten" (Zusätze enthaltenden), ihr Gegenstück, die „verstümmelten" (mit Auslassungen) und die „vollständigsten". Die letzte Art ist seiner Ansicht nach die erstrebenswerte, da in ihr die Kommentare in die Übersetzung integriert sind: „So übertrifft sie das Original selbst, und kann so viel Nutzen schaffen, als eine weitläufige Umschreibung oder ausführliche Erklärung."[19]

Die kommentierenden Übersetzungen widerspiegeln wohl noch am besten das aufklärerische Anliegen, auf die Leserschaft belehrend zu wirken. Aber von den Vertretern der publikumsorientierten Übersetzung wird diese noch für ganz andere Zwecke genutzt, wovon die Rezension einer *Aeneas*-Übersetzung von Theodor Ludwig Lau zeugt:

> Diese Freyheit, meynet er, müsse man gedachten [...] großen Scribenten zu gute halten, da sie zugleich im Sinne gehabt hätten, neben der vorhandenen Geschichte oder Fabel den Zustand ihrer Zeiten [...] auf eine angenehme, aber etwas verdeckte Art, mit abzuschildern.[20]

Auf poetische Ansprüche wird dabei zugunsten des inhaltlichen Aussagewerts verzichtet. Den freien Umgang mit dem Original legitimiert C. Denina 1783 in seiner *Bibliopoeie*, indem er empfiehlt,

> daß ein Übersetzer, der gelesen werden will, vielmehr das ungebundene und freye Wesen der Franzosen, als die Furchtsamkeit, und schwerfällige Pünktlichkeit der meisten Italiener nachahmte. Man möchte sagen, jene übersetzen, um gelesen zu werden, und diese, um das Original verständlich zu machen; und gleichwohl ist uns das Original nöthig um die Übersetzung zu verstehen.[21]

Allerdings ist nicht er, sondern L. Adelgunde Gottsched die erste, die „freie" mit „französischer" Übersetzung gleichsetzt, und zwar in dem Vorwort ihrer Übertragung von Popes *The Rape of the Lock*. Gemeint ist die im vorigen Kapitel dargestellte, im Frankreich des 16.-18. Jahrhunderts gepflegte Art von Übersetzungen, die sich durch große Freiheit charakterisiert und in die Geschichte der Übersetzung als „Belles Infidèles" eingegangen sind. Dank seiner überlegenen kulturellen Entwicklung übte Frankreich auf das weit rückständigere Deutschland auch diesbezüglich seinen Einfluß aus. Die Gegenreaktion konnte jedoch nicht ausbleiben. Wie Andreas Poltermann in seinem Essay *Die Erfindung des Originals* zeigt, führt die zunehmende Differenzierung der Leserschichten zu einer erneuten Hinwendung zum Original,[22] denn „man kann es daher keinem Übersetzer zumuthen, daß er, um den

Geschmack einiger wenigen ein Genüge zu thun, sein Original mit Fleiß verstümmeln solle".[23]

Wenn die Auffassungen der Herausgeber der *Beyträge* auch vielfältig sind, so läßt sich doch eine Entwicklung erkennen, die erst die Aufstellung von komplexeren und originellen Theorien ermöglicht. Lessing setzt sich zwar nicht theoretisch mit dem Übersetzungsvorgang auseinander, aber aus seinen Stellungsnahmen in Rezensionen von Übersetzungen geht hervor, daß er hauptsächlich auf die inhaltliche Übereinstimmung mit dem Original Wert legt und in manchen Fällen auch auf die Form.[24] Einen bedeutenden Schritt weiter geht Klopstock mit einer Forderung, welche über das rationalistisch-mechanische Verständnis der Übersetzung hinauswächst: „Treu dem **Geiste** des Originals: was man in Ansehung des Buchstaben von ihr fordern kann, wird allein durch die Ähnlichkeit der Sprachen bestimmt."[25] Damit deckt er die Grenzen der wörtlichen Übertragung auf. Sein besonderes Verdienst liegt jedoch in der Tatsache, daß er außer richtigem Verstehen des Originaltexts vom Übersetzer Talent zur entsprechenden Wiedergabe erwartet, ein Aspekt, der bis dahin vernachlässigt wurde. Was die Finalität der Übersetzung angeht, bleibt er jedoch ein Kind seiner Zeit: auch für ihn bleiben Übertragungen letztendlich Mittel zur Weiterentwicklung der Sprache.

Eine große Bedeutung kommt Klopstock auch als Wegbereiter für Herders Übersetzungsauffassung zu, die direkt an jene Klopstocks anknüpft und einen ersten Höhepunkt der deutschen Übersetzungstheorien konstituiert.[26] Sie steht in engem Zusammenhang mit seiner Theorie von der literarischen Sprache als bloßem Träger des Geistes eines Werks und dem „Ton" als die Einheit des Werks sichernde Wirkung:

> Jedes Kunstwerk hat seinen Ton, seine festgehaltene Melodie, in der nichts verschreien, nichts verstummen muß; eine wachsende oder abnehmende Empfindung stimmt diese Modulation bis Ende. So ists mit der Arbeit eines jeden Dichters, Schriftstellers oder Künstlers: er haucht! dem Werk seinen Genius ein, daß es einen Ton tönet![27]

Deshalb müsse man „mehr im Geiste des Urhebers, als im Buch lesen"[28] und könne nur durch Einfühlen zum wahren Werkverständnis gelangen. Eine ähnliche Annäherung empfiehlt er auch dem Übersetzer, denn bloß sie ermöglicht ein tonbewahrendes Übersetzen. Aus dem Bewußtsein der engen Verbindung von Gehalt und Form im wahren Kunstwerk, gelangt Herder zunächst zur Schlußfolgerung, daß Literatur von Rang unübersetzbar sei. Da der Ton aber erst beim verstehenden Lesen in der zweiten Sukzession erzeugt wird, demnach Teil der Rezeption und nicht des Werks selber ist, wird die literarische Übersetzung doch möglich. Die tonbewahrende Übersetzung soll eine am Übersetzer orientierte Wirkungsgleichheit gewährleisten und dieser hohen Anforderung ist nach Herder nur ein dem Autor des Originals ebenbürtiger schöpferischer Übersetzer gewachsen. Wegen der geringen Wahrscheinlichkeit der Auffindung eines solchen — für die Meisterwerke der Antike beispiels-

weise — akzeptiert Herder schließlich als Kompromißlösung die künstlerisch-philologische Übersetzung. Diese soll durch Bewahrung von Inhalt und Form künstlerischen und durch Anmerkungen und Erläuterungen „in hohem kritischen Geist" philologischen Ansprüchen gerecht werden.

Damit überwindet Herder endgültig auf literarischem Gebiet die frühe aufklärerische Praxis der Übersetzung pragmatischer Kontexte.[29] Auch wenn es Herder als Übersetzer selbst nicht gelingt, seine Forderungen in die Tat umzusetzen, so begründet er durch seine Konzeption eine Orientierung, deren Vertreter zu den bedeutendsten Übersetzern antiker Literatur ins Deutsche gehören.[30] Um bloß einige Namen zu nennen: Bodmer, Stolberg, Voß, Hölderlin, aber auch August Wilhelm Schlegel und Schleiermacher, der das Gedankengut zur literarischen Übertragung weiterentwickelt.

3. Die Romantik

Wenn die klassizistische Übersetzung in Frankreich entstand und ihren Höhepunkt erlebte, so ist die Übertragung romantischen Typs in Deutschland beheimatet, wie auch die literarische Bewegung, aus der sie hervorgeht. Sie überlebt jedoch die literarische Romantik und entspricht letztendlich einer der beiden Grundhaltungen translatorischen Handelns überhaupt, indem sie eine Alternative zur klassizistischen Übersetzung bietet.

August Wilhelm Schlegel behauptet sebstbewußt in einem im *Athenaeum* erschienen Aufsatz sogar: „Ich glaube man ist auf dem Wege, die wahre poetische Übersetzungskunst zu erfinden; dieser Ruhm war den Deutschen vorbehalten",[31] wodurch er früheren Leistungen ihr Verdienst abspricht, oder aber die Verschiedenartigkeit der romantischen Übersetzung unterstreicht. Daß Schlegel keinen übertriebenen Nationalstolz an den Tag legt, wenn er die neue „Übersetzungskunst" den Deutschen zuschreibt, beweist die Tatsache, daß die Originaltreue — um mit Jürgen von Stackelberg zu sprechen — „immer schon eine typisch-deutsche Übersetzungsforderung war".[32] Fernerhin ist ihre Entstehung unauflöslich auch mit Auffassungen von großen Persönlichkeiten der deutschen Geistesgeschichte verknüpft, die man normalerweise nicht zur Romantik zählt, deren Beitrag auf diesem Gebiet aber nicht von jenem der eigentlichen Romantiker abgegrenzt werden kann.

Das besondere Interesse für die Übersetzungen im Deutschland jener Zeit ist in Goethes Auffassung von der Weltliteratur, sowie in der romantischen von der „progressiven Universalpoesie" verankert, wie sie Friedrich Schlegel in seinem berühmten 116. *Athenaeum*-Fragment formuliert. Das heißt ein Deuten der Literatur als Übersetzen im weitesten Sinn und so ist auch Clemens Brentanos Äußerung im *Godwi*-Roman zu verstehen: „Romantik ist übersetzen."[33] Die Einstellung des „romantischen" Übersetzers dem Original gegenüber, seine Bemühungen, eine möglichst treue Wiedergabe des Kunstwerks als solches zu erzielen, geht hingegen auf die Wertschätzung des

Künstlers als Schöpfer von Welten zurück, wie wir sie in Deutschland erstmalig zur Zeit der Romantik antreffen. Daß dies auch Achtung vor dem Ergebnis des künstlerischen Schaffensakts impliziert, liegt auf der Hand. Daraus läßt sich auch eine mögliche Erklärung für das Fortdauern der originalgetreuen Übersetzung bis zum Ende des 19. Jahrhunderts als vorherrschende Orientierung in Deutschland finden. Während dieses Zeitraums wird dem Schriftsteller auch im Rahmen literaturwissenschaftlicher Forschungen eine grundlegende Bedeutung beigemessen, was zur Entstehung von biographiebetonten Literaturgeschichten führte, wie zum Beispiel Rudolf Hayms 1870 erschienenes Buch *Die romantische Schule. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Geistes*. Das rechtfertigte auch weiterhin den Kult des schöpferischen Menschen und — auf dem Gebiet der Übersetzungen — die ausgangstextorientierte Einstellung. Auch knüpfen die Übersetzungen dieser Zeit an die von Klopstock und Herder begründete Tradition der künstlerisch-philologischen Übertragung, indem sie sich Gedanken- und Formtreue zum Ziel setzen. Andererseits fallen in diese Periode auch die ersten tiefgehenderen theoretischen Auseinandersetzungen mit dem Übersetzungsvorgang, die der Praxis entspringen und schließlich dort ihren Niederschlag finden. Diesbezüglich können zwei wesentliche Ansätze nachvollzogen werden: der Versuch, die Übersetzerhaltungen zu systematisieren und einzuschätzen, und die Erforschung der Sprache als Mittel des Ausdrucks und der Wiedergabe.

Außer den im Kapitel zu den beiden Grundeinstellungen erwähnten recht schematischen Unterscheidungen zwischen eindeutschender und verfremdender Übersetzung, wie Goethe und Schleiermacher sie vornahmen, sind vor allem zwei Systematisierungsversuche von großer Wichtigkeit zum Verständnis der damaligen Übersetzungstendenz. Der erste, von philosophisch-spekulativer Natur, stammt von Novalis, der in einem 1798 im *Athenaeum* erschienenen *Blütenstaub*-Fragment folgende Gliederung vorschlägt:

> Eine Übersetzung ist entweder grammatisch, oder verändernd, oder mythisch. Mythische Übersetzungen sind Übersetzungen im höchsten Stil. [...] Sie geben uns nicht das Kunstwerk, sondern das Ideal desselben. [...] Die griechische Mythologie ist zum Teil eine solche Übersetzung einer Nationalreligion. Auch die moderne Madonna ist ein solcher Mythus. Grammatische Übersetzungen sind die Übersetzungen im gewöhnlichen Sinn. Sie erfordern viel Gelehrsamkeit, aber nur diskursive Fähigkeiten. Zu den verändernden Übersetzungen gehört, wenn sie echt sein sollen, der höchste poetische Geist. [...] Der wahre Übersetzer dieser Art muß in der Tat der Künstler selbst sein, und die Idee des ganzen beliebig so oder so geben können. Er muß der Dichter des Dichters sein und ihn also nach seiner und des Dichters eigener Idee zugleich reden lassen können.[34]

Was auffällt, ist die geringe Aufmerksamkeit, die er der „grammatischen" Übersetzung beimißt, verglichen mit den lobenden Ausführungen zu der „verändernden". Unter dem ersten Begriff faßt er die Bemühungen des 18. Jahrhunderts zusammen, einschließlich jene August Wilhelm Schlegels, der

im Vorwort zu seinen Danteübersetzungen sein übersetzerisches Credo formuliert, wie folgt:

> Je mehr hingegen der Charakter des Werkes mit dem seines Schöpfers identisch, je mehr jenes nur ein unwillkürlicher Abdruck seines Innern selbst ist, desto mehr wird es Pflicht, auch fehlerhafte Eigentümlichkeiten, den Eigensinn der Natur und die Verwahrlosungen oder falschen Richtungen der Bildung treu in die Kopie zu übertragen; sie sind psychologisch und moralisch wichtig und oft mit den edelsten Eigenschaften aufs innigste verwebt. Das Kunstwerk wollen wir gern vollkommen; den Menschen, wie er ist.[35]

Danach zu urteilen, stehen die Auffassungen der beiden Vertreter der Jenaer Romantik gegeneinander. Der Gegensatz wird zumindest abgeschwächt, wenn auch nicht aufgehoben, wenn man Schlegels rechtfertigende Worte zu seiner Shakespeareübersetzung berücksichtigt: „Denn die Aufgabe des poetischen Übersetzers ist [...] die ins Unendliche hin nur durch Annäherung gelöst werden kann, weil er mit ganz verschiedenen Werkzeugen dasselbe ausrichten soll.[36] Schlegels „Annäherung" setzt ebenfalls Veränderung voraus, aber er legt mehr Wert auf eine treue philologische Übersetzungsweise als der zum spekulativen Denken und Deuten geneigte Novalis. Ein zweiter Systematisierungsvorschlag, diesmal aus historischer Perspektive, stammt von Goethe:

> Es gibt dreierlei Arten Übersetzung. Die erste macht uns in unserem eigenen Sinne mit dem Auslande bekannt; eine schlicht-prosaische ist hiezu die beste. [...] Eine zweite Epoche folgt hierauf, wo man sich in die Zustände des Auslandes zwar zu versetzen, aber eigentlich nur fremden Sinn sich anzueignen und mit eignem Sinne wieder darzustellen bemüht ist. Solche Zeit möchte ich mit reinstem Wortverstand die **parodistische** nennen. [...] Weil man aber weder im Vollkommenen noch Unvollkommenen lange verharren kann, sondern eine Umwandlung nach der andern immerhin erfolgen muß, so erlebten wir den dritten Zeitraum, welcher der höchste und letzte zu nennen ist, derjenige nämlich, wo man die Übersetzung dem Original identisch machen möchte, so daß eins nicht anstatt des andern, sondern an der Stelle des andern gelten soll. Diese Art erlitt anfangs den größten Widerstand; denn der Übersetzer, der sich fest an sein Original anschließt, gibt mehr oder weniger die Originalität seiner Nation auf, und so entsteht ein Drittes, wozu der Geschmack der Menge sich erst heranbilden muß.[37]

Für die erste Art der Übertragung steht Luthers Bibelübersetzung, für die zweite die von Wieland oder den Franzosen gepflegte, freie Übersetzung, für die dritte hingegen Voß und die treuen Übersetzer Ariosts, Tassos, Shakespeares und Calderons, die Goethe durch seine Hierarchisierung zu weiteren treuen Übertragungen aus der Weltliteratur ermutigt. Aber neben diesen systematischen Auseinandersetzungen sind die Beschäftigungen mit der Sprache für die Herausbildung und wissenschaftliche Untermauerung der neuen Übersetzerposition entscheidend. Bei seiner doppelten Annäherung an die Sprache — als Übersetzer von Aeschylos' *Agamemnon* und als Sprachphilosoph in den Schriften *Über das vergleichende Sprachstudium* und *Über die*

Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues — stellt Wilhelm von Humboldt ihre zwei Hypostasen als festes Gebilde (Ergon) und als geistiger Akt (Energeia) fest. Während die erstere letztendlich zur Schlußfolgerung der Unübersetzbarkeit leitet, denn „Die Sprache ist gleichsam die äußerliche Erscheinung des Geistes der Völker; ihre Sprache ist ihr Geist und ihr Geist ihre Sprache, man kann sich beide nicht identisch genug denken,„[38] und die Muttersprache unser Denken prägt, gewährleistet die letztere die „Biegsamkeit der Begriffe und Zeichen,"[39] die für eine Übersetzung unerläßlich ist.

Schleiermacher baut in seinem für die romantische Übersetzungstheorie grundlegenden Beitrag *Über die verschiedenen Methoden des Übersetzens* auf Humboldts sprachliches Konzept, wenn er feststellt:

> Daher nun will jede freie und höhere Rede auf zwiefache Weise gefaßt sein, teils aus dem Geiste der Sprache, aus deren Elementen sie zusammengesetzt ist, als eine durch diesen Geist gebundene und bedingte, aus ihm in dem Redenden lebendig erzeugte Darstellung; sie will auf der andern Seite gefaßt sein aus dem Gemüt des Redenden als eine Tat, als nur aus seinem Wesen gerade so hervorgegangen und erklärbar.[40]

Aus diesem Widerspruch erwachsen die beiden traditionellen Übersetzungsarten, die Schleiermacher als Paraphrase und Nachbildung bezeichnet. Er definiert diese beiden Grundpositionen: „der Paraphrast verfährt mit den Elementen beider Sprachen, als ob sie mathematische Zeichen wären," beziehungsweise, daß

> die Nachbildung dagegen [...] sich unter der Irrationalität der Sprachen [beugt]; sie gesteht, man könne von einem Kunstwerk der Rede kein Abbild in einer anderen Sprache hervorbringen, das in seinen einzelnen Teilen den einzelnen Teilen des Urbildes genau entspräche,[41]

womit er als erster auf ihre hermeneutische Natur hinweist, die sich negativ auf die Übersetzungsleistung auswirkt, und empfiehlt als Alternative eine Übertragung, die — soweit es die Zielsprache nur erlaubt — dem Original treu bleibt: „Ein unerläßliches Erfordernis dieser Methode des Übersetzens ist eine Haltung der Sprache, die nicht nur alltäglich ist, sondern auch ahnden läßt, daß sie nicht ganz frei gewachsen, vielmehr zu einer fremden Ähnlichkeit hinübergebogen ist."[42] Dieser Forderung entsprechen die Übersetzungen von August Wilhelm Schlegel, Ludwig Tieck, Zacharias Werner, Wilhelm von Humboldt, Schopenhauer und nicht zuletzt jene von Schleiermacher selbst.

Aber auch weitere Bereicherungen erfährt die Übertragungstechnik in dieser Epoche. Dazu gehören die Bemühungen insbesondere August Wilhelm Schlegels, Formelemente fremder Poesie so treu wie möglich ins Deutsche zu übertragen, wobei er hinsichtlich der Metrik in der deutschen Literatur unbekannte Formen einführt. Dem liegt das Wissen um die Wichtigkeit formeller Elemente neben dem Wortmaterial der Dichtung zugrunde, wie es seine Übertragungsweise veranschaulicht, die „sich nicht unbedingt Wort für Wort, sondern Sprechtakt für Sprechtakt, Satzform für Satzform sowie Stil-

figur für Stilfigur [...] neben diesen stilistischen Einheiten, Vers für Vers"[43] vornimmt. Auch Schopenhauer, der Übersetzer von Gracíans *Oraculo manual, y arte prudencia*, intuiert die Komplexität der Übersetzung in seinen sporadischen Überlegungen, ohne aber sich explizit mit anderen Ebenen als mit der wörtlich-begrifflichen zu befassen: „Fast nie kann man irgend eine charakteristische, prägnante, bedeutsame Periode aus einer Sprache in die andere übertragen, daß sie genau und vollkommen dieselbe Wirkung täte."[44] Den Grund dafür sieht er in der Tatsache, daß die Wörter und Begriffe verschiedener Sprachen sich wie Kreise zueinander verhalten, deren Mittelpunkte derart gegeneinander verschoben sind, daß ihre Flächen sich zum Großteil nicht decken können.

Am besten jedoch erfaßt Wilhelm von Humboldt die Problematik des Übersetzens, wenn er sich gesondert mit den drei Schichten des Textes auseinandersetzt — der Wortschicht, der syntaktisch-grammatischen Periodenschicht und der metrisch-numerischen Klangschicht —, und die Anpassungsfähigkeit der deutschen Sprache diesbezüglich analysiert.[45] All diese Beiträge weisen auf eine feinsinnigere Auseinandersetzung mit der literarischen Übertragung hin, auf ein Streben nach dem goldenen Mittelweg, wie man es so ausgeprägt in der Übersetzungsgeschichte bisher nicht antreffen kann. Zu Übertreibungen kam es allerdings auch in dieser Epoche, wie Jaromira Rakusan feststellt: „The 'literal' translators of romanticism adhered to the unique to such an extent that they often violated the rules of the target language structure by imitating even the syntax of the original."[46]

Die Konsequenzen der allzu treuen „romantischen" Übersetzungen erkennt schon der Sprachforscher Jacob Grimm in seiner Rede *Über das Pedantische in der deutschen Sprache*:

> Während also die freieren Übersetzungen bloß den Gedanken erreichen wollen und die Schönheit des Gewandes daran geben, mühen sich die strengen das Gewand nachzuweben pedantisch ab und bleiben hinter dem Urtext stehen, dessen Form und Inhalt ungesucht zusammenstimmen.[47]

Auf eine weitere Gefahr der sklavisch-treuen Übersetzung weist Wilhelm von Humboldt hin, indem er damit innerhalb seiner Wertungskriterien für Übersetzungen auch dem Ungenügen des Übersetzers Rechenschaft trägt: „Solange nicht die Fremdheit, sondern das Fremde gefühlt wird, hat die Übersetzung ihre höchsten Zwecke erreicht; wo aber die Fremdheit an sich erscheint, und vielleicht gar das Fremde verdunkelt, da verrät der Übersetzer, daß er seinem Original nicht gewachsen ist."[48] Damit schneidet Humboldt ein aus der Perspektive des kulturellen Transfers grundlegendes Problem an, jenes der Alterität und Alienität, das bis in die Gegenwart nichts an Aktualität eingebüßt hat.

Anmerkungen

1. Graeber, Wilhelm: *Eklektisches Übersetzen II*. Georg Christian Wolfs „Mährgen von der Tonne" zwischen Swifts englischem Original und van Effens französischer Übersetzung. — In: Schultze, Brigitte (Hrsg.), *Die literarische Übersetzung*. Fallstudien zu ihrer Kulturgeschichte. Berlin: Erich Schmidt 1987. S. 80.
2. Levý, Jirí: *Die literarische Übersetzung*. Theorie einer Kunstgattung. — Frankfurt a. M. - Bonn: 1969. S. 86.
3. D'Ablancourt, Nicolas Perrot: *Lettres et préfaces critiques*. Zuber, H. (Hrsg.). — Paris: Didier 1972. S. 186.
4. Stackelberg, Jürgen von: *Blüte und Niedergang der „Belles Infidèles"*. — In: Kittel, Harald (Hrsg.), *Die literarische Übersetzung*. Stand und Perspektiven ihrer Erforschung. Berlin: Erich Schmidt 1988. S. 16.
5. Zuber, Roger: *Les 'Belles Infidèles' et la formation du goût classique*. Perrot d'Ablancourt et Guez de Balzac. — Paris: Collin 1968. S. 119.
6. Stackelberg, Jürgen von: a.a.O. S. 16-29.
7. nach Cioranescu, Alexandre: *Le masque et le visage*. — Genf: Libraire Droz 1983. S. 495
8. D'Ablancourt, Nicolas Perrot: a.a.O. S. 120-121.
9. Broeck, Raymond Van Den: *From translation to transformation: how theory follows practice*. — In: Nekeman, Paul (Hrsg.), *Translation, our future*. Maastricht, Euroterm 1988. S. 135.
10. Spingarn, J. E.: *Critical Essays of the Seventeenth Century*. Bd. I. — Oxford: Clarendon 1908. S. 74-81.
11 Steiner, T. R.: *English Translation Theory 1650-1800*. — Assen: Van Gorcum 1975. S. 77
12 Ladborough, R. -W.: *Translation from the Ancients in Seventeen-Century France*. — In: *Journal of the Warburg Institute*. 1938. Bd. II. S. 92.
13. Milton, John: *Le Paradis Perdu*. Übers. François René Chateaubriand. — Paris. S. XIX.
14. Graeber, Wilhelm: *Wandel in der kulturellen Fremderfahrung*. — In: LÖNKER, FRED (Hrsg.), *Die literarische Übersetzung als Medium der Fremderfahrung*. Berlin, Erich Schmidt 1992. S. 71-86.
15. Leibniz, Gottfried Wilhelm: *Ermahnung an die Teutsche, ihren verstand und sprache besser zu üben, samt beygefügten vorschlag einer Teutsch Gesinten Gesellschaft*. — In: *Wissenschaftliche Beihefte zur Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins*. Berlin 1907 (= Bd. XXIX.) S. 292.
16. Breitinger, Johann Jakob: *Critische Dichtkunst*. — Zürich 1740. S. 139.
17. Lerche, M.: *Gericht, welches über die Bodmersche Stelle aus Virgil Aeneis geheget worden*. — In: *Beyträge zur Critischen Historie der Deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit*. Leipzig 1744. S. 628
18. Brucker: *Abhandlung von einigen alten deutschen Uebersetzungen der heiligen Schrift*. — In: *Beyträge zur Critischen Historie der Deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit*. Leipzig 1738. S. 11.
19. Venzky, Georg: *Das Bild des geschickten Uebersetzers*. — In: *Beyträge zur Critischen Historie der Deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit*. Leipzig 1734. S. 64.
20. *Beyträge zur Critischen Historie der Deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit*. — Leipzig 1732. S. 243.
21. Denina, C.: *Bibliopoeie*. — Berlin und Stralsund 1783. S. 223-224.
22. Poltermann, Andreas: *Die Erfindung des Originals*. Zur Geschichte der Übersetzungskonzeptionen in Deutschland im 18.Jahrhundert. — In: Schultze, Brigitte (Hrsg.), *Die literarische Übersetzung*. Fallstudien zu ihrer Kulturgeschichte. Berlin, Erich Schmidt 1987. S. 35-36.

23. *Beyträge zur Critischen Historie der Deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit.* — Leipzig 1740. S. 512.
24. Sdun, Winfried: *Probleme und Theorien des Übersetzens.* — München: Max Hueber 1967. S. 24.
25. Klopstock, Friedrich Gottlieb: *Sämtliche Werke.* Bd. XIII. — Leipzig 1823. S. 55-56.
26. Sdun, Winfried: a.a.O. S. 27.
27. Herder, Johann Gottfried: *Sämtliche Werke.* Hrsg. von B. Suphan. Bd. XVI. — Berlin 1877-1913. S. 531.
28. Herder, Johann Gottfried: a.a.O. Bd. VII. S. 20.
29. Poltermann, Andreas: a.a.O. S. 52.
30. Sdun, Winfried: a.a.O. S. 28-29.
31. Schlegel, August Wilhelm. — In: *Athenaeum.* Bd. II.2. Darmstadt 1960. S. 280.
32. Stackelberg, Jürgen Von: a.a.O. S. 24.
33. Sdun, Winfried: a.a.O. S. 48.
34. Novalis. — In: *Athenaeun.* Bd. I. 2. S. 88-89.
35. Schlegel, August Wilhelm: *Sämtliche Werke.* Hrsg. von Böcking. Bd. III. S. 29.
36. Ebda. S. 336.
37. Goethe, Johann Wolfgang: *Werke.* Hrsg. von E. Trunz. Bd. II. — Hamburg: 1959. S. 255-256.
38. Humboldt, Wilhelm von: *Über die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts.* Hrsg. von H. Nette. — Darmstadt 1949. S. 60-61.
39. Humboldt, Wilhelm von: *Die sprachphilosophischen Werke Wilhelm's von Humboldt.* Hrsg. von H. Steinthal — Berlin 1909. S. 52.
40. Schleiermacher, Friedrich Ernst: *Sämtliche Werke.* Bd. II. — Berlin 1838. S. 215.
41. Ebda. S. 217.
42. Ebda. S. 227.
43. Sdun, Winfried: a.a.O. S. 42.
44. Schopenhauer, Arthur: *Sämtliche Werke.* Großherzog Wilhelm Ernst Ausgabe. Bd. V. S. 620.
45. Humboldt, Wilhelm von: *Gesammelte Werke.* Bd. V. — Berlin 1846. S. 151.
46. Rakusan, Jaromira: *Translating From Ethnic English Into Canadian English.* — In: Thelen, Marcel; Lewandowska-Tomaszczyk, Barbara (Hrsg.), *Translation and Meaning.* Maastricht, Euroterm 1990. S. 267.
47. Grimm, Jakob: *Kleinere Schriften.* Bd. I. — Berlin 1864. S. 238.
48. Humboldt, Wilhelm von: *Die sprachphilosophischen Werke Wilhelm's von Humboldt.* S. 133.

Judit Hetyei (Pécs)

Die Faust-Geschichten und die Bibel

> Die Schlange war schlauer als alle Tiere des Feldes, die Gott, der Herr, gemacht hatte. Sie sagte zu der Frau: Hat Gott wirklich gesagt: Ihr dürft von keinem Baum des Gartens essen? Die Frau entgegnete der Schlange: Von den Früchten der Bäume im Garten dürfen wir essen; nur von den Früchten des Baumes, der in der Mitte des Gartens steht, hat Gott gesagt: Davon dürft ihr nicht essen, und daran dürft ihr nicht rühren, sonst werdet ihr sterben.
>
> Darauf sagte die Schlange zur Frau: Nein, ihr werdet nicht sterben. Gott weiß vielmehr: Sobald ihr davon eßt, gehen euch die Augen auf; ihr werdet wie Gott und erkennt Gut und Böse. (Gen. 3, 1-5)[1]

Der Sündenfall kann als Urbild jedes Sichabwendens von Gott, jedes Teufelspaktes und jeder Faust-Geschichte betrachtet werden. Im wesentlichen wiederholt sich die erste Sünde im Laufe der Geschichte — weder die Beweggründe, noch die Phasen des Entscheidens verändern sich. Der Versucher erscheint immer wieder als ein sehr intelligentes Wesen, das zuerst das Vertrauen zu Gott, oder zu den früheren Normen und Prinzipien untergraben will. Er ist derjenige, der mit dem Namen **diabolos**, das heißt Verleumder, Zwietrachtstifter und auch Ankläger bezeichnet wird. Er redet den Menschen an und verspricht ihm das **Wissen**. Der Mensch läßt sich mit dem Teufel auf ein Gespräch ein und damit liefert er sich ihm aus. Dem Versprechen eines Lebens ohne Schranken kann man nicht widerstehen — das Geschöpf folgt dem Versucher, und verläßt dadurch seinen eifersüchtig liebenden Gott.[2] Er büßt das **Wissen** mit dem Tode, das Wissen, wodurch er nicht dem Gott gleichgestellt, sondern sich nur seiner Schutzlosigkeit und Nacktheit bewußt wird. Der sündige Mensch fühlt sich schuldig und versteckt sich vor seinem Schöpfer. Die Harmonie der Schöpfungsordnung wird zerstört.

Das Grundmotiv jeder Faust-Geschichte weist ähnliche Züge auf, es erzählt nämlich von dem betrogenen Menschen, der in seiner hochmütigen Kühnheit die Schranken durchbrechen will, und dabei sein Seelenheil aufs Spiel setzt. Er übernimmt das offene Ringen mit Gott, den Kampf um den Glauben nicht, wie es Jakob tat. (vgl. Gen. 32, 23-33) So erhält er keinen Segen, sondern ist auf die Erlösung angewiesen.

Die Faust-Sage ist mit der Bibel stark verknüpft. Die Gestalt des Teufelsbündners wurde öfters in die von Simon Magus ausgehende Tradition gestellt. Die Apostelgeschichte (vgl. Apg. 8, 10-24) berichtet über den Zauberer, der für Geld die Macht der Jünger, die Gabe Gottes kaufen wollte. Die Kirchenväter nannten ihn den Urahn der Ketzer, heute wird er als Vorläufer des Gnostizismus betrachtet und gilt auch als Vorbild für die Faust-Gestalten.

Die Persönlichkeit, um die sich zahlreiche Legenden geflochten haben, Georg Faust, soll wirklich um die Wende des 15. Jahrhunderts gelebt haben. Er wurde als außer- oder voreheliches Kind geboren. Nach einer höheren Schulbildung führte er ein Wanderleben und wurde als Arzt, Wahrsager und zweiter Simon Magus bekannt. Der Kern der von ihm handelnden Abschreckungslegende bildet das am häufigsten aufgegriffene Motiv der Literatur: „Gott, der Herr, nahm also den Menschen und setzte ihn in den Garten von Eden, damit er ihn bebaue und hüte." (Gen. 2, 15)

Der Mensch bekommt also die Sendung, die Schöpfung Gottes fortzusetzen und zu verteidigen. Vor wem? Vor dem Bösen, **der von Anfang an existiert**. Joh.8, 44 bekräftigt diese letztere Behauptung mit den Worten: „Er war ein Mörder von Anfang an." Es ist ein wichtiges Moment hinsichtlich der Faust-Tragödien, daß der Böse schon vor der Schöpfung der Welt existiert. So kann er das erste Menschenpaar verführen und so kommt es zu einer Wette zwischen Gott und dem Teufel (oder wie bei Lessing, unter den Teufeln).

> Der Herr sprach zum Satan: Hast du auf meinen Knecht Ijob geachtet? Seinesgleichen gibt es nicht auf der Erde, so untadelig und rechtschaffen; er fürchtet Gott und meidet das Böse. [...] Der Satan antwortete dem Herrn und sagte: Haut um Haut! Alles, was der Mensch besitzt, gibt er hin für sein Leben. Doch streck deine Hand aus, und rühr an sein Gebein und Fleisch; wahrhaftig, er wird dir ins Angesicht fluchen.
>
> Da sprach der Herr zum Satan: Gut er ist in deiner Hand. Nur schone sein Leben! (Ijob 2, 3-6)

Dieses Zitat aus dem Buch Ijobs unterscheidet sich im wesentlichen nicht von dem *Prolog im Himmel*.[3] Zwar trägt der Böse hier den hebräischen Namen „šâtân" (Feind, Widersacher) doch wäre das Wort diabolos zutreffender. Der Teufel erscheint jetzt nämlich als einer von den Gottessöhnen und tritt als „öffentlicher Ankläger" auf. Seine Feindseligkeit und böse Absicht kommt unmißverständlich zum Ausdruck. Durch eine Wette versucht er des Schöpfers Erlaubnis zu erzwingen, Ijob beziehungsweise Faust versuchen zu dürfen.

Außergewöhnliche Menschen, wie der unglaublich talentierte, weise Gelehrte, Faust und ein steinreicher, glücklicher, dem Schöpfer gegenüber demütiger Mann, Ijob werden auf diese Weise infolge der vom Gott und Teufel geschlossenen Wette auf die Probe gestellt. Im weiteren können wir jedoch eine Gegenbewegung ihres Schicksals beobachten. Fausts Wünsche gehen in Erfüllung, Ijob verliert dagegen alles. Beide stehen am Rande des Abgrundes — und es scheint, daß es dem Satan gelungen ist, die Wahrheit des Gedankens zu beweisen: „Die menschliche Natur, [...] hat ihre Grenzen: sie kann Freude, Leid, Schmerzen bis auf einen gewissen Grad ertragen, und geht zugrunde, sobald der überstiegen ist."[4]

Nachdem der bettelarme Ijob seine Kinder verloren hat, schlägt ihn der Satan „mit bösartigem Geschwür von der Fußsohle bis zum Scheitel." (Ijob 2, 7) Ebenso wie er, muß auch Peter Schlemihl, der seinen Schatten verkauft

hat, durch Leiden gekräftigt und geedelt werden. Chamissos Held wird daraufkommen, daß die Vorteile seines Reichtums keinesfalls den Qualen der Isoliertheit angemessen sind. Durch seine leichtsinnige Tat gab er dem Teufel die Möglichkeit, in seiner Seele festen Boden zu fassen. Sowohl für Ijob als auch für Peter Schlemihl werden die Heimsuchungen zu Versuchungen, dem Bösen zu folgen. Solange aber die wohltuende Ohnmacht den Helden von Chamisso der Verantwortung des Entscheidens entbindet, bedeutet Leverkühns **erste Sünde** schon einen Pakt, wobei es nur „zur ausdrücklichen Bekräftigung unter vier Augen und zum festen Rezeß über Leistung und Zahlung"[5] kommen soll.

Leverkühns Weg führt zwangsläufig zum Teufelspakt — das Begehen dieser Sünde ist fast unvermeidlich. Seine Charakterzüge — die hochmütige Haltung, seine Menschenscheu, der Reiz zu lachen, wenn er die Tränen in den Augen seines Vaters sieht[6] — bergen schon die Gefahr und das erste Vorzeichen des Teufelsbündnisses in sich. Die Erkenntnis, daß „die Kunst stockt",[7] die spätere Annahme dieser Herausforderung, der Drang nach dem **Durchbruch** bedeuten eine ernste Drohung für sein Seelenheil. Es lautet ja: „Zuviel Wißbegierde ist ein Fehler; und aus einem Fehler können alle Laster entspringen, wenn man ihm zu sehr nachhänget."[8]

Das Fehlen der Demut, der Wunsch um jeden Preis das Wissen zu erreichen führt uns wieder zurück, zur ersten Sünde. Die früheren Faust-Gestalten haben sich freiwillig, fast zeremoniell, aber mindestens **offen** dem Teufel verschrieben. In dem Werk von Thomas Mann geschieht es zum Teil unter dem Gewand einer Doppelsünde (als Verbrechen gegen die Keuschheit, und als Gefährdung der eigenen Gesundheit und des eigenen Lebens) und zum Teil als Folge des Fehltrittes.

Ist das Bündnis im Falle Leverkühns überhaupt zustande gekommen? Mit Blut, auf traditioneller Weise wurde es jedenfalls nicht besiegelt. Die in den Kreislauf gelangten Krankheitserreger könnten wir aber als Beweis der Existenz des Paktes auffassen. (Diese Vermutung bestätigt noch, daß der Teufel Adrian für sein Seelenheil nichts mehr und nichts weniger verspricht, als die Symptome seiner Krankheit.) Müßte man das Zwiegespräch nicht für die Vision eines kranken Menschen im fiebrigen, unruhigen Halbschlaf betrachten? Dagegen spricht aber die strenge Logik und Einheit der Auseinandersetzung.

> Es ist ja ein Zwiegespräch, das vorliegt. [...] Ein Dialog? Ist es in Wahrheit ein solcher? Ich müßte wahnsinnig sein, es zu glauben. [...] Gab es ihn aber nicht, den Besucher — und ich entsetzte mich vor dem Zugeständnis, das darin liegt, auch nur konditionell und als Möglichkeit seine Realität zuzulassen! —, so ist es grausig zu denken, daß auch jene Zynismen, erhöhnungen und Spiegelfechtereien aus der eigenen Seele des Heimgesuchten kamen.[9]

Selbst der Chronist, Serenus Zeitblom läßt uns erkennen, daß diese Geschichte nicht einmal durch die Ausschaltung transzendentaler Mächte ihren Sinn

verliert. So wäre der Teufel nichts anderes, als ein Teil Adrians. Ebenso wie im Leonhard Franks Werk *Deutsche Novelle*, kann dadurch auch hier das im Menschen lebende Moralische und Untier voneinander getrennt werden. Damit bekommt Josephas Mahnung eine besondere Bedeutung:

> Mensch-sein verpflichtet und ist eine Aufgabe, eine schwere Aufgabe. Wenn ich mich dem Untier überließe, würde ich mich unsühnbar an mir selbst versündigen und die Aufgabe nicht erfüllt haben und sie nicht mehr erfüllen können.[10]

Langsam und unsicher gewinnt das Böse in Leverkühns Seele die Oberhand. Dieser Prozeß scheint aber weder eindeutig noch unumkehrbar zu sein: Flucht- und Vertragsbruchversuche folgen einander. Sollte man das Theologiestudium als Offenbarung des Hochmutes,[11] oder als eine Selbstzucht und heilige Selbsterniedrigung[12] betrachten? Wüßte Adrian nicht, daß er in der Nähe Esmeraldas einer schrecklichen Gefahr ausgesetzt ist? Und fühlte er nicht genau, daß selbst die Erinnerung an das Mädchen eine verhängnisvolle Drohung bedeutet? Seinen Stolz bewältigend bittet er unter dem Vorwand einer Parodie und mit altdeutscher Formulierung den Ernst dieses Wunsches verhüllend: „[...] betet für mich!"[13] Dieser Satz korrespondiert wieder mit Simons Worten in der Apostelgeschichte: „Betet ihr für mich zum Herrn, damit mich nichts von dem trifft, was ihr gesagt habt." (Apg. 8, 24) In einigen Texten folgt noch ein Zusatz am Versende „und er hörte nicht auf, heftig zu weinen", wodurch er als reuiger Sünder erscheint.[14]

Während des Zwiegesprächs versucht Leverkühn immer wieder zu beweisen, daß sein Besucher gar nicht existiert und was er erlebt, bloß ein Alptraum, eine Vision vor dem Ausbruch einer Krankheit sei. Nach den logischen Antworten des Teufels unternimmt er einen letzten Fluchtversuch, — er will sich vor der Hölle bange machen.[15]

Es ist schwer zu glauben, daß Adrian bei Schweigestills nur eine äußerliche und nicht auch eine innere Rückkehr zur Kindheit und zu deren Unschuld sucht. Dieser Versuch muß aber scheitern, denn man kann eine Sünde nicht rückgängig machen, und ins Eden führt kein Weg mehr zurück: „[Gott] stellte östlich des Gartens von Eden die Kerubim auf und das lodernde Flammenschwert, damit sie den Weg zum Baum des Lebens bewachten." (Gen. 3, 24)

Adrian steht einem intelligenten, ihm in jeder Hinsicht gewachsenen Gegner gegenüber. Die Gestalten, die der Satan annimmt, geben Adrian die Fatalität des Paktes ein — und was er sagt, sind längst bekannte Ideen und entstellte, verdrehte Wahrheiten, mit denen Leverkühn schon während seines Theologiestudiums infiziert wurde.[16] Der Teufel will Adrian durch Paradoxa beweisen, daß ihn sein Stolz „an der zur Rettung notwendigen Zerknirschung hindern wird",[17] sodaß ihm der Weg zur Erlösung nicht mehr offen steht. Er flößt ihm aber auch neue Hoffnung ein, indem er leugnet, „daß von Krankem nur Krankes kommen könne."[18]

Inwiefern der Böse seine Versprechungen halten konnte, ist fraglich. Weder die „subjektive Seite" (Gefühl der Macht und Herrlichkeit, das triumphalste Wohlsein, der enthusiastische Gesundheitsaffekt) noch das Versprechen der „Lebenswirksamkeit" der Werke scheinen eindeutig erfüllt zu werden.[19]

So wird Leverkühn zu einer typischen Faust-Gestalt. Er ist ein betrogener Mensch, der in seiner hochmütigen Kühnheit die Schranken durchbrechen will, und dabei sein Seelenheil aufs Spiel setzt. Thomas Mann behauptet:

> [Faust] müßte musikalisch, müßte Musiker sein. Die Musik ist dämonisches Gebiet, [...]. Sie ist christliche Kunst mit negativem Vorzeichen. Sie ist berechnetste Ordnung und chaosträchtige Wider-Vernunft zugleich, an beschwörenden, inkantativen Gesten reich, Zahlenzauber.[20]

Der Held seines Werkes wird so ein Tonsetzer, dessen Musik (mit der Kretzschmarschen Formulierung) „solche pythagoräischen, dem Auge mehr als dem Ohre zugedachten, das Ohr gewissermaßen hintergehenden Scherze"[21] enthält, und so hängt an der Wand des Zimmers von Adrian das magische Quadrat, das die neue Musik charakterisiert. *Die Entstehung des Doktor Faustus* bezeugt ein gründliches Studium der Musikgeschichte,[22] dessen Wirkung in dem Werk stark zum Ausdruck kommt. Die Zwölftontechnik, zu der Leverkühn durch die Notenfolge **h e a e es** gelangt, war in der Wahrheit die Erfindung von Arnold Schönberg. Es bedeutet aber nicht, daß Adrian mit ihm identisch wäre. Biographische Angaben — die Krankheit, mit der Leverkühn gezeichnet ist, die 24 Jahre lang dauernde Produktivität, die seelische Umnachtung, von der er nach 10 Jahren durch den Tod erlöst wird — erinnern uns an das Leben Nietzsches. Wie stark in Thomas Manns Gedanken Musik und Nietzsche verknüpft sind, zeigt uns der *Vorspruch zu einer musikalischen Nietzsche-Feier*[23] und davon legt auch *Die Entstehung des Doktor Faustus*[24] ein Zeugnis ab.

Eine Art Faust-Geschichte ist auch in der ungarischen Literatur zu finden. Madáchs Werk *Az ember tragédiája* kehrt zum Motiv des Sündenfalls zurück. Seine Helden sind jedoch keine außerordentlichen Menschen. Ádám erscheint am Anfang als junger Mann — am Rande des Abgrundes steht ein gebrochener Greis. Sein Lebensweg ist unser Weg, er führt von dem Eden der Kindheit durch Qualen und Freuden, durch Tugenden und Sünden zum Tod. Sein Lebensweg zeigt uns aber auch den Weg der Menschheit. Goethe beschränkt sich auf die Darstellung eines Menschentyps. Sein Faust ist eine strebende, rastlos suchende Gestalt. Thomas Mann geht weiter, und legt einen besonderen Akzent auf die Nationalität des Haupthelden — Adrian Leverkühn ist ein deutscher Tonsetzer. Nicht nur die Wahl des Untertitels, sondern auch die Einfügung des Chronisten dient diesem Zweck. Mit Serenus Zeitblom eröffnen sich neue Perspektiven. Eine neue Zeitebene erscheint im Werk und ermöglicht eine symbolische Deutung.[25] Leverkühns Leben läuft parallel mit der Geschichte Deutschlands, — beide schließen einen Pakt mit dem Teufel,

beide erleben Höhen und Tiefen, und beide stürzen „von Dämonen umschlungen, über einem Auge die Hand und mit dem andern ins Grauen starrend, hinab von Verzweiflung zu Verzweiflung."[26]

> Ein einsamer Mann faltet seine Hände und spricht: Gott sei eurer armen Seele gnädig, mein Freund, mein Vaterland.[27]

Gnade. Kann man nach einer so großen Sünde, nach einem Sichabwenden von Gott noch auf eine Erlösung hoffen? Der Satan, der ewige Neinsager leugnet es. Doch die Bibel belehrt uns eines Besseren. Schon nach dem Sündenfall, dem ersten und größten Frevel wird der Menschheit der Sieg über den Erzfeind mit den folgenden Worten versprochen: „Feindschaft setze ich zwischen dich [Schlange] und die Frau, zwischen deinen Nachwuchs und ihren Nachwuchs. Er trifft dich am Kopf, und du triffst ihn an der Ferse." (Gen. 3,15) Das Volksbuch *Historia von D. Johann Fausten* gibt die unvermeidliche Verdammung des Teufelsbündners ein und stellt die Abschreckungslegende als warnendes Beispiel für die Menschen. Die Idee einer Rettung Fausts finden wir erst in Lessings Fragment. In Goethes Tragödie erlöst Gott eindeutig den suchenden Menschen.

Die Worte, mit denen Adrian in Thomas Manns Roman sein Verderben bekennt, sind mit denen Kains identisch: „Mein Sünde ist größer, denn daß sie mir könnte verziehen werden."[28] Verbirgt jedoch dieser Satz nicht ebenso wie das Werk *Dr. Fausti Weheklag* die größte Zerknirschung, zu der dieser stolze, ehrgeizige Mensch fähig ist? Es stellt sich weiterhin noch die Frage, ob die Vertragsbrüche Adrians dieses Bündnis nicht längst außer Kraft gesetzt haben? Wenn wir an das Vorhandensein einer aufrichtigen Liebe zu Rudi Schwerdtfeger und zu Marie Godeau zweifeln können, gefährden seine tiefen Gefühle für den kleinen Nepomuk aber unbestritten die Gültigkeit des Paktes. Am Ende des Werkes steht vor uns keine eindeutig zur Verdammnis verurteilte Faust-Gestalt mehr. Leverkühn stirbt „als ein böser und guter Christ".[29] Sein Bart, und die „Neigung, den Kopf zur Schulter geneigt zu tragen" verleihen „dem Antlitz etwas Vergeistigt-Leidendes, ja Christushaftes".[30] Die äußere Ähnlichkeit bekräftigt in uns das Gefühl, daß seine Tat nichts anderes, als ein verzerrtes Ebenbild der Erlösung ist. Er hat ja „die Schuld der Zeit auf den eigenen Hals"[31] genommen. Der Unterschied zwischen dem unschuldigen Christus und dem, mit der größten Sünde beschmutzten Adrian besteht nur darin, daß während Jesus sein Leben als Gottesmensch aus Liebe aufgeopfert hat, der unmenschlich-menschliche Leverkühn vom Ehrgeiz getrieben, nach dem Durchbruch strebt. Die Frage bleibt offen. Wird Adrian verdammt, oder als einer, der „das Schwere gesucht"[32] und viel gelitten hat, erlöst?

Die Absicht und den Wunsch Gottes kennen wir wohl. Versucht er nicht immer wieder den sich verirrenden Menschen durch Warner zu stärken, und in seinem Glauben aufzurichten? Versucht er nicht die Schuldigen auf den

richtigen Weg zurückzuführen? Wo der Böse zur Sünde verleiten will, erscheint immer wieder sein Gesandter, damit beweisend, daß der Mensch nicht einsam, von seinem Schöpfer verlassen, dem Versucher gegenübersteht. So mahnt Elihu Ijob und der Knabe den Schatzgräber im Goethes Werk. So will ein Arzt den Faust des Volksbuches überreden, sich zu bekehren. Faust kann noch trotz seiner großen Sünde hoffen. Denn es steht geschrieben:

> Noch ist keine Versuchung über euch gekommen, die den Menschen überfordert. Gott ist treu; er wird nicht zulassen, daß ihr über eure Kraft hinaus versucht werdet. Er wird euch in der Versuchung einen Ausweg schaffen, so daß ihr sie bestehen könnt. (1. Kor. 10,13)

Anmerkungen

1. *Neue Jerusalemer Bibel.* — Leipzig: St. Benno-Verlag 1988.
2. Jahwe nennt sich immer wieder einen eifersüchtigen Gott, der die Menschen liebt, aber auch bestraft, wenn sie sich von ihm abwenden. (z.B. Ex. 20, 5)
3. *Goethes Werke in zwölf Bänden.* Bd. IV. *Faust.* — Berlin und Weimar: Aufbau-Verlag 1988. S. 164-167.
4. *Goethes Werke in zwölf Bänden.* Bd. V. *Die Leiden des jungen Werther.* — Berlin und Weimar: Aufbau-Verlag 1988. S. 49.
5. Mann, Thomas: *Doktor Faustus.* Das Leben des deutschen Tonsetzers Adrian Leverkühn, erzählt von einem Freunde. — Berlin und Weimar: Aufbau-Verlag 1965. S. 314.
6. Ebd. S. 320.
   „Du hattest recht, ob seiner erbarmungsvollen Tränen zu lachen — unangesehen noch, daß wers von Natur mit dem Versucher zu tun hat, immer mit den Gefühlen der Leute auf konträrem Fuße steht und immer versucht ist, zu lachen, wenn sie weinen, und zu weinen, wenn sie lachen."
7. Ebd. S.676.
8. Lessing: *Faust.* — In: *Lessings Werke in sechs Bänden.* Bd. II. — Leipzig: Max Hesse's Verlag. S. 344.
9. Mann, Thomas: *Doktor Faustus.* S. 301.
10. Frank, Leonhard: *Gesammelte Werke* VI. — Berlin: Aufbau-Verlag 1957. S. 472f.
11. Mann, Thomas: *Doktor Faustus.* S. 111.
    „Der Ehrgeiz, den ich für ihn hegte, war absolut, und dennoch fuhr mir ein Schrecken ins Gebein bei der Einsicht [...] daß er seinerseits seine Wahl aus Hochmut getroffen hatte.
12. Ebd. S. 178.
    „Ich habe mich ihr unterstellt, nicht sowohl — wenn auch aus diesem Grunde zugleich —, weil ich die höchste Wissenschaft in ihr sah, sondern weil ich mich demütigen, mich beugen, mich disziplinieren, den Dünkel meiner Kälte bestrafen wollte, kurz, aus contritio." — schreibt Adrian an Kretzschmar.
13. Ebd. S. 194.
14. *Neue Jerusalemer Bibel*, S. 1569.
15. Ebd. S. 335. „Du versuchst, mich auszufragen, um dir bange machen zu lassen, bange vor der Hölle. Denn der Gedanke an Umkehr und Rettung, an dein sogenanntes Seelenheil, an Rückzug von der Promission lauert bei dir im Hintergrunde."
16. Der Teufel spricht ihm über eine heikle Frage — ob das Böse dem Gott notwendig sei und was die Freiheit bedeutet.

17. MANN, THOMAS: *Doktor Faustus*. S. 336.
18. Ebd. S. 330.
19. Ebd. S. 331.
20. MANN, THOMAS: *Gesammelte Werke in zwölf Bänden*. Bd. XII. — Berlin: Aufbau-Verlag 1955. S. 559.
21. MANN, THOMAS: *Doktor Faustus*. S. 85.
22. MANN, THOMAS: *Gesammelte Werke in zwölf Bänden*. Bd. XII.
Paul Bekkers Musikgeschichte und der Name Theodor W. Adorno werden mehrmals erwähnt.
23. MANN, THOMAS: *Gesammelte Werke*. Bd. XI. S. 345f.
„Er [Nietzsche] hat die Musik geliebt wie keiner: [...] Er war ein Musiker. [...] Sprache und Musik waren das Feld seiner Erlebnisse, seiner Liebes- und Erkenntnisabenteuer und seiner Produktivität. Seine Sprache selbst ist Musik [...]"
24. Als Tonsetzer, der sich nach dem Durchbruch strebt, und keine eindeutige Lösung findet, symbolisiert Leverkühn die dekadenten Künste der spätbürgerlichen Zeit.
25. Serenus Zeitblom hat natürlich auch andere Funktionen in dem Werk. Das bestätigt:
„[...] das Medium des Freundes zwischen mich und den Gegenstand zu schalten, [...]
Gewiß hatte die Erinnerung an die parodistische Autobiographie Felix Krulls dabei mitgewirkt, und überdies war die Maßnahme bitter notwendig, um eine gewisse Durchheiterung des düsteren Stoffes zu erzielen und mit selbst, wie dem Leser, seine Schrecknisse erträglich zu machen. [...]"
„Es war nicht anders: Romanfiguren im pittoresken Sinn durften nur die dem Zentrum ferneren Erscheinungen des Buches, alle diese Schildknapp, Schwerdtfeger, Roddes, Schlaginhaufens etc. etc. sein — nicht seine beiden Protagonisten, die zu viel zu verbergen haben, nämlich das Geheimnis ihrer Identität. —"
MANN, THOMAS: *Gesammelte Werke*. Bd. XII. S. 197, 237
26. MANN, THOMAS: Doktor Faustus. S. 688.
27. Ebd.
28. Ebd. S. 680.
Denselben Gedanken finden wir im Volksbuch.
29. Ebd. S. 660.
30. Ebd. S. 654.
31. Ebd. S. 676.
32. Ebd. S. 680.

László V. Szabó (Veszprém)

Von Mythos zu Ironie und Humor in Thomas Manns *Tristan*

Der Mythos von Tristan und Isolde ist, neben dem Gral und König Artus' Tafelrunde, eine der wichtigsten Quellen, aus der das europäische Mittelalter reichlich geschöpft hat, insbesondere in Frankreich und Deutschland. Sie ist eine Geschichte zweier Liebender, die alle Normen und Gefahren des gesellschaftlichen Zusammenlebens überschreiten, eine Geschichte, die die Frage stellt, ob das individuelle Glück seine Berechtigung hat. Diese Fragestellung gerät unvermeidlich in einen Konflikt mit der Gesellschaft und besonders mit der Institution der Ehe.

Aus diesem uralten Mythos ist eine Reihe von Bearbeitungen enstanden, an denen sich mehrere Autoren verschiedener Länder und Epochen beteiligt haben. Es sind dabei diverse dichterische Versionen zustande gekommen, und jeder Autor strebte eine eigene Auslegung, ein eigenes ästhetisches Konzept und nicht selten die Diskreditierung anderer an. So heißt es z.B. bei Gottfried von Straßburg:

> Ich weiß wohl, daß es viele gab,
> die schon von Tristan erzählt haben.
> Es gab jedoch nicht viele,
> die wichtig von ihm erzählt haben mögen.[1]

Gottfried schrieb seinen *Tristan* zwischen 1200-1210, ihm war aber das *Tristant*-Epos Eilharts von Oberge vorangegangen (um 1170), das die umfangsreichste — wenn nicht die dichterisch bedeutendste — Fassung des Stoffes ist, und dessen Wurzeln auf keltische Quellen zurückgreifen. Eilhart baute seine Geschichte auf den sogenannten *Ur-Tristan,* ein in Aquitanien entstandenes, altfranzösisches Epos mit dem Titel *Estoire* aus der Mitte des 12. Jahrhunderts. Das letzte ist aber nicht erhalten geblieben, und wurde nur durch Forschung erschlossen. Der bedeutendste französische Autor des Mittelalters, Chrétien de Troyes hat den Stoff auch bearbeitet, aber sein Text ist leider verschollen. In Frankreich sind übrigens zahlreiche Bearbeitungen entstanden und darunter finden wir eine bunte Vielfalt von Epos-Fragmenten (Berol, Thomas), Prosa- oder Gedichtformen (z.B. die *Berner Fassung,* um 1200). Aber auch in den anderen europäischen Ländern sind Werke erhalten geblieben, die das Tristan-Motiv zu ihrem Thema gewählt haben. So sind die *Tavola Ritonda* in Italien (14. Jh.), *Tristan de Leonis* in Spanien (16. Jh.), die norwegische Prosa-Erzählung *Tristramsaga* (1226), die isländische *Saga af Tristan ok Isodd* (15. Jh.), das strophische Gedicht von *Sir Tristrem* in

England (14. Jh.), der alttschechische (15. Jh.) und der serborussische (16. Jh.) Tristanroman entstanden.[2] Was die Fassungen auf deutschem Boden anbelangt, so sind neben Gottfried auch Ulrich von Türheim, Heinrich von Freiberg (beide aus dem 13. Jh.), ein Prosaroman aus dem 15. Jh. und die Spielfassung von Hans Sachs zu erwähnen.

Die Geschichte von Tristan ist am leichtesten nach der Version *Estoire* zusammenzufassen. Teil 1 enhält das Morholt-Abenteuer: Tristan tötet Morholt, dessen Nichte die zauberkundige Isolde ist. Tristan wird im weiteren verwundet, aber von Isolde geheilt, die den Mörder nicht erkennt. Teil 2 ist die Ehebruchsgeschichte: Tristan geht, von seinem Onkel Marke beauftragt, auf Brautwerbung nach Irland. Er findet abermals Isolde, kämpft für sie, wird aber diesmal als der Mörder Morholts von ihr erkannt. Auf der Seefahrt nach Cornwall trinken beide aus Versehen einen Minnetrank und fallen in die Sünde der Liebe. Isolde wird dann zu Tode verurteilt, später dennoch von Tristan gerettet; sie fliehen beide in einen Wald. Teil 3 ist die Isolde-Weißhand Geschichte: da die Wirkung des Getränks nachläßt, wird Isolde Marke widergegeben, und Tristan heiratet Isolde-Weißhand. Als er aber an einer vergifteten Wunde darniederliegt, kann er von seiner Geliebten nicht mehr gerettet werden, weil sie von Weißhand durch eine Lüge daran gehindert wird. Isolde stirbt über der Leiche ihres Geliebten.

Es handelt sich also um eine tragische, mit heidnischen, ans Nibelungenlied erinnernden Elementen durchsetzte Geschichte, die eine Jahrhunderte lange Auswirkung hatte. Sie beinhaltet somit ein dionysisches Element nach dem Nietzscheschen Begriff, das tiefe ästhetische Inhalte in sich trug. Auf diese ästhetische Inhalte baute auch Richard Wagner, dessen Oper *Tristan und Isolde* Thomas Mann zum Schreiben der Erzählung Tristan entscheidend anregte. Die Oper Wagners, die den 'Untertitel Handlung in 3 Aufzügen' trägt, wurde im Königlichen Hof- und Nationaltheater München im Jahre 1865 uraufgeführt. In diesem „Musikdrama", wie sie Wagner nannte, gelang dem Komponisten eine eigenartige Mischung von Drama (das Wort „Handlung" ist als Übersetzung von „Drama" zu verstehen) und Musik, die bei vielen Kritikern Anstoß erregte. Friedrich Nietzsche zum Beispiel, der anfangs Wagner hochschätzte, kritisierte hier schon Wagners Übergang zur „Keuschheit" und den Einfluß Schopenhauers.[3] Die Oper wurde trotzdem zu einem sehr bedeutenden Werk in der Reihe der romantischen Opern. Sie griff auf keltisch-heidnische Ursprünge zurück, aber baute darauf eine eigenartige Liebesmetaphysik. Der Klang, der durch die Einheit der Momente verwirklichte Wagnersche Kontrapunkt prägte schon einen modernen Stil, dessen Harmoniewelt insbesondere nach dem Erscheinen des Buches von Ernst Kurtz mit dem Titel *Romantische Harmonik und ihre Krise in Wagners Tristan* (1920) ein großes Echo fand.[4] Die Kunst Wagners erreichte in dieser Oper ihren Gipfelpunkt; begeisterte Anhänger wie Ernst Bloch, oder Gegner wie Stefan George waren sich alle darüber einig, daß gegen das Ende des 19.

Jahrhunderts der Begriff „Musik" vor allem die Musik von Richard Wagner bedeutete.

Die Oper *Tristan und Isolde* diente Thomas Mann als wichtigste stoffliche Anregung für die Erzählung *Tristan*, obwohl keine Bemerkungen des Schriftstellers bekannt sind, die das unmittelbar bestätigen könnten. Wie gut aber Thomas Mann die Oper Wagners kannte, dazu liefern die textlichen Entsprechungen zwischen der Oper und der Erzählung die besten Beweise, darunter die Paraphrase eines Tristansatzes aus dem zweiten Akt, die in der Klavier-Szene der Erzählung als Ausdruck des Sehnsuchtmotivs erscheint: „Du Isolde, Tristan ich, nicht mehr Tristan, nicht mehr Isolde". Darüber hinaus, zahlreiche Schriften — Essays, Vorträge, Briefe — sprechen davon, welche Rolle Wagners Lebenswerk in Thomas Manns künstlerischer Entwicklung und Auffassung oder überhaupt in seinem Leben spielte. Der berühmte Dirigent Bruno Walter schrieb in seinen *Gedanken und Erinnerungen* darüber, wie ihn Thomas Mann „durch seine bis ins Einzelne gehende Kenntnis des Werkes [d.h. von *Tristan und Isolde*] verblüffte".[5] Im Jahre 1911, zehn Jahre nach dem Schaffen der Erzählung *Tristan* schrieb Thomas Mann in *Über die Kunst Richard Wagners*:

> [...] noch immer, wenn unverhofft ein Klang, eine beziehungsvolle Wendung aus Wagners Werk mein Ohr trifft, erschrecke ich vor Freude, eine Art Heim- und Jugendweh kommt mich an und wieder, wie einstmals, unterliegt mein Geist dem klugen und sinnigen, sehnsüchtigen und abgefeinten Zauber.[6]

Von „Jugendweh" und „einstmals" spricht also der 36jährige Schriftsteller, ein Beweis dafür, daß er auch zehn Jahre früher die Wagnersche Kunst gekannt hatte.

Der Essay *Ibsen und Wagner* (1928) stellt schon in seinem Einleitungssatz die große Rolle Wagners in der europäischen Kultur fest:

> Ibsens und Wagners dramatische Lebenswerke sind die beiden großen Kundgebungen, die der nordisch-germanische Kunstgeist [sic!] im neuzehnten Jahrhundert den ebenbürtigen Schöpfungen anderer Rassen: dem französischen, russischen, englischen Roman, der impressionistischen Malerei Frankreichs an die Seite stellt.[7]

Diesem Essay — der durch die Begriffe wie der „nordisch-germanische Kunstgeist" oder „Rassen" stark an Nietzsche erinnert — folgte der in Zürich gehaltene Vortrag unter dem Titel *Richard Wagner und der Ring der Nibelungen*, in dem Thomas Mann seine „Passion für Wagners zaubervolles Werk"[8] bekannte. Er sprach mit Bewunderung über den Dichter-Komponisten und fügte hinzu: „Bewunderung ist die Quelle der Liebe, sie ist die Liebe selbst."[9] Bemerkenswert ist es noch, daß Thomas Mann an dieser Stelle einen Satz von Wagner selbst zitierte, einen Gedanken, der den Schriftsteller wahrscheinlich das ganze Leben hindurch begleitet hatte: „Der erste künstlerische Wille [...] ist nichts anderes als die Befriedigung des unwillkürlichen Treibens der Nachahmung dessen, was am annehmendsten auf uns wirkt."[10] Wir

können das Zitat auch als eine Art Geständnis ansehen: dieser „Wille" war es, der ihn 1901 zum Schreiben des *Tristan* angeregt hatte. Viel später pries Thomas Mann in einem Brief an Emil Preetorius (1949) besonders den ersten Akt der *Tristan und Isolde*: „Als ich mir den ersten [Akt] in seiner realistischen Dramatik wieder einmal vorführte, war ich vollständig begeistert."[11]

Der Einfluß vom „symphonischen Theatraliker"[12] und seiner Kunst — vor allem der *Tristan und Isolde* — auf Thomas Manns ästhetische Auffassung ist somit nicht zu bestreiten. Dieser Einfluß ist freilich nicht nur in der Erzählung *Tristan* nachzuweisen, sondern auch in anderen Werken des Schriftstellers, wo immer die Problematik der Musik und Kunst auftaucht. So haben wir zum Beispiel in *Tonio Kröger* eine Stelle, wo Tonio ein aufrichtiges Geständnis über sein Verhältnis zur Kunst, zur Welt, zur Ästhetik und zum persönlichen Schicksal eines Künstlers in einem Gespräch mit Lisawetha macht:

> Kein Problem, keines in der Welt, ist quälender als das vom Künstlertum und seiner menschlichen Wirkung. Nehmen Sie das wunderartigste Gebilde des typischen und darum mächtigsten Künstlers, nehmen Sie ein so morbides und tief zweideutiges Werk wie 'Tristan und Isolde' und beobachten Sie die Wirkung, die dieses Werk auf einen jungen, gesunden, stark normal empfindenden Menschen ausübt. Sie sehen Gehobenheti, Gestärktheit, warme, rechtschaffene Begeisterung, Angeregtheit vielleicht zu eigenem 'künstlerischen' Schaffen ...[13]

Es reicht hier zu vermerken, daß *Tonio Kröger* diejenige Erzählung Thomas Manns ist, die die meisten autobiographischen Züge trägt.

Wagner war es also, der den Tristan-Stoff und das alte Liebesmotiv dem jungen Schriftsteller überlieferte, der ihm die moderne ästhetische Auffassung des Gesamtkunstwerks vermittelte, und ihn zu einer neuartigen Kunstproblematik führte. Dabei ist es aber nicht außer acht zu lassen, daß das Wagnersche Liebesmotiv durch die Metaphysik von Arthur Schopenhauer vertieft wurde. In seiner *Beethoven-Festschrift* (1870) zum Beispiel, spricht Wagner mehr über seine eigenen Schopenhauer-Erlebnisse als über Beethoven selbst. Das Lesen Schopenhauers beeinflußte ihn am meisten als er an seiner Oper *Die Walküren* arbeitete, und später, während des Komponierens von *Tristan und Isolde*, als er die Metaphysik Schopenhauers sogar einer „Revision" unterwarf: laut Wagner könne man den „Willen" nicht nur durch ästhetische Anschauung, sondern auch durch Liebe — ja Geschlechtsliebe — überwinden.[14] Diese Wirkung des Philosophen auf das Werk Wagners war übrigens auch schon für Nietzsche offensichtlich, und das hat er mit seinen wie gewöhnlich harten Worten folgendermaßen formuliert:

> Die Künstler stehen nie für sich, das Alleinstehen geht wider ihre tiefsten Instinkte. So nahm zum Beispiel Richard Wagner den Philosophen Schopenhauer, als die Zeit gekommen war, zu seinem Vordermann, zu seiner Schutzwehr: — wer möchte es nur für denkbar halten, daß er den Mut zu einem asketischen Ideal gehabt hätte, ohne den Rückhalt, den ihm die Philosophie Schopenhauers bot, ohne die in siebziger Jahren in Europa zum Übergewicht gelangene Autorität Schopenhauers?[15]

Neben dem Tristan-Stoff und der Oper Wagners ist somit die Philosophie Schopenhauers als eine wichtige Gedankenquelle der Erzählung zu betrachten. In diesem Kontext kommt es auch dem *Schopenhauer*-Essay Thomas Manns (1938) eine besondere Rolle zu. Es fügt den Schöpfer von *Die Welt als Wille und Vorstellung* in die von Platon und Kant ausgezeichnete metaphysische Traditionslinie ein, wobei das Schopenhauersche Gedankensystem als „Künstlerphilosophie par excellence" und „Wahrheitsschöpfung" bezeichnet wird.[16] Denn gegenüber den Vertretern des objektiven Wissens dürfen die Gefühle und die Leidenschaften eine „Weltkonzeption"[17] bauen, ein „Reich der Schönheit"[18] zuwege bringen. Es stellt sich nicht die Frage, ob die Wahrheit *oder* die Schönheit gewählt werden soll, sondern „Wahrheit und Schönheit müssen aufeinander bezogen werden",[19] denn sie bleiben „höchst schwankende Werte".[20] Schopenhauers „Ideensymphonie"[21] lasse gleichzeitig eine Genugtuung, eine Rache, eine Empörung gegen das Leben fühlen, die viel wirksamer und wichtiger sei, als die Frage nach ihrem Wahrheitsgrad.

Den Gipfelpunkt des *Tristan* bildet die Klavierszene, wo Frau Klöterjahn, auf die dringende Bitte des Herrn Spinell, das Sehnsuchtmotiv aus *Tristan und Isolde* vorspielt. In diese Szene hat der junge Thomas Mann Wagnersche Musikalität und Schopenhauersche metaphysische Tiefe hineingedichtet:

> Zwei Kräfte, zwei entrückte Wesen srebten in Leiden und Seligkeit nacheinander und umarmten sich in dem verzückten und wahnsinnigen Begehren nach dem Ewigen und Absoluten. [...] Hörnerschall verlor sich in der Ferne. Wie? oder war es das Säuseln des Laubes? Das sanfte Rieseln des Quells? Schon hatte die Nacht ihr Schweigen durch Hain und Haus gegossen, und kein fehlendes Mahnen vermochte dem Walten der Sehnsucht mehr Einhalt zu tun. Das heilige Geheimnis vollendete sich. Die Leuchte erlosch, mit einer seltsamen, plötzlich gedeckten Klangfarbe senkte das Todesmotiv sich herab, und in jagender Ungeduld ließ die Sehnsucht ihren weißen Schleier dem Geliebten entgegenflattern, der ihr mit ausgebreiteten Armen durchs Dunkel nahte.[22]

Frau Klöterjahn stirbt am Ende der Geschichte, während der — nicht eben erfolgreiche oder berühmte — Schritsteller Spinell den Tod seiner „Isolde" überlebt. Ihm bleibt nur die Flucht vor der Welt der Starken, die er haßt. Das Motiv des Liebestodes, das an Wagners Oper erinnert, rückt hier prägnant vor, und das geschieht unabhängig von der äußerlichen, oft komischen Darstellung von Spinell.[23] Der junge Thomas Mann mischt hier der „schwermütig gewissenhaften Gründlichkeit des Jünglings",[24] eine Art tragischen Humors bei, der auch seine späteren Werke charakterisiert (z.B. den Roman *Der Zauberberg*). Die Allwissenheit, die ironische Distanz des Erzählers sind zwar zu fühlen, aber sie werden oft, wie vor allem in der Klavier-Szene und im Spinells Brief, von einer Leidenschaft durchbrochen, die auch im erwähnten *Schopenhauer*-Essay betont wird.

Unter diesen Umständen von „Satire" zu sprechen, wie es Hermann Kurzke tut, scheint übertrieben zu sein, ganz zu schweigen von der Behauptung, Spinell sei „kein Mensch, sondern ein Monstrum".[25] Wenn Thomas Mann in einem Brief an seinen Bruder den *Tristan* als eine „Burleske" bezeichnete,[26] dann brauchen wir das ursprünglich italienische Wort *burlesco* nicht unbedingt mit „spöttisch" zu übersetzen, denn es bedeutet nichtdestoweniger „scherzhaft", „spielerisch". Der Gebrauch vom Begriff der Groteske im Sinne von „verzerrend, entstellend, humoristisch-karikierend" wäre demgegenüber zweckmäßiger, zumal die Groteske dem Tragikomischen näher steht und so dem verzerrten Tragikum einen Platz einräumt. Wenn nämlich groteske Elemente in einem Werk anwesend sind, dann besteht keine große Distanz zwischen den komisch-humoristischen und den tragischen Zügen. Beide Aspekte können auch im *Tristan* entdeckt werden, wo die Groteske ins Tragische umschlägt.

Ein anderer Begriff, der Thomas Manns Verfahren bezeichnen kann, ist die Ironie, eine Geisteshaltung, die ein Wesenszug seiner Werke ist. Es stellt sich nur die Frage, inwiefern Ironie und Humor neben der pathologisch-tragischen Stimmung der Erzählung Platz haben können, welche Rolle, die Ironie und welche der Humor spielt. Eine Unterscheidung zwischen Ironie und Humor scheint dabei auch von nicht geringer Bedeutung zu sein.

Der griechische Begriff von ειρωνεια, der ursprünglich „Verstellung, Ausflucht, Mangel an Ernst" bedeutete, unterging in zweitausend Jahren einer starken Bedeutungsveränderung und -erweiterung. Bei Friedrich Schlegel, dem Haupttheoretiker der romantischen Ironie, bezeichnete der Begriff den Widerstreit zwischen dem Bedingten und dem Unbedingten, zwischen dem Ideellen und dem Wirklichen. Bei Heine demgegenüber wirkte die Ironie als Zerstörung der romantischen Illusionen zum Zweck einer ironischen Pointe. Bei anderen bedeutete die Ironie eine Distanzierung des Geistes vom Leben, und den Versuch, den Gegensatz zwischen diesen zu überbrücken. Was die Auffassung Thomas Manns anbelangt, finden wir in seinem *Schopenhauer*-Essay folgende Erläuterung der Ironie:

> [Die Philosophie] wußte und lehrte, daß der Blick der Kunst derjenige der genialen Objektivität war, — und hier erinnere man sich an [...] das Mittlertum der Kunst als Quelle der Ironie [...]: so wird man gewahr werden, daß Ironie und Objektivität zusammengehören und eines sind. Apollo, der Fernhintreffende, der Musengott, ist ein Gott der Ferne und der Distanz, — nicht des Verstricktseins, des Pathos und der Pathologie, — des Leidens nicht, sondern der Freiheit, ein objektiver Gott, der Gott der Ironie.[27]

Kann man dieser Auffassung nach in *Tristan*, wo so viel Pathos im Klavierspiel oder im Spinells Brief zum Ausdruck kommt, wo die Gestalt Gabrielles und das ganze Sanatorium so „pathologisch" dargestellt werden, wo schließlich auch der Tod, „der eigentliche inspirierende Genius oder der Mussaget der Philosophie"[28] notwendigerweise erfolgt — kann man also anhand dieser tragisch-metaphysischen Erzählung überhaupt von Ironie sprechen?

Es ist in dieser Hinsicht zu bedenken, ob z.B. Gabrielles Krankheit und Tod aus einer künstlerischen Distanz beschrieben werden könnte, wie es dem Zustand der genialen Objektivität ensprechen würde, im Sinne des von Schopenhauer zitierten Gedankens, der auch Thomas Mann nicht fern stand:

> Es ist der schmerzenlose Zustand, den Epikuros als das höchste Gut und als den Zustand der Götter pries: denn wir sind, für jenen Augenblick, des schnöden Willendranges entledigt, wir feiern den Sabbath der Zuchthausarbeit des Wollens, das Rad des Ixion steht still.[29]

Dieser Zustand steht also über jedem Trieb, über Schmerz und Liebe, und enspricht einer Metaphysik, in der die Begriffe von Ironie, Objektivität oder Kunst verwandt sind. Thomas Mann stellt aber sogleich die Frage, ob diese berühmten Worte des Philosophen auch wahr sind. Die Antwort darauf ist wieder eine Frage: „Aber was ist Wahrheit?" Sehr bemerkenswert ist auch die Aussage, die darauf folgt: „Ein Erlebnis, das solche Worte findet, ist wahr, ist gerechtfertigt durch die Kraft des Gefühls."[30] Thomas Mann nimmt hier also keine direkte Stellung in der Frage nach dem Wesen der Ironie ein, es ist aber klar, daß er sich vor der Auffassung Schopenhauers nicht verschließt.

Diese Tatsache ist noch wichtiger, wenn wir ein Rundfunkgespräch mit dem Titel *Humor und Ironie* mit in Betracht ziehen, das der Schriftsteller fünfzehn Jahre nach dem *Schopenhauer*-Essay geführt hat. Da zitiert er nämlich „ein Wort Goethes", das ihm „immer tiefen Eindruck gemacht hat".[31] „Ironie ist das Körnchen Salz, durch das das Aufgetischte überhaupt erst genießbar wird."[32] Seine Folgerung ist dabei der ähnlich, die aus dem *Schopenhauer*-Essay hervorgegangen ist; der Kommentar zu Goethe lautet nämlich folgenderweise:

> Eine sehr merkwürdige Äußerung. Man könnte aus ihr schließen, daß Goethe die Ironie fast mit dem Prinzip des Künstlerischen überhaupt übereinstimmen läßt. Man könnte sagen — man könnte daraus schließen, daß er die Ironie gleichsetzt mit jener künstlerischen Objektivität, deren er sich zeit seines Lebens befleißigt hat, daß er sie gleichsetzt mit dem Abstand, den die Kunst von ihrem Objekt nimmt, daß Ironie eben dieser Abstand ist, indem sie über den Dingen schwebt und auf sie herablächelt, sosehr sie zugleich den Lauschenden oder Lesenden in sie verwickelt, in sie einspinnt.[33]

Symbol dieser Ironie, dieser Objektivität ist, wie schon erwähnt, Apollo, und im weiteren wiederholt Thomas Mann praktisch die Feststellungen des erwähnten Essays:

> Man könnte die Ironie gleichsetzen mit dem Kunstprinzip des Apollinischen, [...] denn Apollo, der Fernhintreffende, ist der Gott der Ferne, der Gott der Distanz, der Objektivität, der Gott der Ironie — Objektivität ist Ironie — und der epische Kunstgeist; man könnte ihn als den Geist der Ironie aussprechen.[34]

Nach dieser kurzen Erläuterung des Begriffs der Ironie kommt es im Gespräch zu einer Stelle, die hinsichtlich der Unterscheidung zwischen Ironie und Humor von Belang sein kann:

> Sie werden es schon aus gelegentlichen privaten Äußerungen von mir gemerkt haben, daß ich mich immer ein bißchen gelangweilt fühle, wenn die Kritik meine persönliche Arbeit so ganz und klar auf den Begriff der Ironie festlegt und mich durchaus als einen Ironiker betrachtet, ohne den Begriff des Humors dabei mit in Betracht zu ziehen, der doch in meinem Falle, wie mir scheint, nicht ganz wegfallen kann. [...] Ironie, wie mir scheint, ist der Kunsgeist, der dem Leser oder Lauscher ein Lächeln, ein intellektuelles Lächeln, möchte ich sagen, entlockt, während der Humor das herzaufquellende Lachen zeitigt, das ich als Wirkung der Kunst höher schätze und als Wirkung meiner eigenen Produktion mit mehr Freude begrüße als das erasmische Lächeln, das durch die Ironie erzeugt wird.[35]

Der alte Thomas Mann hielt es also für bedauernswert, daß die Kritik die Rolle der Ironie in seinem Werk zu ungunsten des Humors überbetont hatte. Zu dieser Situation aber trug der Schriftsteller selbst bei, als er z.B. in den *Betrachtungen eines Unpolitischen* (1918) über die Beziehung zwischen Ironie und Kunst schrieb. In dem Kapitel 'Ironie und Radikalismus' machte er zwei konsistente Aussagen: „Radikalismus ist Nihilismus. Der Ironiker ist konservativ",[36] dann stellte er fest, daß „Eros ein Ironiker"[37] war, und dementsprechend drücke die Ironie die Liebe des Geistes zur Welt aus, des Geistes, der den Menschen bejaht, „abgesehen von seinem Wert".[38]
Wir haben auf diese Weise zwei Auslegungen des Begriffs der Ironie vor uns, die nicht ganz übereinstimmen; die im Jahre 1918 erläuterte „erotische Ironie" unterscheidet sich von dem apollinisch-objektiven Ironie-Begriff aus dem *Schopenhauer*-Essay (1938) und der behandelten Diskussion (1953) in wesentlichen Zügen. Der Unterschied ist der zwischen dem nachsichtvoll-liebenden Eros einerseits, und Apollo, der Gottheit der Distanz andererseits. Apollo ist, wie der Essay bestätigt, keine Gottheit des Pathetischen oder des Pathologischen, Eros ist demgegenüber ein bedingungslos liebender, und deshalb auch ein tragischer Gott.

Der Leser kann in *Tristan* verschiedene Elemente der Ironie vorfinden, was aber nicht heißt, daß sie im Vergleich mit der Groteske und dem Humor den Vorrang hätten. Ein karikierter Künstler wie Spinell, mit einem Gesicht „ohne die Spur irgendeines Bartwuchses", „mit einzelnen Flaumhärchen", „der verweste Säugling", der „poröse Oberlippe römischen Charakters" besitzt,[39] wirkt allerdings grotesk, aber wir finden in seiner Charakterdarstellung auch Beispiele für Thomas Manns Humor:

> Er verbrachte den größten Teil des Tages schreibend auf seinem Zimmer und ließ außerordentlich viele Briefe zur Post befördern, fast täglich einen oder zwei, — wobei es nur als befremdend und belustigend auffiel, daß er seinerseits höchst selten welche empfing ...[40]

Ironie und Humor wird auch bei der Darstellung von Klöterjahn verwendet, so z.B. als er mit dem ihn pathetisch verurteilenden Brief vor Spinell erscheint, und eine seine Kräfte demonstriert: „Aus Freude an seiner Person ging er ein wenig zu weit in diesen Anstalten; was schließlich erfolgte,

entsprach nicht völlig der drohenden Umständlichkeit dieser mimischen Vorbereitungen."[41] Während seine Frau auf dem Sterbebett liegt, ist er mit seiner verletzten Eitelkeit beschäftigt, aber ohne sich an die Worte des anklagenden Briefes genau erinnern zu können; er verwechselt Ausdrücke wie „unaussprechliche Visionen" und „unausweichlicher Beruf", usw. Diese humorvolle Szene verläuft also paralell mit dem tragischen Geschehen im Hintergrund, in einem Sanatorium, wo das Pathologische ein konstitutives Element ist. An dieser Stelle ist es wichtig auf die schon zitierten Worte Thomas Manns hinzuweisen, die die Gestalt von Apollo, des Gottes der Ironie, vom Pathologischen und dem Pathetischen abgrenzen. Das Pathetische ist ja andererseits ein Grundzug des Charakters von Spinell, wie es sich vor allem im erwähnten Brief zum Vorschein kommt — auch ein Schritt, der von Apollo wegführt.

Die Groteske, das Tragische und das Ironisch-Humorvolle sind Wesenszüge des *Tristan*, wobei diese drei Elemente in engem Zusammenhang stehen. Der Begriff der Ironie kann hier eher in dem Sinne verwendet werden, wie er in 'Ironie und Radikalismus' erläutert wird, ohne die Distanz eines „fernhintreffenden" Gottes, der die Liebe und das Tragische entbehren würde. Der Humor ist dabei nicht zweitrangig, und sollte vielleicht mehr betont werden als bisher, der Auffassung entsprechend, die der alte Thomas Mann in der behandelten Rundfunkdiskussion formuliert hat.

Ob das Lesen der Erzählung dem Leser ein „erasmisches Lächeln" oder ein „herzaufquellendes Lachen"[42] entlockt, gehört zu einem subjektiven Aspekt des Lesens. Es kann aber behauptet weden, daß das tiefste Lachen einem Humor entspringt, der dem Tragischen nahe steht. Dieser Humor beinhaltet einen dionysischen Zug gegenüber dem Apollinischen.[43] So kann sich die humorvoll dargestellte Figur Klöterjahns innerhalb eines tragischen Geschehens enfalten; so kann Thomas Mann selbst von „pessimistischem Humor" im Roman *Die Buddenbrocks* oder von humoristischen Elementen in *Doktor Faustus* sprechen;[44] so erklärt sich z.B. auch die Szene im *Zauberberg* — die sich auch in einem Sanatorium abspielt! —, wo Joachim seinem Cousin Hans Castorp eine tragikomische Begebenheit des Sanatoriumlebens erzählt: ein erschrockener Sterbender, der unter die Decke kroch und vor dem Priester schreiend mit den Beinen strampelte, wurde von Doktor Behrens mit den folgenden Worten beschwichtigt: „Stellen sie sich nicht so an!" — beim Hören der Geschichte ergreift Castorp ein herzliches Lachen.[45]

Der tiefste und glänzendste Humor ist, wie ich zu beweisen versuchte, mit dem Tragischen verwandt, zugleich aber auch mit der Liebe des Künstlers zu seinen Gestalten, mit einer Liebe, die von der kühlen Objektivität Apollos fern bleibt. Und es geht dabei nicht nur darum, daß *Tristan* schließlich eine — wenn auch karikierte — Liebesgeschichte ist, sondern auch um die Liebe des Künstlers zu den Figuren seines Werkes. Thomas Mann liebt Spinell, der nur „Geist und Wort" dem „Todfeind der Schönheit" entgegenstellen kann,[46] und liebt sogar Klöterjahn, der kein Unmensch, sondern ein eitler Mensch ist,

stark, aber dumm, und nicht weiß, wohin das Schicksal seine Frau und ihn selbst treibt.

Liebe und Tragödie, Humor und Ironie prägen somit eine Erzählung, die auf das Symbol einer alten Legende die Kunstauffassung von Wagner und Schopenhauer baut, und all diese konstitutiven Elemente in einer Harmonie vereinigt, die für die Werke Thomas Manns charakteristisch ist.

Anmerkungen

1. Gottfried Von Straßburg: *Tristan*. — Stuttgart: Reclam 1991. Bd. I, S. 19.
2. Vgl. Buschinger, Danielle; Spiewok, Wolfgang (Hrsg.): *Tristan und Isolde im europäischen Mittelalter*. — Stuttgart: Reclam 1983.
3. Vgl. Nietzsche, Friedrich: *Der Fall Wagner* und *Nietzsche contra Wagner*. — In: Nietzsche, Friedrich: *Das Hauptwerk*. Bd. IV. München: Nymphenburger 1994. (Im weiteren abgekürzt mit NH.)
4. Vgl. Deathridge, John - Dahlhaus, Carl: *Wagner*. — Budapest: Zeneműkiadó 1988. S. 129f. (Im weiteren: WAG.)
5. Siehe: Dittmann, Ulrich (Hrsg.): *Thomas Mann: Tristan*. Erläuterungen und Dokumente. — Stuttgart: Reclam 1991. S. 62-63.
6. Mann, Thomas: *Gesammelte Werke in dreizehn Bänden*. — Frankfurt a. M.: Fischer 1990. (Im weiteren abgekürzt mit GW). Bd. IX, S. 528.
7. GW, Bd. X, S. 227.
8. GW, Bd. IX, S. 502.
9. Ebenda.
10. Ebenda, S. 503.
11. GW, Bd. X, S. 926.
12. Ebenda, S. 840.
13. GW, Bd. VIII, S. 299.
14. Vgl. WAG, S. 65f.
15. Nietzsche, Friedrich: *Zur Genealogie der Moral,* III. Abh., § 5. — In: NH, Bd. I, S. 105.
16. GW, Bd. IX, S. 530.
17. Ebenda.
18. Ebenda.
19. Ebenda, S.528.
20. Ebenda.
21. Ebenda, S. 529.
22. Mann, Thomas: *Tristan*. — Stuttgart: Reclam 1992. S. 31 f. (Im weiteren TR).
23. Sein Charakter erinnert z.B. an Tegularius im Roman *Das Glasperlenspiel* von Hermann Hesse.
24. In *Der Tod in Venedig* können wir nämlich das Folgende lesen: „Die schwermütig gewissenhafte Gründlichkeit des Jünglings bedeutet Seichtheit im Vergleich mit dem tiefen Entschlusse des Meister gewordenen Mannes, das Wissen zu leugnen, es abzulehnen, enthobenen Hauptes darüber hinwegzugehen, sofern es den Willen, die Tat, das Gefühl und selbst die Leidenschaft im geringsten zu lähmen, zu entmutigen, zu entwürdigen geeignet ist." GW, Bd. VIII, S. 545.
25. In: TR, Nachwort, S. 55f.

26. Ebenda.
27. GW, Bd. IX, S. 545f.
28. Ebenda, S. 558.
29. Ebenda, S. 546.
30. Ebenda.
31. Ebenda, S. 801f.
32. Ebenda.
33. Ebenda, S. 802.
34. Ebenda.
35. Ebenda.
36. GW, Bd. XII, S. 568.
37. Ebenda.
38. Ebenda.
39. TR, S. 10.
40. Ebenda, S. 11.
41. Ebenda, S. 43.
42. Vgl. Anm. 35.
43. In *Die Geburt der Tragödie* (1872) stellte Friedrich Nietzsche zwei Elemente der griechischen Tagödie und der Kunst überhaupt gegeneinander. Das Dionysische (dessen Ursprung in den Dionysos-Festen der Antike ist) stelle dabei das Verhältnis der Griechen zu allen Erscheinungen des Lebens, zum Traum, zur Liebe, zum Schmerz, zur Tragödie, zur Musik dar. Es stehe in Gegensatz zum Apollinischen, dessen Übermaß die Kunst seit dem Hellenismus bedrohe.
44. GW, Bd. XI, S. 803f.
45. GW, Bd. III, S. 81.
46. TR, S. 41f.

Uta Gent (Veszprém)

Tempusgebrauch und Tempusperspektive der Verben in ausgewählten Märchentexten verschiedener Entstehungszeiten

0. Vorbemerkungen und Allgemeines

Dieser Aufsatz ist ein leicht veränderter Teil einer Promotionsarbeit, die das Ziel hat, textsortenprägende gleichgebliebene und veränderte stilistische und textlinguistische Merkmale von Märchentexten herauszuarbeiten und zu untersuchen. Das Textkorpus besteht aus 15 Märchentexten aus dem deutschsprachigen Raum, von den Brüdern Grimm und einigen Adaptionen selbiger bis in die Gegenwart.[1]

Die Zeit ist im Märchen relativ. Die Zeit der Handlung, des Beginns oder des Schlusses wird nicht genannt. Nur selten wird angedeutet, wie lange etwas dauert, es wird lediglich unterschieden zwischen den Extremen schnell und langsam und zwischen dem, was gerade oder in Zukunft abläuft und was schon geschehen ist. Nur Fristen, in denen der Held etwas erreichen bzw. etwas aushalten muß, sind für den Verlauf der Handlung von Bedeutung. Da es sich bei diesen Fristen meist um „mythische" Vorgaben wie z.B. drei, sieben, zwölf Tage, Monate, Jahre handelt, vergrößert deren Verwendung gleichzeitig eine formelhafte Ausprägung. Daneben wird durch das Ausnutzen der Fristen „bis zur letzten Minute" eine inhaltliche Zuspitzung möglich und sehr oft auch genutzt, um den Text für den Rezipienten noch spannender zu machen.

Grundlagen für diese Untersuchung sind Veröffentlichungen von Harald Weinrich sowie von Bernhard Sowinski.[2] Harald Weinrich hat in seinen Veröffentlichungen seit den 70er Jahren auf die textlinguistische Bedeutung von grammatischen Kategorien, wie es z.B. das Tempus ist, aufmerksam gemacht. Seinen Thesen folgend, sollen nun die Märchentexte analysiert und interpretiert werden.

1. Tempusgebrauch

Weinrich unterscheidet besprechende und erzählende (auch narrative) Tempora. Die besprechenden sind Präsens, Perfekt sowie Futur und die erzählenden Präteritum (auch Imperfekt) und Plusquamperfekt.[3]

Während der Hörer, laut Weinrich, bei den besprechenden Tempora eine gespannte Rezeptionshaltung einnimmt und bereit ist, sofort Stellung zu dem Gesagten zu beziehen und gegebenenfalls Einspruch zu erheben, reagiert der

Hörer auf die erzählenden Tempora entspannt und läßt dem Sprecher Zeit, seine Gedanken zu entwickeln. Oder anders ausgedrückt: der Hörer ist bei den besprechenden Tempora angehalten, die geäußerte Prädikation ernst zu nehmen und auf sich selbst zu beziehen.[4] Stößt er in diesem Prozeß auf Widersprüche zu seinen eigenen Gedanken und Vorstellungen, wird er versuchen, dies sofort durch einen sprachlichen (oder in Ausnahmefällen außersprachlichen) Einwand bzw. eine Zwischenrede zu signalisieren. Einem in erzählenden Tempora dargebotenen Text bietet der Hörer nach Weinrich einen Vertrauensvorschuß, d.h. grundsätzlich sei eine Begründung usw. möglich, aber nicht sofort. Diese Gedanken weiterführend, lassen sich Thesen aufstellen, die den Tempusgebrauch bestimmten Kommunikationssituationen und somit auch anderen Textsorten (Textmuster) zuordnen. Für die Märchentexte ist der überwiegende Gebrauch erzählender Tempora zu erwarten, da diese Texte einerseits des Vertrauensvorschusses dringend bedürfen, um ihre Gedankenwelt zu entfalten und andererseits eine sofortige Reaktion oder gar ein Widerspruch auf das Erzählte nicht erwartet werden. Tatsächlich überwiegt in allen vorliegenden Märchentexten die Verwendung des Präteritums mit durchschnittlich 66%. Plusquamperfekt wurde nur relativ selten verwendet (im Durchschnitt weniger als 5%). Präsens, Perfekt und Futur wurden erwartungsgemäß in relativ geringer Zahl nachgewiesen, wobei Präsens mit durchschnittlich ca. 26% den eindeutig umfangreichsten Anteil ausmacht.

Die älteren Fassungen liegen im Tempusgebrauch aller Tempora etwa in der Mitte. Bei der Rabenfassung verschiebt sich das Verhältnis der Tempora ein wenig zugunsten des Präteritums und Plusquamperfekts. Der Anteil der erzählenden Tempora liegt mit 82 % doch um einiges über dem Durchschnitt. Noch größere Werte wurden hier nur bei Grüns *Rotkäppchen* und Arnims *Die Hexe als Pferd* ermittelt. Die Häufigkeit der verwendeten besprechenden Tempora ist dementsprechend gering. Die beiden anderen Grimmschen Fassungen weisen eine entgegengesetzte Tendenz auf. Hier liegt der Datenbefund der besprechenden Tempora mit 40,5% bei der Rotkäppchen-Fassung und mit 38,4% bei der Stadtmusikanten-Fassung über dem Durchschnitt. Nur in Hüttners *Warum liebst du mich*? wurden mit 45% anteilmäßig noch mehr Formen der besprechenden Tempora verwendet. Ein Zusammenhang zwischen dem Alter der Märchen und dem Tempusgebrauch in Bezug auf die Einstellung des Rezipienten kann nicht nachgewiesen werden. Auch Gemeinsamkeiten von Adaptionen eines Textes sind den ermittelten Daten nicht zu entnehmen.[5]

Insgesamt ist aber festzuhalten, daß die Abweichungen in der Häufigkeit der Verwendung bei allen einzelnen Tempora (und bei den Kombinationen) unter 30% liegt, d.h. es kann eine allen Texten gemeinsame Tendenz in der Verwendung der Tempora zugesprochen werden, die unabhängig vom Alter und vom Inhalt der Texte relativ konstant ist und somit textsortenprägend genannt werden kann.[6]

2. Die Tempusperspektive

Hier unterscheidet Weinrich die neutralen Tempora (Präsens und Präteritum) und die Tempora der Differenzperspektive Rückschau (Perfekt, Plusquamperfekt) und Vorausschau (Futur).[7] Wertet man die Ergebnisse des Tempusgebrauchs bezüglich ihrer Tempusperspektive aus, kommt man zu dem eindeutigen Ergebnis, daß in allen Märchentexten die neutralen Tempora vorherrschen, machen sie zusammen doch durchschnittlich über 90% der Vorkommen aus. Auffallend ist auch, daß der Spielraum in der Verwendung der Tempora der Null-Perspektive im Vergleich zur Häufigkeit ihrer Verwendungen am geringsten ist. Die ermittelten Werte reichen von 81-96%. Die Tempora der Differenzperspektive, besonders die der Vorausperspektive, die in Grimms Raben-Fassung und in Wagners *Stadtmusikanten* gar nicht genutzt werden, bilden mit durchschnittlich nur 1,4% die Ausnahmen.

Auch im Bezug auf die Tempusperspektive konnten keine Zusammenhänge der Häufigkeit der Verwendung zum Alter oder zum Inhalt der Märchentexte gefunden werden. Interessant wäre hier vielleicht ein Vergleich der vorliegenden Untersuchungsergebnisse mit anderen Textsorten (-mustern).

Die zeitlichen Differenzierungen, die in den Märchentexten trotzdem enthalten sind, müssen also auf andere Weise realisiert worden sein. Eine Untersuchung der Bedeutungsunterschiede der Nebentempora[8] und die Analyse weiterer Temporalität ausdrückende sprachliche Elemente scheinen demzufolge erfolgversprechend.

3. Tempora im Einzelnen

Das **Präteritum** ist das in allen vorliegenden Texten am häufigsten nachgewiesene Tempus. In den traditionellen Grammatiken wird das Präteritum als das Tempus beschrieben, das gewählt wird, „um ein vergangenes Geschehen oder einen in der Vergangenheit liegenden Zustand in seinem Verlauf darzustellen."[9] Diese Grundaussage wird verschiedentlich durch Aspekte ergänzt, wie z.B. in der Duden-Grammatik durch den Sprechzeitpunkt,[10] von Erben durch die Bestimmung des zeitlichen Verhältnisses „des geschilderten Vorgangs oder Zustands zum Sprecher und die Einordnung in seine zeitliche Perspektive"[11] oder von Sommerfeldt/Starke durch den Verweis auf die Verwendung des Präteritums auch für die „zusammenhängende ... Darstellung aufeinanderfolgender Geschehnisse".[12] Sommerfeld/Starke räumen dem Präteritum somit eine weitere Verwendungsmöglichkeit ein, die nicht ausdrücklich an den Gebrauch zur Darstellung von Vergangenem gebunden ist. Einen Schritt weiter geht Weinrich. Er schreibt über ein weiteres Verwendungsgebiet des Präteritums, nämlich im Bereich der fiktionalen Literatur (und sogar in Geschichten über die Zukunft, wie beispielsweise Science-Fiction-Romane), und er belegt überzeugend am Beispiel des Perfekt und des Präsens, daß es auch mit anderen Tempora möglich ist, sich auf Vergangenes zu beziehen.[13]

In *Tempus — Besprochene und erzählte Welt* weist er am Beispiel der Kinder- und Hausmärchen nach, daß durch die Verwendung des Präteritums zwischen erzählter und realer Welt unterschieden und schon mit der Anfangsformel „Es war einmal ...“ nicht schlechthin eine Zeit, sondern eine Sphäre markiert wird,[14] nämlich die Sphäre, in der das Märchen stattfindet, eine andere, nicht reale Welt. Mit der signalhaften Anfangsformel stellt sich der Rezipient auf die Märchenwelt ein und erlebt in ihr nun selbst die wunderlichsten Dinge, ohne sie anzuzweifeln. So gesehen unterstützt das Tempus Präteritum wesentlich die Glaubwürdigkeit der Märchentexte.[15] Der Schritt zurück in die Realität soll dem Rezipienten mit einer Schlußformel in einer der Tempora der besprochenen Welt erleichtert werden. Grimms *Bremer Stadtmusikanten*, Maars *Hänsel und Gretel* und Janoschs *Drei Raben* schließen mit Sätzen im Perfekt bzw. Präsens, Janoschs *Froschkönig* mit zwei Konjunktivformen, die ebenfalls einen Rahmen andeuten und Grüns *Rotkäppchen* mit einem Gespräch der Eltern über die Erlebnisse der letzten Zeit, die ihnen unglaubhaft, wie ein Märchen, vorkommen. In diesen Sätzen halten sich die Formen der erzählenden und der besprechenden Tempora etwa die Waage. Dem Rezipienten wird also inhaltlich und dem Gebrauch der Tempora nach die Rückkehr in die reale Welt gewiesen.

Etwa zwei Drittel der vorliegenden Texte beginnen mit der nach Weinrichs Theorie eine andere Sphäre einleitenden formelhaften Eröffnung. Bechsteins Rabenmärchen wird mit einer anderen formelhaften Phrase begonnen, die aber auch zum einen den Rezipienten auf das Eintauchen in eine „wunderliche“ Welt vorbereitet und zum anderen durch die Verwendung des Präsens die Möglichkeit offen hält, daß das Geschehen glaubhaft erscheint. Zwei der drei Grimmschen Texte eröffnen ebenfalls nicht mit der oben genannten (angeblich märchentypischen) Formel. Sowohl die Raben-Fassung als auch die *Stadtmusikanten* beginnen zwar auch mit der Vorstellung der ersten Figuren im Präteritum und der Zuordnung der Figuren zueinander, aber ohne explizites „Einmal“. Die Stadtmusikanten-Fassung beginnt mit der Vorstellung eines Mannes, der nur in der Beschreibung der Ausgangssituation eine Rolle spielt. Weit wichtiger ist die Figur, die ihm zugeordnet wird, der Esel. Die formelhafte Eröffnung würde die Aufmerksamkeit des Rezipienten zu sehr auf die Figur des Mannes lenken, da die erstgenannte Figur meist eine der für den Handlungsverlauf wichtigen Figuren ist. Die Variante mit dem Platzhalter „es“ im Vorfeld des Satzes („Es hatte ein Mann einen Esel“) deutet schon an, daß der Mann keine große Bedeutung haben wird. Außerdem wäre es sprachlich wesentlich aufwendiger und komplizierten, in dem ersten Satz zunächst den Mann in der genannten Formel einzuführen, dazu den Esel vorzustellen und dessen Situation zu beschreiben. Die Grimms wählten hier eine Variante, die einfacher ist und trotzdem ihre konnotative Funktion erfüllt, wenn auch die Signalwirkung für den Rezipienten weniger deutlich ist. Das scheint jedoch kein größeres Problem zu sein, da der Rezipient in der Regel

über eine gewisse Rezeptionserfahrung verfügt, aufgrund deren er trotzdem den Weg in die Märchenwelt findet.

Warum die Grimms in der Rabenfassung einen anderen Eröffnungssatz gewählt haben, ist nicht nachvollziehbar, da hier der formelhafte Einstieg sowohl von der signalhaften Wirkung her, die durch die vorliegende Eröffnungsvariante nur leicht abgeschwächt wird, als auch von den inhaltlichen Gegebenheiten her hätte verwendet werden können. Möckel beginnt seine Froschkönig-Fassung zwar in der Erzählperspektive, im Präteritum, doch spielt seine Geschichte eindeutig in der jüngeren Vergangenheit, nämlich „vor noch gar nicht so langer Zeit“, noch dazu in unserem Land — wobei offen bleibt, ob „unser Land“ das Land der Märchenerzähler oder das Land des Märchenerzählers und des Rezipienten ist.

Eine Schlußformel zur Rückführung des Rezipienten in die reale Welt ist nur in Grimms „Bremer Stadtmusikanten“ und in Janoschs Rabenmärchen nachzuweisen. Doch in den meisten Texten des untersuchten Corpus fehlt eine Schlußformel in Weinrichs Sinn. An ihre Stelle tritt z.B. ein Gespräch zwischen dem Vater und der Mutter Rotkäppchens, das nach dem glücklichen Ende der Geschichte geführt wird:

> Die letzten Wochen waren wie ein böses Märchen. Wenn ich es nicht selbst erlebt hätte, ich würde es nicht glauben, wenn es mir ein anderer erzählt hätte. Lag es an uns? Haben wir uns anders verhalten? Was mag denn der Grund gewesen sein? (von der Grün, Satz 43-48)

oder ein Nachtrag, in dem der Rezipient explizit darauf hingewiesen wird, daß er soeben ein Märchen gelesen/gehört hat („Aber der Wolf war natürlich nicht richtig tot, denn ihr habt schon gemerkt, was ich hier erzähle, ist nicht irgendwas, sondern das sind echte Märchen.“ — Wagner, S. 13).

Beide Textschlüsse stehen insofern in der Tradition der genannten Schlußformeln, als daß sie den Rezipienten wieder in die reale Welt zurückführen, wenn dieser Schritt auch in beiden Texten nicht besonders groß ist, da die Welt, in der die Handlung abläuft, der realen Welt sehr ähnlich ist. Ebenfalls in Wagners *Rotkäppchen* wie auch in zwei weiteren Märchentexten, nämlich Maars *Hänsel und Gretel* und Grimms *Sieben Raben*, wird der Rezipient vom Autor angesprochen und somit der Sphärenwechsel verdeutlicht. Dies geschieht jedoch nur bei Maar am Ende des Textes. Nur in diesem Text kann die Aufgabe der Rückführung des Rezipienten erfüllt werden. In den anderen beiden Texten dient der Einschub in Form einer rhetorischen Frage („Was sollte es nun anfangen?“ — Grimm, Satz 26) bzw. als fiktiver Dialog mit dem Rezipienten („Eines schönen Maiabends, der Wolf schlich durch den Fichtenwald, da sah er zwischen den Baumstämmen — na? Richtig. Rotkäppchen sah er da.“ — Wagner, Satz 4-6), beide im Präteritum, eher dazu, den Rezipienten an dem Verlauf der Handlung zu interessieren und ihn insofern einzubeziehen.

Die anderen Texte schließen ohne formelhaften Schluß in der Erzählebene und mit dem Erzähltempus Präteritum. Die einzige Ausnahme ist Grimms

Rotkäppchen: Dieser Text endet mit Gedanken Rotkäppchens, was es in der Zukunft anders machen will. Da diese Gedanken in direkter Form wiedergegeben wurden, fanden, wie fast immer (siehe auch die einzelnen Tempora Präsens und Perfekt), Präsens und Perfekt Verwendung, doch nicht in der von Weinrich dargelegten Weise, da die Tempora der besprechenden Perspektive nicht in einer Schlußformel eingesetzt wurden. Eine gewisse abschließende Wirkung wird jedoch auch mit diesem Satz erreicht, da er einen Bogen zur Aufgabenstellung schlägt und verdeutlicht, daß die Heldin aus dem Geschehen gelernt hat und eine Schlußfolgerung zieht, was auch vom Rezipienten nachvollzogen werden kann. Zusammenfassend kann festgehalten werden, daß schon der Tempusgebrauch insgesamt dem Rezipienten in den vorliegenden Texten den Sphärenwechsel in beide Richtungen erleichtert, sei es nun mit Hilfe der Formeln, wie von Weinrich beschrieben, oder in einer anderen adäquaten Form.

Semantisch gesehen gehen u.a. Elke Hentschel und Harald Weydt davon aus, daß es fast immer möglich ist, das Präteritum gegen das Perfekt auszutauschen. In einigen Kommunikationsbereichen, z.B. in der familiären Umgangssprache, hat das Perfekt das Präteritum schon weitgehend verdrängt.[16] Nur noch in wenigen Bereichen wird das Präteritum gegenüber dem Perfekt vorgezogen.[17] Als einen Grund für den Rückgang des Präteritumgebrauchs benennt Gudrun Keuler, daß der Produzent Schwierigkeiten hat, „besonders die starken Verben in das Imperfekt zu setzen."[18] Dies gilt vor allem für selten verwendete starke Verben. Doch die Verben, die in den Märchentexten verwendet werden, gehören überwiegend zu den im Alltag sehr häufig verwendeten Verben, mit denen schon die Kinder vertraut sind. Die Präteritum-Formen dieser hochfrequenten Verben gehören zumindest zum passiven Wortschatz der Rezipienten und können somit verstanden werden.[19]

Das Präteritum gilt einerseits, besonders in der mündlichen Kommunikation, als archaisch und wird einer höheren Stilebene zugeordnet. Andererseits ist das Präteritum nach wie vor das übliche Tempus der geschriebenen erzählenden Prosa.[20] Auch in den moderneren Adaptionen der Märchen-Fassungen wird überwiegend das Präteritum verwendet. Für die Märchentexte ergibt sich ein besonderer Zusammenhang, da sie zwar in schriftlicher Form vorliegen, doch häufig vorgelesen werden. So gesehen stehen sie auf der Grenze zwischen mündlichen und schriftlichen Rezeptionsgewohnheiten. Für jüngere Rezipienten, besonders wenn es sich um Hörer handelt, die selbst noch nicht lesen können, also nur durch den mündlichen Sprachgebrauch geprägt sind, heißt das, daß ihnen der Umgang mit dem Präteritum relativ neu, zumindest in so hoher Konzentration wie bei den Märchentexten ungewohnt ist. Für den kindlichen Rezipienten, der die Sprache fast ausschließlich von ihrer gesprochenen Seite her kennt, hebt sich die wesentlich häufigere Verwendung des Präteritum, besonders im Vergleich zum Perfekt, von seinen bisherigen, alltäglichen, realen Erfahrungen ab.[21] So gewinnt das Märchen

auch durch den Tempusgebrauch an Besonderem, Auffälligem. Der Übergang in die fiktive Welt wird auch durch den Tempusgebrauch markiert.

Johannes Erben sieht das Präteritum zwar auch als „Ausdrucksform des (historischen) Berichts der eindringlichen Rückschau"[22] und eigentliche Erzählform, die die Abläufe als „nicht-gegenwärtig" beschreibt und eine „Berichtsdistanz" schafft, doch räumt er dem Präteritum weitere Gebrauchsvarianten ein. Ich möchte auf zwei davon näher eingehen: Auf der Ebene der Erinnerung schafft das Präteritum wieder ein „Kontinuum, da die [...] erinnerten Prozesse nicht in sich abgeschlossen vorgestellt werden [...] sondern offen und in ihrer Folge zusammenhängend."[23] Das Präteritum markiert den Text also nicht zwangsläufig als vergangenes Geschehen, sondern als eine zusammenhängende, einander beeinflussende Folge von Handlungen. Auf die Märchentexte bezogen kann geschlußfolgert werden, daß die Handlungen nicht schlechthin in der Vergangenheit ablaufen. Hat der Rezipient einmal den Schritt in die Märchenwelt, in die erzählte Welt vollzogen, wird die Handlungszeit nebensächlich, und die Handlungen in ihrer gegenseitigen Beeinflussung rücken ins Zentrum des Interesses.

Etwas später stellt Erben dar, „daß das Präteritum als Zeitform der erzählenden Dichtung unter bestimmten Voraussetzungen aus dem Oppositionsverhältnis der Zeitstufen heraustritt und seine grammatische Vergangenheitsbedeutung verliert,"[24] und zwar dort, „wo sich die räumliche und zeitliche Ordnung der erzählten Welt nicht mehr nach der Person des [...] Erzählers, sondern nach der fiktiven Gestalt des Helden ausrichtet."[25] Als Beispiel führt Erben den Fall der „erlebten Rede" an. Die Vorkommen der „erlebten Rede" in den von mir untersuchten Märchentexten belegen diese These ausnahmslos. Doch darüber hinaus ist die zeitliche und räumliche Ordnung des Erzählers in meinen Texten (nicht nur in der „erlebten Rede") nahezu bedeutungslos. Das hieße, daß es bei den Märchentexten insgesamt möglich wäre, das verwendete Präteritum aus dem Oppositionsverhältnis der Zeitstufen zu lösen und seine Vergangenheitsbedeutung aufzuheben.[26]

Hier schließt sich der Kreis, verbindet man die eingangs beschriebenen Forschungsergebnisse von Weinrich mit den Weiterführungen, die am Beispiel von Erben dargelegt wurden, so kann die These aufgestellt werden, daß die Sphäre der Märchenwelt nicht ausschließlich durch die Eingangsformel eröffnet wird, sondern die Verwendung des häufigen Präteritum einen wesentlichen Beitrag leistet.

Zusammenfassend können folgende Wirkungspotenzen des Präteritum in den vorliegenden Märchentexten zusammengestellt werden.
Durch das Präteritum wird

- der Eintritt in die Sphäre der Märchenwelt am Anfang und die Rückführung in die reale Welt am Ende der Texte (mit Hilfe einer Formel oder einer ähnlichen signalhaften Realisierung, aber auch durch die so häufige Verwendung des Präteritum insgesamt) markiert,

MAGYAR TUDOMÁNYOS AKADÉMIA Germanisztikai Intézet

- eine Aufhebung der primären Vergangenheitsbedeutung und
- eine Abhebung von der Umgangssprache (Normalsprache) durch die besonders häufige Verwendung erreicht.

Zu überdenken wäre in dem Zusammenhang, auch die Zuordnung des Präteritum hinsichtlich seiner Tempusperspektive. Weinrich bezeichnet das Präteritum als das erzählende Neutral-Tempus,[27] als eines der beiden Tempora, bei denen „hinsichtlich der Tempusperspektive nichts Besonderes zu bemerken" ist. Gewinnt nicht gerade durch die Verwendung des Präteritums im Zusammenhang mit den formelhaften oder adäquaten Ein- und Ausführungen, durch die der Rezipient in eine andere Zeit (und an einen anderen Ort) versetzt wird, und durch die Aufhebung der primären Vergangenheitsbedeutung zugunsten der stilistischen Unterscheidung von der Alltagssprache gerade die Tempusperspektive an Bedeutung? Die zeitlich Geltungsweise der Prädikation wird durchaus festgelegt, wenn auch nicht punktuell, so doch richtungsweisend in die zum Teil noch nicht abgeschlossene Vergangenheit, die bis in die Gegenwart hinein reicht und unter Umständen in die Zukunft wirkt.

Wie schon erwähnt, kann es in bestimmten Situationen vorkommen, daß zwischen Präteritum und **Perfekt** ein Verhältnis der Konkurrenz bzw. Überlappung besteht. Ob dies in den Märchentexten der Fall ist und wofür das Perfekt Verwendung findet, soll im folgenden untersucht werden.

Der Berührungspunkt von Präteritum und Perfekt liegt in der Darstellung von Vergangenem. V. J. Myrkin untersucht das Verhältnis an kurzen Zeitungsberichten und kommt zu dem Ergebnis, daß Perfekt und Präteritum austauschbar sind, daß es in der Wahl bzw. im Ermessen des Sprechers liegt oder Zufall ist, welches Tempus verwendet wird, und er schließt seine Betrachtungen mit dem Gedanken, daß jeglicher Erklärungsversuch gewollt und nicht beweiskräftig ist.[28] Und doch belegen die ermittelten, relativ einheitlichen Anteile der Vorkommen der einzelnen Tempora, daß in den Märchentexten bewußt unterschieden wird, daß die einzelnen Tempora vielleicht nach bestimmten Kriterien auch abhängig vom Darzustellenden verwendet wurden.

Wolfhard Kluge ermittelte, daß das Perfekt bei persönlichen Bemerkungen des Erzählers sowie in Eröffnungs- und Schlußsätzen dem Präteritum vorgezogen wird.[29] Die Eröffnungs- und Schlußsätze wurden bereits im Zusammenhang mit dem Präteritum, einer Theorie von Weinrich folgend, untersucht. Deshalb soll hier nur kurz darauf eingegangen werden. In den Eröffnungssätzen fand Perfekt keine Verwendung. Im Schlußsatz konnten nur drei Perfektformen nachgewiesen werden (Grimm *Hänsel und Gretel* und *Rotkäppchen*, Maar *Hänsel und Gretel*). Auf eine vorzugsweise Verwendung kann nicht geschlossen werden.

Persönliche Bemerkungen der Erzähler sind in den Märchentexten insgesamt recht selten. Nur in Maars *Hänsel und Gretel* wird die Bemerkung des Erzählers zumTeil im Perfekt realisiert. Die eigentliche Märchenhandlung ist an dieser Stelle bereits abgeschlossen. Der Erzähler fügt der Handlung seine

Wertung hinzu. Kluge hat diesen Anwendungsbereich des Perfekt schon 1965 beschrieben und nennt ihn „urteilende Stellungnahme".[30] Doch auch in den Märchentexten, im Verlauf der Handlungen werden Wertungen mittels des Perfekt ausgedrückt, so z.B. in Grimms *Stadtmusikanten*. Der ausgeschickte Räuber berichtet den anderen Räubern über seine Erlebnisse im Räuberhäuschen, er deutet und wertet das Geschehen. Doch auch schon die Fragen der sieben Raben „Wer hat von meinem Tellerchen gegessen?" (usw.) können neben der Überraschung auch Ärger und somit Wertung in sich tragen. Wertend sind ebenfalls der Ausruf "So ein schönes Haus habe ich noch nie gesehen!"(Maar, *Hänsel und Gretel*, Satz 13), die Schlußgedanken Rotkäppchens "Du willst nie wieder vom Weg abgehen, wenn's dir die Mutter verboten hat," (Grimm) und Rotkäppchens Feststellung „Weil du dich überfressen hast" (Gmelin). Doch die Mehrheit der Perfektformen steht nicht direkt im Zusammenhang mit einer wertenden Aussage, sondern sie drücken vergangenes Geschehen aus.

Helbig/Buscha untersuchten verschiedene Textsortengruppen und kamen zu dem Ergebnis, daß in Erzählungen, Zeitungen, Briefen und Ansprachen Präteritum und nur in freien Gesprächen Perfekt überwiegen, also Präteritum im schriftlichen und vorbereiteten mündlichen Gebrauch und Perfekt im freien mündlichen Gebrauch vorgezogen werden. Das scheint für die Märchentexte ein verfolgenswerter Ansatzpunkt zu sein, werden doch das Perfekt fast ausschließlich, zu über 95%, für die Realisierung der direkten Redewiedergabe, wörtliche Rede und Gedanken, und das Präteritum überwiegend im Erzählteil genutzt. Im Erzählteil wurde das Perfekt nur sehr selten nachgewiesen. Hier wird bevorzugt eine Wertung bzw. die Meinung des Erzählers (Wagner *Rotkäppchen*) oder einer Märchenfigur (Möckel *Froschkönig*) wiedergegeben. In den direkten Redewiedergaben wird das Perfekt oft mit Präsensformen — hier reicht die Bandbreite vom Präsens zur Darstellung des Vergangenem über das aktuelle Präsens bis hin zu Formen des zukünftigen Präsens (siehe dazu auch Präsensgebrauch) — kombiniert. Durch das Perfekt wird fast immer etwas bereits Vergangenes dargestellt, das die Gegenwart erklärt oder deren Folgen bis in die Gegenwart oder gar in die Zukunft reichen, oder anders ausgedrückt: etwas, das Vergangenheitsbezug,[31] Gegenwartsbezug[32] und/oder Zukunftsbezug[33] realisiert. Als Beispiel dafür möchte ich auf Grimms „Bremer Stadtmusikanten" verweisen. Alle 13 Perfektvorkommen liegen in der direkten Redewiedergabe. Im ersten Drittel des Textes werden die Perfekt-Formen verwendet, wenn sich die Tiere erzählen, warum und wie sie in die jeweils gegenwärtige Lage geraten sind, wenn sie sich das bisherige, gegenwärtige und für die Zukunft wichtige Geschehen erzählen. Im letzten Drittel wird noch einmal Vergangenes von Perfektformen wiedergegeben, der ausgeschickte Räuber schildert seine Erlebnisse und seine Deutungen derselben im Räuberhäuschen. Im Anschluß daran beschließen die Räuber, sich ein neues Zuhause zu suchen. In beiden Vorkommen beginnt mit

den Perfektformen ein Bogen von der Vergangenheit über die Gegenwart bis hin zur Zukunft.[34]

Durch die direkte Wiedergabe des Vorgeschehens und der Erlebnisse im Perfekt werden diese Textteile außerdem von den anderen, den erzählten und auch von der wörtlichen Redewiedergabe im Präsens abgehoben. Da das Perfekt insgesamt nur relativ selten Verwendung findet, gewinnen die Redewiedergaben an Spannung, Abwechslung und Realitätsnähe. Die Äußerungen der Märchenfiguren entsprechen der Form nach etwa dem, wie sie wahrscheinlich von den Rezipienten in gleicher Situation geäußert würden. So entsteht zwischen den Rezipienten und den Märchenfiguren ein engeres, vertrauteres Verhältnis.

In keinem der vorliegenden Märchentexte konnten mehr als 7% Perfektformen nachgewiesen werden. Der Durchschnitt der anteilmäßigen Perfektverwendung liegt bei 3,8%. In einem Märchen, in Arnims *Die Hexe als Pferd*, wurde auf das Perfekt ganz verzichtet. Die Häufigkeit der Perfektverwendung ist hauptsächlich abhängig von der Häufigkeit der direkten Redewiedergaben, daß wie schon erwähnt, das Perfekt fast ausschließlich in der mündlichen Rede eingesetzt wurde. Immer, wenn die Märchenfiguren etwas Vergangenes wiedergeben, werden zur sprachlichen Realisierung dessen eine oder mehrere Perfektformen genutzt. Doch in den Märchentexten wird meistens nur dann über Vergangenes reflektiert, wenn es für den aktuellen oder weiteren Verlauf der Handlungen relevant ist. Das ist relativ selten der Fall. Durch das Perfekt wird dann jedoch zugleich das Vergangene für das Besprechen der gegenwärtigen Situation auch auf der formalen Ebene erschlossen.

Zusammenfassend kann festgehalten werden: Das Perfekt dient hauptsächlich der Verknüpfung von vergangenem, gegenwärtigen und zukünftigen Geschehen. Da das Präteritum seine Vergangenheitsbedeutung weitgehend verloren hat, ist das Perfekt die wichtigste Form zur Darstellung der Vergangenheit und der Rückperspektive. Trotzdem ist der Anteil des Perfekt in den Märchentexten sehr gering. Dies hängt mit der Verwendung zusammen. Das Perfekt wird fast ausschließlich in der direkten Redewiedergabe eingesetzt. Auf diese Weise kann die direkte Rede auch formal und leichter vom Erzählteil unterschieden werden. Zum anderen lockern die Perfektformen den Text auf, und sie vermitteln dem Rezipienten das Gefühl der Bekanntheit und Realitätsnähe.

Eine Konkurrenz zwischen Perfekt und Präteritum besteht nicht.

Eher kann in einigen Fällen eine Konkurrenz zwischen Perfekt und **Plusquamperfekt** gesehen werden. Das Plusquamperfekt wurde im Vergleich zum Perfekt insgesamt etwas häufiger verwendet. Dies belegt der Durchschnittswert von 4,6%. Der ermittelte Durchschnittswert der drei Grimmschen Fassungen liegt mit 3,86% etwas unter diesem Wert.[35] Die anteilmäßig häufigsten Plusquamperfektformen konnten in Janoschs *Die drei Raben* (9,4%) und in Maars *Hänsel und Gretel* (8,2%) nachgewiesen werden, den kleinsten Anteil

weisen Wagners *Rotkäppchen* und Hüttners *Warum liebst du mich*? (je 1,7%) auf. Ein Zusammenhang zwischen der Verwendung des Plusquamperfekt und der Zeit des Aufschreibens kann also zunächst nicht festgestellt werden.

Die Plusquamperfektbelege wurden ausschließlich im Erzählteil der Märchentexte gefunden. Plusquamperfekt wurde hauptsächlich dann eingesetzt, wenn ein bereits abgeschlossenes Geschehen dargestellt werden soll, oder, seltener, wenn Ereignisse aus der Zeit vor der „Märchengegenwart",[6] wie z.B. in Janoschs „Froschkönig" („Und immer, immer wieder erzählte ihm die schöne grüne Froschkönigin, wie sie sich einmal als Froschkind zu weit vom Teich ihres Vater weggewagt hatte" — Satz 66; und „Hätte sie nämlich oben auf dem Land geheiratet, hätte sie nie, nie wieder zurückgedurft ins kühle Wasser." — Satz 69) oder aus dem bisherigen Verlauf der Geschichte plötzlich deutbar werden, wie z.B. in *Die Hexe als Pferd* („Der Bauer hatte sich schon gewundert, daß seine Frau nicht zu ihm käme." — Satz 26 und „Jetzt war die Sache am Tage, wo die Knechte hingekommen waren; und der Bauer wußte nun wo er dran war, daß ihm die Frau alle Knechte verhext und verführt hatte." — Satz 31)

Die im Plusquamperfekt realiserten Geschehnisse reichen zwar nicht bis in die Gegenwart hinein, doch sind deren Folgen für die Gegenwart bzw. den Verlauf der Handlung wichtig. Nur im Zusammenhang mit einer solchen Konstellation konnten Plusquamperfektformen belegt werden. Eine Ausnahme bildet die Kombination Plusquamperfekt im Konjunktiv. Nur in fünf Texten, also in weniger als der Hälfte, wurden diese Modus-Tempus-Kombinationen gefunden. Die zeitliche Komponente des Plusquamperfekt rückt in diesen Vorkommen zurück, ausgedrückt werden ein Wunsch und eine Bedingung in Möckels *Der Froschkönig*, eine Fähigkeit bzw. nicht realisierte Möglichkeiten in Janoschs *Froschkönig* und letzteres ebenfalls in Grüns *Rotkäppchen* und Janoschs *Drei Raben*. Nur einmal, in Grimms *Sieben Raben*, wird eine indirekte Rede der Tochter im Plusquamperfekt Konjunktiv wiedergegeben. Gesprochen wird über einen in der Vergangenheit liegenden Zustand. In diesem Fall behält die temporale Komponente ihre Bedeutung und der Modus dient zur Realisierung der indirekten Redewiedergabe. Eine Relevanz für das folgende Geschehen liegt vor.

Plusquamperfekt ist außerdem Element zur Kennzeichnung von Vorzeitigkeit in Satzgefügen.[37] Im Nebensatz werden Geschehen oder Sein beschrieben, die vor denen des Hauptsatzes abgelaufen sind. Hierfür werden Plusquamperfekt und Präteritum kombiniert. Auf Belege kann beispielsweise in Grimms *Rotkäppchen* („Und wenn es eine gebrochen hatte, meinte es, ..." — Satz 25; „da lag die Großmutter und hatte sich die Haube tief ins Gesicht gesetzt und ..." — Satz 35; „Kaum hatte der Wolf das gesagt, so tat er ..." — Satz 45; und schließlich „Wie der Wolf sein Gelüsten gestillt hatte, legte er sich" — Satz 46), Gmelins *Rotkäppchen* (Satz 42; 67 und 69 — sind identisch mit Satz 25; 47 und 53 der Grimmschen Fassung), in Grimms *Stadtmusikanten*

(Satz 1; 3 und 34)*, in Möckels *Froschkönig* (Satz 30; 48 und 60)*, in Maars *Hänsel und Gretel* (Satz 14; 23 und 59)* verwiesen werden.

Eine Ausnahme ist in Grimms und Gmelins *Rotkäppchen* („Wie er ein paar Schnitte getan hatte, da sah er ... leuchten." — Satz 32 bzw. 51 mit identischer Form) zu finden. Die Plusquamperfektvorkommen deuten zwar auch vergangenes, abgeschlossenes Geschehen an, doch stehen sie (isoliert — nur Gmelin) in Hauptsätzen. In diesen Beispielen erfolgte direkt vorher ein Szenenwechsel. Die Aufmerksamkeit des Rezipienten wird jetzt wieder vom Wolf weg auf das Rotkäppchen gerichtet. Mit Hilfe des Plusquamperfekt wird angedeutet, daß inzwischen auch in der zuvor nicht beachteten Räumlichkeit Zeit vergangen, aber nichts Bedeutendes passiert ist. Ebenfalls nach einem Sprung wurde in Wagners *Stadtmusikanten* („Als sie in Berlin ein Jahr lang ihr Lied gesungen hatten, hatten sie so viel Geld zusammengesungen, daß sie sich ... kaufen konnten." — Satz 35) Plusquamperfekt verwendet. Der räumliche Aspekt fehlt bei Wagner. Anstelle dessen hat das Tempus eine stark raffende Wirkung. In zwei Nebensätzen wird ein relativ langer Zeitraum des Singens zusammengefaßt. Wie es den Sängern im einzelnen ergangen ist, bleibt völlig unbeachtet. Genannt wird nur, daß sie gesungen und dafür Geld bekommen haben. Was sie mit dem Geld getan haben und welche Folgen das für sie hat, wird bereits wieder im Präteritum, im Hauptsatz, erzählt.

Am Anfang dieses Abschnittes war die Rede von Überschneidungen bzw. Konkurrenzverhalten zwischen Perfekt und Plusquamperfekt. Gemeint ist nicht die Art, wie es umgangssprachlich getan wird, wo es sich zumeist um Überschneidungen von verwendetem und gemeintem Tempus handelt.[38] Im Gegenteil, die abgeschlossenen Handlungen und Geschehen im Erzählteil, besonders häufig sind sie in der Beschreibung der Ausgangssituation zu finden, werden konsequent im Plusquamperfekt realisiert, so z.B. in Janoschs *Froschkönig* („Und einmal — er hatte an diesem Tag wohl schlecht geschlafen, war etwas nervös, auch ..." — Satz 5), Wagners *Rotkäppchen* (Satz 2; 8 und 24)*, Maars *Hänsel und Gretel* („Es war einmal eine alte Hexe, die hatte ihr ganzes Leben lang gearbeitet, hatte gezaubert vom frühen Morgen bis zum späten Abend, hatte gehext und Zaubersprüche aufgesagt jeden Tag und war nun ..." — Satz 1) und Arnims *Die Hexe als Pferd* (Satz 26 und 31* — nicht in der Ausgangssituation). Als Beispiel für eine Überschneidung sei aus Hüttners *Warum liebst du mich*? der Satz 61 („Je länger der König zugehört hatte, um so verdrießlicher war er geworden.") genannt. Der Satz wird zwar im Plusquamperfekt geäußert, doch ohne notwendigen Grund. Zur Unterscheidung zu den vor und nach diesem Satz stehenden direkten Redeäußerungen im Präsens und zur temporalen Unterscheidung hätte auch Perfekt, ja sogar Präteritum verwendet werden können, wie es in der vorangehenden Sequenz an gleicher Stelle eingesetzt wurde. Erklärbar ist der häufige Temporasprung dieses Teiles eher im Zusammenhang mit Auffälligkeit. Der Rezipient soll auch durch die sprachlichen Mittel, genauer die Tempuswahl,

spüren, daß an dieser Stelle etwas Wichtiges passiert. Da dem Helden nun schon das zweite Hindernis in den Weg gestellt wird, spitzt sich die Lage weiter zu. Erst am Märchenschluß, als sich das gute Ende schon abzeichnet, verwendet Hüttner wieder die gebräuchlicheren Tempora der Märchentexte, also überwiegend Präteritum für den Erzählteil und Präsens für die direkten Redewiedergaben.

Zusammenfassend kann festgehalten werden: Plusquamperfekt wird in den Märchentexten überwiegend dann eingesetzt, wenn eine abgeschlossene Handlung bzw. ein Zustand, die in der Vorvergangenheit abgelaufen bzw. existent sind, realisiert werden sollen oder, seltener, wenn ein zeitlicher und/oder räumlicher Sprung erfolgte. Nahezu alle Belege haben einen Bezug zur Gegenwart bzw. zum weiteren Handlungsverlauf. Auffallend und die Einfachheit der Märchentexte prägend, ist die konsequente, eindeutige Verwendung in den beschriebenen Situationen. Die Plusquamperfekt-Konjunktiv-Formen verlieren ihren zeitlichen Aspekt weitgehend und beschreiben Wünsche, Bedingungen bzw. nicht eingetretene Möglichkeiten.

Anmerkungen

1. Quellen der Texte im Corpus:
   - Grimm, Jacob und Wilhelm: *Die sieben Raben* (KHM 25); *Rotkäppchen* (KHM 26); *Die Bremer Stadtmusikanten* (KHM 27) — In: *Kinder- und Hausmärchen*. Die Märchen der Brüder Grimm, Leipzig: Verlag Neues Leben 1984.
   - Bechstein, Ludwig: *Die sieben Raben*. — In: *Deutsche Märchen und Sagen*. Berlin, Weimar: Aufbau Verlag 1978.
   - Janosch (Pseudonym für Eckert, Horst): *Die drei Raben*; *Der Froschkönig*. — In: *Janosch erzählt Grimms Märchen*. Weinheim - Basel: Beltz Verlag 1974.
   - Möckel, Klaus: *Der Froschkönig*. — In: *Tischlein deck dich*! Alte Märchen neu verputzt. Berlin, Verlag Tribüne 1980.
   - Wagner, Bernd: *Der Wolf und das Rotkäppchen; Die Berliner Stadtmusikanten*. — In: *Das neue Lumpengesindel*. Berlin: Der Kinderbuchverlag 1981, 2. Auflage 1985.
   - Arnim, Friedmund von: *Die Hexe als Pferd*. — In: Rölleke, H., *Hundert neue Märchen im Gebirge gesammelt*. Köln: Diederichs 1986.
   - Hüttner, Hannes: *Warum liebst du mich*? — In: Herzberg, A (Hrsg.), *Alma fliegt*. Berlin: Buchverlag Der Morgen o.J.
   - Gmelin, Otto F.: *Rotkäppchen*. — In: Frank, Karlhans (Hrsg.): *Märchen*. Literarische Texte im Unterricht. München: Goethe-Institut 1985.
   - Maar, Paul: *Die Geschichte vom bösen Hänsel und der bösen Gretel, erzählt von einer Hexe*. — In: Frank, Karlhans (Hrsg.): *Märchen*. Literarische Texte im Unterricht. München: Goethe-Institut 1985.
   - Grün, Max von der: *Die Geschichte vom bösen Hänsel und der bösen Gretel, erzählt von einer Hexe*. — In: Frank, Karlhans (Hrsg.): Märchen. Literarische Texte im Unterricht. München: Goethe-Institut 1985.
2. Besonders Weinrich, Harald: *Textgrammatik der deutschen Sprache*. — Mannheim, Dudenverlag 1993 und Sowinski, Bernhard: *Textlinguistik*. — Stuttgart: Kohlhammer Verlag 1983. (= Urban Taschenbücher Bd.325)
3. vgl. Weinrich, H.: 1993. S. 198.
4. vgl. ebenda S. 199.

5. Ein Zusammenhang von den Relationen der erzählenden und der besprechenden Tempora zur Verwendung der direkten Redewiedergabe wird an anderer Stelle beschrieben.
6. Genaueres zur wahrscheinlichen Verwendungsmotivation siehe unten: Tempora im Einzelnen
7. Weinrich, H. 1993. S. 208.
8. Begriff siehe *Duden*. Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. 4., völlig neu bearbeitete Auflage, hrsg. und bearb. von G. Drosdowski u.a., Mannheim: Bibliographisches Institut 1984, S. 143.
9. Günther Starke - Johannes Zech: *Kurze deutsche Grammatik*. — Berlin: Verlag Volk und Wissen 1988.
10. Siehe Duden, Anm. 8.
11. Erben, Johannes: *Deutsche Grammatik*. Ein Abriß. 12. Aufl. — Ismaning: Max Hueber Verlag 1980. S. 87ff.
12. *Einführung in die Grammatik der deutschen Gegenwartssprache*. Studienbuch, 2. neu bearbeitete Aufl. — Tübingen: Niemeyer Verlag 1992. S.68.
13. Weinrich, H.: 1993, S. 220.
14. Vgl. Weinrich, Harald: *Tempus — Besprochene und erzählte Welt*. 4. Aufl. — Stuttgart: Kohlhammer Verlag 1985. S. 48. (= Sprache und Literatur, Bd. 16.)
15. Siehe dazu auch Gent, Uta: *Für die Textsorte Märchen relevante stilistische Erfordernisse der Textgestaltung am Beispiel ausgewählter Texte*. S. 136-138. — In: Ötödik Magyar Alkalmazott Nyelvészeti Konferencia. Veszprém 1995.
16. Hentschel, Elke - Weydt, Harald: *Handbuch der deutschen Grammatik*. — Berlin, New York: Walter de Gruyter Verlag 1990. S. 100.
17. Siehe dazu die Forschungsergebnisse von Gudrun Keuler: *Die Tempora und der Tempusgebrauch in zusammengesetzten Sätzen*. — Frankfurt/M.: Peter Lang Verlag 1993. (= Europäische Hochschulschriften, Reihe 1, Deutsche Sprache und Literatur, Band 1400.)
18. Keuler, G.: 1993, S. 131.
19. Weitere Studien zu diesem Problem wären eine interessante weiterführende Aufgabe im Rahmen des Sprachwandels und seiner Phänomene, die jedoch nicht Gegenstand dieser Arbeit sind.
20. Helbig - Buscha: 1984, S. 148 ff und Keuler, G.: 1993 ebenda.
21. Das gilt auch für andere Formen der erzählten Welt, doch für Märchentexte in besonderem Maße
22. Erben, Johannes: 1980, S. 92.
23. ebenda: S. 93.
24. ebenda
25. ebenda; ähnliche Gedanken finden sich schon 1980 bei Klaus Dieling: *Präteritum, Perfekt und Plusquamperfekt*. — In: *Deutsch als Fremdsprache*. Leipzig, Herder Institut der Karl Marx Universität 1980. Nr. 17. S. 231-235.
26. Siehe auch Sommerfeldt/Starke: *Einführung in die Grammatik der deutschen Gegenwartsprache*. 2. neu bearb. Auflage. — Tübingen: Niemeyer Verlag 1992. S. 68.
27. Weinrich, H.: 1993, S. 207.
28. Siehe Myrkin, V. J.: *Sind Leistungen von Perfekt und Imperfekt prinzipiell unterschiedlich?* — In: *Deutsch als Fremdsprache*. Leipzig, Herder Institut der Karl Marx Universität 1982. S. 42-45.
29. Kluge, Wolfhard: *Zur Diskussion um das Tempussystem*. — In: *Beihefte zur Zeitschrift ‚Wirkendes Wort'*, Düsseldorf 1969, S. 59-68.
30. Kluge, W.: *Ich schoß auf eine Wildkatze: Über die Vergangenheitsformen im Neuhochdeutschen*. — In: *Muttersprache*. Zeitschrift zur Pflege und Erforschung der deutschen Sprache. Lüneburg: Hilland Verlag 1965. S. 74-84.

31. Helbig - Buscha 1981; *Duden-Grammatik* 1984; Schlecker 1987
32. Vgl. Kluge 1965
33. *Duden-Grammatik* 1984; Helbig - Buscha 1981
34. Vgl. auch Weinrich, H.: 1993, S. 324.
35. Die ermittelten Daten für das Perfekt liegen mit insgesamt 3,8% und 4,8% bei den Grimmschen Fassungen in etwa dem gleichen Bereich.
36. Vor der Erzählgegenwart liegend — in Anlehnung an Hentschel/Weydt, 1990, S. 104f.
37. Im Sinne von Sommerfeldt - Starke: *Einführung in die Grammatik der deutschen Gegenwartssprache*. Studienbuch, 2. neu bearb. Auflage. — Tübingen: Niemeyer Verlag 1992. S. 71.
38. Zusammengestellt und beschrieben von Gudrun Keuler: *Die Tempora und der Tempusgebrauch in zusammengesetzten Sätzen*. — Frankfurt/M.: Peter Lang Verlag 1993. S. 132.
39. Beides Weinrich, H.: 1993, S. 213.

* Aus Platzgründen wurden die so gekennzeichneten Belegstellen nicht im Wortlaut eingefügt.

László Czigány (Budapest)

Sprachliche Manipulation in der Werbung

0. Einleitung

In der vorliegenden Arbeit möchte ich versuchen, die Textsorte Werbung und die zu ihrem Wesen gehörenden sprachlichen Manipulationstechniken zu charakterisieren und zu analysieren. Mein Ziel ist eine Art Sprachkritik im Sinne von Heringer (1982). Dabei möchte ich weder die Werbung noch die Manipulation glatt verurteilen.

Sprachliche Manipulation ist in verschiedenem Maße auf fast allen Gebieten des Lebens zu beobachten, unser Leben ist ohne sie kaum vorstellbar. Mit einer etwas stärkeren Formulierung: „Die Lüge ist in der Welt. Sie ist in uns und um uns." (Weinrich 1966, S. 9) Ein großer Teil der Sprachbenutzer ist sich darüber im klaren, daß wir in der und durch die Werbung manipuliert werden. Wir sind also ihr gegenüber potentiell nicht wehrlos. Wir können ihr jedoch zu Opfer fallen, insofern wir nicht bemerken, wie sie funktioniert und auf uns wirkt. Zur Beschreibung und Bewußtmachung dieses Wie beizutragen ist das eigentliche Ziel dieser Arbeit.

1. Definition

Für die Werbung/Wirtschaftswerbung werde ich in dieser Arbeit meine aufgrund der Beschreibungen der von mir ausgewählten vier großen Wörterbücher (Duden, Wahrig, Brockhaus Wahrig, Langenscheidts Großwörterbuch) gewonnene Definition verwenden:

Werbung ist ein planmäßiges, absichtliches Vorgehen, mit dem man versucht, das Interesse bestimmter Personen und/oder Gruppen für (s)ein Produkt zu wecken und das Verhalten dieser Personen und/oder Gruppen diesem Produkt gegenüber positiv zu beeinflussen, d.h. sie zum Kauf zu veranlassen.

2. Manipulation oder Lüge?

Wo wir die Grenze zwischen Lüge und Manipulation ziehen können und was für eine Rolle dabei der Sprache zugesprochen wird, ist eine grundlegende Frage dieser Arbeit.

> Zwar lügen die Menschen — meistens — mit der Sprache, sie s a g e n die Unwahrheit, und sie r e d e n doppelzüngig. Aber es ist sehr fraglich, ob ihnen die Sprache beim Lügen hilft. Wenn sie es tut, wird sich die Linguistik dem »großen Problem der Lüge« (Augustin) nicht entziehen können. Hilft die Sprache beim Lügen nicht oder setzt sie dem Lügen sogar Widerstand entgegen, so kann dennoch die Linguistik beschreiben, was sprachlich geschieht,

> wenn die Wahrheit zur Lüge verdreht wird. Die Lüge geht die Linguistik allemal an,

behauptet Harald Weinrich (1966, S. 9). Er behandelt zwar die „Linguistik der Lüge", aber er nimmt später eine nuanciertere Stellung ein, indem er an einer Stelle über „totale Lüge" (ebd. S. 56) spricht, was meines Erachtens die Existenz von nicht-totalen Lügen voraussetzt, und dann anderswo wiederum feststellt:

> Gewiß, nicht jede Lüge ist eine totale Lüge [...] Es gibt halbe Lügen, und es gibt jene geringen Abweichungen von der Wahrheit, die vielleicht gerade deshalb so gefährlich sind, weil sie so schwer erkennbar sind. (ebd. S. 58)

Gerecht kann die Frage gestellt werden, was eigentlich halbe Lügen sind, gehören sie eher zu Lügen oder zu den Abweichungen? Heringer spricht dagegen in seiner geistreichen Preisrede (1990) entschlossen von Lüge, indem er die O-beinigen, X-beinigen, kurzbeinigen, langbeinigen, vielbeinigen, holzbeinigen, beinlosen und noch vielerlei Lügen aufzählt. Nicht einmal eine Andeutung, ein Hinweis auf Manipulation taucht bei ihm auf. Aber er tat es vielleicht nur der Metaphorik zuliebe, denn auch er schwankt in einer früheren Arbeit, wenn es um Verstöße gegen Kommunikationsmaximen geht und er schreibt, „daß man letztlich auch durch Verschweigen lügen kann" und dann noch auf der gleichen Seite feststellt: „Weniger zu sagen, als zu sagen [...] ist eine Form der Lüge oder Manipulation, und ebenso, etwas anderes zu sagen" (Heringer 1982, S. 103).

Im folgenden werde ich dafür argumentieren, daß die Lüge als die provokativste Form oder der Extremfall der sprachlichen Manipulation gelten kann. Wir können sogar zwei Wegen folgen, um zu diesem Schluß zu gelangen.

Bei dem ersten Weg können uns wieder Wörterbuchdefinitionen eine Hilfe leisten. Was den Begriff Lüge betrifft, finde ich die Duden-Definition am treffendsten und zusammenfassendsten. Lüge sei nach dieser eine „bewußt falsche, auf Täuschung angelegte Aussage, absichtlich, wissentlich geäußerte Unwahrheit" (Duden 1978, Band 4, S. 1706). Das Wesen der Manipulation scheint das Duden Fremdwörterbuch am besten zu erfassen: „1. bewußter u. gezielter Einfluß auf Menschen ohne deren Wissen u. oft gegen deren Willen (z.B. mit Hilfe der Werbung) 2. absichtliche Verfälschung von Informationen durch Auswahl, Zusätze o. Auslassungen" (Duden Fremdwörterbuch 1982, S. 471). Manipulation kann demzufolge ein Oberbegriff für Lüge sein, mit der die absolute Verfälschung des Informationsgehalts einer Aussage gemeint wird.

Der andere Weg kann mit Hilfe von Griceschen Konversationsmaximen, die einem allgemeinen Kooperationsprinzip dienen, eingeschlagen werden. Sie sind die folgenden:

(14) Die Qualitätsmaxime
Versuche deinen Beitrag wahr zu gestalten, genauer:
(i) sage nichts, was du für falsch hältst
(ii) sage nichts, wofür du keinen Beweis hast

(15) Die Quantitätsmaxime
(i) Gestalte deinen Beitrag so informativ, wie für die gegenwärtige Zweckbestimmung des Gesprächs nötig
(ii) Gestalte deinen Beitrag nicht informativer als nötig

(16) Die Relevanzmaxime
Mache deine Beiträge relevant

(17) Die Maxime der Art und Weise
Sei klar, und genauer:
(i) vermeide Unklarheit
(ii) vermeide Mehrdeutigkeit
(iii) fasse dich kurz
(iv) sei methodisch (Levinson 1994, S. 104).

Manipulation entsteht dementsprechend dann, wenn eine oder mehrere von diesen Maximen mißbraucht oder verletzt werden und es dem Empfänger nicht bewußt wird. Lüge wäre dabei die Verletzung der Unterklasse (i) der Qualitätsmaxime. Denn der Imperativsatz „sage nichts, was du nicht für wahr hältst" kann ohne jegliche Bedeutungsveränderung in die Aufforderung „lüge nicht" transformiert werden. Mit meiner These stimmt, was Edgar Lapp bei der Abgrenzung der Ironie von der Lüge als Ergebnis bringt, völlig überein:

> Ironie kommt durch eine transparente Manipulation der Aufrichtigkeitsbedingung zustande. Nicht-transparente Formen dieser Verletzung der Griceschen Maxime der Qualität, deren prototypische Ausprägung die Lüge ist, haben den Zweck, den Hörer zu täuschen (Lapp 1992, S. 99).

Es wird also in dem vorliegenden Aufsatz unter Manipulation die nicht-transparente Verletzung einer oder mehrerer der Griceschen Konversationsmaximen verstanden, wobei die Lüge als eine bestimmte Art oder Unterklasse der Manipulation (Verletzung der Unterklasse (i) der Griceschen Qualitätsmaxime) betrachtet wird.

3. Werbung und Manipulation

Die Werbung ist eine hauptsächlich durch ihre Kommunikationsintention erfaßbare Textsorte. Mit ihrer Hilfe will der Werber ein Produkt bekanntmachen und die Empfänger zum Kauf veranlassen. Sie ist eines der wichtigsten Mittel unterschiedlicher Firmen und Unternehmen, die sich auf einem Markt behaupten wollen. Hier liegt also ein besonders starkes (marktwirtschaftliches) Interesse des Senders vor, was die Wirkung der Werbung betrifft.

Allein diese Grundbedingungen könnten in uns den Verdacht wecken, daß die Werber manchmal das Interesse der Empfänger aus den Augen verlieren, und es möglicherweise sogar ignorieren. Sie greifen zu allen Mitteln und Techniken, von denen sie sich Erfolg erhoffen. Eben aus diesem Grunde kann

man von der Werbung kein präzises, ausführliches und ehrliches Informieren verlangen. Von denen, die über das Wesen der Werbung im klaren sind, wird es nicht einmal erwartet. Von den Sprachkritikern jedoch wird sie oft und heftig angegriffen. Das Anhäufen von all dem, was der Effektivität dienen kann (z.B. Sprachspiele, Dialektgebrauch, Normverletzungen usw.), der Mangel an Informativität, die einseitige Selektion von Informationen sowie ihre Neigung zur Mehrdeutigkeit und Unklarheit wurden schon unzählige Male Zielscheibe intensiver Kritik.

Meines Erachtens bedeutet die Selektion von Informationen nicht unbedingt Manipulation. Denn nicht alle Informationen, die den Interaktanten zur Verfügung stehen, sind für eine Kommunikationssituation relevant oder konstituierend. Informationen müssen nach der gegenseitigen Einschätzung der Kommunikationspartner und der Kommunikationssituation — auf eine natürliche Weise — vorselektiert werden. Das gilt für Zwei-Wege-Kommunikation.

In einer Ein-Weg-Kommunikation aber, wie in der Werbung, muß sich der Sender völlig auf seine eigenen Annahmen über den Empfänger verlassen und dessen angenommenes Interesse beachten. Gerade dies verlangt das von Grice aufgestellte und der Konversation zugrundegelegte, aber meines Erachtens im großen und ganzen für jegliche Form der Kommunikation maßgebende Kooperationsprinzip. Die Verletzung dieses Kooperationsprinzips bedeutet Manipulation, der weder eine negative noch eine positive Bewertung anhaftet. Wird die Manipulation im Interesse des Empfängers vollzogen, kann sie sogar als etwas Positives beurteilt werden (aber das ist die perlokutive Ebene) im Gegensatz zu den Fällen, in denen sie dem Interesse des Senders dient und vielleicht dem Empfänger Schaden zufügt.

Im Fall der Werbung dürfen wir behaupten, daß das Interesse des Senders (oder der hinter ihm Stehenden) maßgebend ist. M. a. W.: durch die Werbung werden wir im pejorativen Sinne manipuliert.

Deswegen ist es von großer Bedeutung, unsere kritische Rezeptionsfähigkeit der Werbung gegenüber zu verbessern. Die Beschreibung des Phänomens der sogenannten semantischen Aufwertung soll diesem Zweck dienen.

4. Die semantische Aufwertung

Was uns auf den ersten Blick bei der Betrachtung von Werbetexten ins Auge fällt, ist die Einseitigkeit des Gesichtspunktes bei der Auswahl der Wörter. Sie stehen fast alle für positive Begriffe, bezeichnen positive Eigenschaften und rufen im Leser meist angenehme Assoziationen hervor. Sie dienen mit Hilfe ihres eindeutig positiven Bedeutungshofes der sogenannten semantischen Aufwertung, die Römer (1968/1980) folgendermaßen beschreibt:

> Unter semantischer Aufwertung wird hier verstanden, daß von den angebotenen Waren mit Worten gesprochen wird, die bei einem ausgewogenen Verhältnis zwischen Wort und Sache nicht gewählt würden. Die Gegenstände werden mit der Sprache aufgewertet. Sie werden in der Hierarchie der Werte, die in der Sprache beschlossen ist, um eine oder mehrere Stufen heraufgerückt (S. 85).

Römer zählt insgesamt acht Faktoren formaler und inhaltlicher Natur auf, die eng zueinander in Beziehung stehen. Römers Aufstellung finde ich aber auf Grund meiner Untersuchungen gewisser Änderungen bedürftig. Ich schlage vor, einerseits die Kategorie „Aufwertende Appellative" — wenigstens vorübergehend — wegzulassen, andererseits aber die sieben übrigbleibenden Kategorien durch drei weitere zu ergänzen.

Aufwertende Appellative werden nach Römer in der Werbung zumeist als verschleiernde Bezeichnungen für Produkte (wie etwa Küchengerät für Holzlöffel) verwendet. „Es werden Wörter gewählt, die auf ein größeres Format oder eine großzügigere Anlage der Sache schließen lassen" (Römer 1968/1980, S. 97). Da ich aber während meiner bisherigen Untersuchungen keinen einzigen Beleg für dieses Phänomen gefunden habe, habe ich mich entschlossen, in der vorliegenden Arbeit auf diese Kategorie zu verzichten.

Dafür aber kann die Liste durch drei andere Erscheinungen ergänzt werden, die dazu beitragen können, daß eine Sache/Ware semantisch aufgewertet wird. Dies sind der Euphemismus, die Vermenschlichung und der Phraseologismus bzw. die Phraseologismusmodifikation. Ich werde bei den einzelnen Beschreibungen begründen, weshalb ich diese als je eine spezifische Art semantischer Aufwertung betrachte.

Nach diesen Überlegungen sieht die von mir modifizierte Liste folgendermaßen aus:

1. Benennung der Waren mit Hochwertwörtern
2. Steigernde Komposition
3. Superlativ, Komparativ und Elativ
4. Charakterisierung durch hoch-wertende oder superlativische Adjektive
5. Fremdwortgebrauch
6. Fachwortgebrauch
7. Euphemismus
8. Entkonkretisierung
9. Vermenschlichung
10. Phraseologismus/Phraseologismusmodifikation

Die semantische Aufwertung betrifft vor allem die Wortwahl und damit die Stilistik. Durch sie können fast alle der Griceschen Maximen verletzt werden. Oft werden dem Empfänger irrelevante und nicht unbedingt stichhaltige Informationen vermittelt, nicht selten kommen die Maximen der Klarheit und Eindeutigkeit zu kurz. Aber diesen Verletzungen liegt eine feinere Manipulationstechnik zugrunde, die auch von Römer angedeutet und von Oksaar erwähnt wird:

> In den natürlichen Sprachen wird der Inhalt einer Aussage aber ebenso von Konnotationen getragen. Synonyme unterscheiden sich häufig nur konnotativ; Störungen kommunikativer Prozesse und *sprachliche Manipulationen* [herausgehoben von L. C.] wirken vorwiegend auf dieser Grundlage. Eine Beurteilung der sprachlichen Ausdrücke in kommunikativen Akten nach der Befolgung und Einhaltung der grammatischen Regeln, nach den Prinzipien der Grammatikalität und Akzeptabilität allein, würde ihren Inhaltsbereich nur sehr unvollständig erfassen können. Aber auch eine Beurteilung auf Grund der Angemessenheit der gewählten Mittel muß sich mit den Konnotationen befassen. Diese können für die Wortwahl, je nach der Situation, maßgebender sein als der begriffliche Inhalt (Oksaar 1976, S. 11-12).

Aufgrund dessen schlage ich vor, die Gricesche Maxime der Art und Weise durch eine neue Unterkategorie, und zwar die Maxime der Angemessenheit, zu erweitern, die folgendermaßen lauten sollte:

Sei (deinem Gegenstand und der Situation) angemessen!

Ich versuche im anschließenden Teil der Arbeit zu beweisen, daß die Maxime der Angemessenheit ihre Daseinsberechtigung unter den Griceschen Maximen hat und an konkreten Beispielen aufzuzeigen, wie manipulativ ihre Nichtbefolgung auf den Empfänger wirken kann. Aus Platzgründen verzichte ich in dieser Arbeit auf eine eingehendere Analyse aller Kategorien und nehme nur den Fremdwortgebrauch und den Fachwortgebrauch unter die Lupe.

4.1. *Fremdwortgebrauch*

„Die Werbesprache ist ein Einfallsort für Fremdwörter, besonders englische, wenn auch nicht der einzige" (Römer 1968/1980, S. 124). Dies wird der Werbung von Sprachtwissenschaftlern oft vorgeworfen, obwohl sie eher als ein Spiegel bestimmter gemeinsprachlicher Änderungen zu betrachten ist.

Auch der Fremdwortgebrauch kann an sich selbst nicht verurteilt werden. Fremdwörter haben ihre Funktionen und ihren Stellenwert in der Sprache. „Benutze das Fremdwort nur da, wo du keinen vollgültigen und einfachen Ersatz im Deutschen dafür findest, in diesem Fall aber benutze es" (Klemperer 1946/1990, S. 268).

„Unmotivierte" Fälle des Fremdwortgebrauchs lehnen sowohl Klemperer: „Das Fremdwort imponiert, es imponiert um so mehr, je weniger es verstanden wird; in seinem Nichtbegriffenwerden beirrt und betäubt es, übertönt es eben das Denken." (1946/1990, S. 268) als auch Sowinski ab: „Die Verwendung von Fremdwörtern, deren Sinn nicht hinlänglich bekannt ist, verstößt gegen das Prinzip der Anschaulichkeit (und Verständlichkeit) der Aussagen" (1973, S. 298). Diese Behauptung ist für uns auch deswegen von großer Bedeutung, weil in ihr die Verletzung einer der Griceschen Maximen, nämlich die der Maxime der Klarheit explizit genannt wird.

Mehr Spielraum läßt den Fremdwörtern Els Oksaar zu, indem sie ihre weiteren möglichen Funktionen erleuchtet: „Die Fremdwörter können eine

wichtige Funktion erfüllen, weil sie vom Deutschen abweichende Konnotationen ihres sozialen Kontextes und Symbolmilieus vermitteln" (Oksaar 1976, S. 92). Mit dieser Feststellung scheinen meine Beobachtungen, die in erster Linie den Gebrauch des Englischen und Französischen betreffen, zu korrespondieren.

Den größten Einfluß auf den deutschen Wortbestand hatte nach dem Zweiten Weltkrieg zweifelsfrei das Englische. Dabei spielen natürlich außersprachliche Faktoren eine bedeutende Rolle: einerseits die überaus starke Dominanz des Englischen auf manchen Gebieten, die für unser modernes Leben maßgebend sind (wie z.B. Informatik und Kommunikationswissenschaft), andererseits die zum Teil mit der praktischen Verwirklichung der Ergebnisse dieser Fachgebiete verbundene Tendenz zur Amerikanisierung der europäischen (und damit der deutschen) Lebensweise.

Englische Wörter in Werbetexten werden dementsprechend oft zur atmosphärischen Darstellung des Lebens der Manager und Kaufmänner herangezogen. Sie treten besonders häufig auf in den Werbungen

für Büroeinrichtungen:

> Werndl Office Furniture Systems
> *Feel at Home at the Office*
> (Spiegel Nr. 14/1993),

für Telefon wie in der Amstrad-Schlagzeile:

> *No Fax — No Friends*
> (Spiegel Nr. 21/1993),

für Uhren:

> Back in town, your Swatch is beep-ing. You got it.
> *Swatch. Wrist messages.*
> (Spiegel Nr. 4/1995),

für Fluggesellschaften:

> *Cathay Pacific. Arrive in better shape.*
> (Spiegel Nr.14/1993),

für Banken:

> wie im Citibank-Slogan: *The Citi never sleeps*
> (Spiegel Nr. 49/1995),

für Fachmessen:

> *Messe München International. Business erster Klasse*
> (Spiegel Nr. 46/1991),

für Klubs:

> *Club Med: Ich hatte ein Meeting nach dem anderen*
> (Spiegel Nr. 14/1993).

Hinter diesen Slogans sind meiner Ansicht nach der soziale Kontext und das Symbolmilieu (das anglo-amerikanische Geschäftsleben und seine Werte) besonders stark zu spüren. Durch die Wörter „Meeting", „On Line", „Business" und die vollständigen englischen Sätze werden diese Assoziationen wachgerufen und damit eine Prestigeerhöhung erzielt: „Die Prestigeerhöhung durch den Konnotationswert des Fremdartigen wird häufig von der Werbung ausgenutzt" (Oksaar 1976, S. 93). Daß das das eigentliche Ziel der Werbetexter sein kann, verstärken die Belege, in denen fast alle zum allgemeinen Amerika-Bild gehörenden typischen (positiven) Vorurteile auch explizit zum Ausdruck kommen wie z.B.
„Selfmademan":

Camel Boots. Your own way
(Spiegel Nr. 14/1993),

„American Way":

American Airlines.
The American Way
(Spiegel Nr. 48/1994),

„American Dream":

Cadillac STS.
Drive the American Dream
(Spiegel Nr. 46/1991),

und sogar „Teamwork" (oder in bestem Fall: Teamarbeit):

Mitsubishi Motors.
Creating together
(Spiegel Nr. 10/1994).

Neben dem guten Klang, dem höheren sozialen Prestige kann es einen dritten Grund für Fremdwortgebrauch geben: „Ferner sind auch sprachökonomische Faktoren maßgebend: das Fremdwort ist häufig kürzer" (Oksaar 1976, S. 93). Manche Wörter scheinen in dieser Hinsicht sogar einander gegenseitig zu locken wie in den folgenden Slogans:

Hannoversche Allgemeine.
Top für den Job!
(Spiegel Nr. 46/1991),

und

Olympia [Schreibmaschine].
Top im Job.
(Spiegel Nr. 13/1993).

Zu den früher erwähnten drei Gründen für Fremdwortgebrauch gesellt sich vielleicht noch einer: Das englische Personalpronomen „you" als Anredeform kann sowohl für das deutsche „du" als auch „Sie" stehen, mit ihrer Verwendung fällt also ein Dilemma für die Werbetexter von sich selbst weg:

Philips. Invents for you
(Spiegel Nr. 23/1994).

Ob der ausgeprägte Sinn für Liebe sowie für feine Speisen und Getränke, der den Franzosen als Nationaleigenschaft oft zugesprochen wird, bei den Perrier-Schlagzeilen:

Partout en vogue
(Spiegel Nr. 32/1993)

und

Vive la différence!
(Spiegel Nr. 21/1993)

vom Empfänger mitassoziiert wird, erscheint vielleicht als fragwürdig, aber eine besondere Stimmung oder Atmosphäre kann durch sie doch heraufbeschworen werden. Sie bleiben inzwischen allerdings für viele, die gar nicht oder kaum Französisch können, unverständlich (Verletzung der Maxime der Klarheit). Da nur ein ziemlich kurzer Slogan (*Perriere. Die prickelnde Begegnung*) beide Schlagzeilen begleitet, scheinen diese Werbungen zugleich gegen die Maximen der Relevanz und Informativität zu verstoßen. Im Falle des Fremdwortgebrauchs werden sonst meistens eben diese Prinzipien verletzt.

Spanisch und Italienisch sind in Deutschland weniger geläufig, sie werden ja auch nur von wenigen beherrscht. Werbetexter verfahren mit diesen Sprachen aus diesem Grunde vorsichtiger: Sie benutzen offensichtlich nur solche Wörter, die eine Art Internationalismen sind, also auch in anderen Sprachen eine ähnliche Form aufweisen, und deswegen erkennbar bleiben.

Ein spanischer und italienischer Werbetext sollen dies unterstützen:

Brandy Osborne Veterano
— Un poco macho un poco ángel —
(Spiegel Nr. 48/1994),

I Cestelli
La Leggenda della Cremositá.
Original italienische Eiscremekunst
(Spiegel Nr. 48/1994).

4.2. *Fachwortgebrauch*

Es gibt Gelegenheiten, wo „Verständigung nicht nur unter den Fachleuten, sondern auch zwischen Spezialisten und Laien gewährleistet bleiben soll. Diese Notwendigkeit zeigt sich [...] in besonderem Maße beim Verkauf von technischen und medizinischen Produkten" (Gipper 1979, S. 126). Fachausdrücke können (und sollten) auch in Nichtfachtexten einer sachlicheren Kommunikation dienen, „Aber leider wird viel zu wenig von dieser Möglichkeit Gebrauch gemacht" (ebd.).

Wenn doch dies der Fall ist, wird meistens keine der Griceschen Maximen verletzt. In dieser Hinsicht scheinen Computerwerbungen und relativ zahlreiche Autowerbungen korrekt zu verfahren, insofern sie meistens nur durchaus bekannte Fachwörter benutzen wie „Floppy", „Winchester", „Printer", „Maus" bzw. „Airbag", „Katalysator", „Laufwerk", „Lenkrad", „Schalthebel" usw.

Aber in Werbungen für Autos (und andere technische Geräte) lassen sich auch Gegenbeispiele finden, die eher Wissenschaftlichkeit vortäuschen als informieren wollen. Daß die Ausdrücke „Traction-Control" (Mazda Xedos 9, Mitsubishi Galant), „Opel Full Size Airbag" (Opel Astra) und „SRS Sicherheitsystem" (Ford Mondeo) vielleicht gar kein wissenschaftliches Ergebnis verbergen, läßt uns eine Porsche-Werbung vermuten. Der Porsche Carrera 911 verfüge demnach über eine „völlig neu konstruierte Hinterachse mit LSA-System", wobei L für Leichtigkeit, S für Stabilität und A für Agilität als einfache Abkürzungen stehen. Solche Belege ließen sich auf dem Gebiet der Technik wahrscheinlich nach Gefallen vermehren.

Was für Männer die Autowerbungen darstellen, sind für Frauen wahrscheinlich die Waschmittel- und Kosmetikwerbungen. Eine Menge von unverständlichen Fachausdrücken oder Pseudofachausdrücken belastet die Aufnahmefähigkeit des Empfängers: „Liposom-Pflege" (Plein Jour von Vichy Laboratories), „Gamma-Linonensäure" (PH5-Eucerin® Creme Plus), „Milz-Peptide" (Testaktiv®) usw.

Fachwörter verfügen also über eine große Überzeugungskraft, denn „Das Vertrauen in den Erkenntnis- und Wahrheitswert der wissenschaftlichen Fachsprachen ist ebenfalls beträchtlich" (Gipper 1979, S. 132). Bei ihrer Verwendung kann jedoch in vielen Fällen die Maxime der Klarheit zu kurz kommen: „Bestimmte Werbetexte verbinden eine große Zahl von Fachwörtern mit sachlichen Informationen, auch wenn die Angaben über das Verständnis der Angesprochenen hinausgehen" (Sowinski 1973, S. 291).

Bei der Charakterisierung des manipulativen Fachwortgebrauchs übernehme ich Gippers Kategorien (1979). Er unterscheidet zwei Strategien:

1. „Mehr scheinen als sein" (S. 133) Bei dieser Strategie geht es eigentlich „darum, eine wissenschaftlich verbürgte Qualität vorzutäuschen, die die Verkaufschancen erhöht" (S. 134). Besonders die Werbungen für verschiedene Körperpflege-, Kosmetik- und Reinigungsmittel sowie für Medikamente scheinen dieser Technik anfällig zu sein. Es ist für diese Produkte charakteristisch, daß ihre Herstellung und chemische Zusammenstellung meistens als besonders relevante Informationen betrachtet werden. Dabei können Pseudofachwörter eine bedeutende (und natürlich negative) Rolle spielen. Da ich aber auf dem Gebiet der Chemie und Technik nicht besonders bewandert bin, sehe ich hier von einer ausführlichen Analyse konkreter Werbetexte ab. Wenden wir uns eher der zweiten Strategie zu.

2. „Emotion vor Verstand" (S. 135). Durch diese Strategie werden eigentlich positive oder negative umgangssprachliche Konnotationen bestimmter Fachwörter ausgenutzt. Gipper (1979) erwähnt *wissenschaftlich, medizinisch, biologisch, natürlich, rein* (S. 135) als positiv bewertete Ausdrücke; *Bakterien, Bazillen* und *Viren* (ebd.) dagegen als negative. Die Liste der als positiv betrachteten Adjektive würde ich durch „organisch" ergänzen:

> Folténe Woman enthält das patentierte, biologisch-organisches Nährstoffkonzentrat Tricosaccaride®
> (Brigitte 3/1994).

Die Anwendung dieser Wörter ist meistens nicht angemessen: sie treten oft mit solchen Wörtern auf, mit denen sie semantisch inkompatibel sind. Das berühmteste Beispiel ist die Verwendung des Wortes „rein" in den Fällen, wo eigentlich „sauber" stehen sollte. Die folgende Schlagzeile:

> Elizabeth Arden. Reine und einfache Systempflege gegen vorzeitige Hautalterung
> (Brigitte 4/1996)

bedient sich eben dieser Manipulationsstrategie.

5. Zusammenfassung

Als Fazit ist festzustellen, daß wir durch die Werbung eher manipuliert und seltener belogen werden. Dabei kommt der semantischen Aufwertung, die eine äußerst heterogene Kategorie darstellt, eine große Bedeutung zu. Sie kann durch die Verletzung von Griceschen Maximen den verschiedensten Manipulationsarten dienen.

Dies wird aber in den meisten Fällen durch eine unangemessene Wortwahl, bei der zwischen der Sache und der Bezeichnung kein ausgewogenes Verhältnis besteht, erreicht. Das Ergebnis können einfache Übertreibung (wie durch Superlativ, Komparativ, Elativ, hoch-wertende und superlativische Adjektive, steigernde Komposition, Entkonkretisierung), verhüllende (und oft verschönernde) Beschreibung (Fremdwörter, Fachwörter, Euphemismen) und/oder Übernahme positiver Eigenschaften, Werte der zur Darstellung herangezogenen Sachverhalte (Benennung der Waren mit Hochwertwörtern, Fremdwörter, Fachwörter, Entkonkretisierung, Vermenschlichung, Phraseologismen). Dabei werden Konnotationen und emotionale Beurteilung dieser Elemente stark ausgenutzt.

Die Angemessenheit der gewählten Mittel hat sich also meines Erachtens auf Grund der vorangehenden Darstellung als ein wichtiges Kriterium für erfolgreiche Kommunikation erwiesen. Ihre Nicht-Befolgung kann zu Mißverständnissen und Kommunikationsstörungen führen, oder wie in unserem Fall — in der Werbung — sich manipulativ auswirken.

Ich finde deswegen die Aufnahme der Maxime der Angemessenheit unter die Griceschen Maximen der Art und Weise weitgehend begründet und für die Untersuchung des Funktionierens der Kommunikation allgemein potentiell gewinnbringend.

Belegmaterial:

- *Spiegel* Nr. 46/1991; Nr. 5, 14, 21, 32, 46/1993; Nr. 3, 10, 23, 33, 45, 48/1994; Nr. 4, 13, 15, 43, 49/1995.
- *Brigitte* 3, 13, 20, 24/1994; 21, 22/1995; 1, 4, 5/1996.
- *Focus* Nr. 31/1994; Nr. 3, 26/1995.

Literaturverzeichnis

Dittgen, Andrea Maria: *Regeln für Abweichungen. Funktionale sprachspielerische Abweichungen in Zeitungsüberschriften, Werbeslogans, Wandsprüchen und Titeln*. Verlag Peter Lang GmbH, Frankfurt/M. - Bern - New York - Paris 1989.

Duden (*Das Große Wörterbuch der deutschen Sprache in 6 Bänden*). Bibliographisches Institut AG, Mannheim 1981.

Duden Bd. 4. *Grammatik der deutschen Gegenwartssprache*. Unentbehrlich für richtiges Deutsch. Dudenverlag, Mannheim - Leipzig - Wien - Zürich 1995.

Duden Bd. 5. *Das Fremdwörterbuch*. Bibliographisches Institut, Mannheim - Wien - Zürich 1982.

Duden Bd. 11. *Redewendungen und sprichtwörtliche Redensarten*. Dudenverlag, Mannheim - Leipzig - Wien - Zürich 1992.

Gipper, Helmut: *Fachsprachen in Wissenschaft und Werbung. Erkenntnisgewinn und Irreführung*. In: Mentrup, Wolfgang (Hrsg.): Fachsprachen und Gemeinsprache. IDS Jahrbuch 1978. Pädagogischer Verlag, Düsseldorf 1979.

Heringer, Hans Jürgen: *Normen? Ja — aber meine!* In: Holzfeuer im hölzernen Ofen, 1982a, S. 94-105.

Heringer, Hans Jürgen: *Der Streit um die Sprachkritik. Dialog mit Peter von Polenz*. In: Holzfeuer im hölzernen Ofen, 1982b, S. 161-175.

Heringer, Hans Jürgen: *Über die Mannigfaltigkeit der Lügenbeine*. Dudenverlag, Mannheim - Wien - Zürich 1990.

Heringer, Hans Jürgen - Öhlschläger, Günther - Strecker, Bruno - Wimmer, Rainer: *Einführung in die Praktische Semantik*. Quelle und Meyer, Heidelberg 1977.

Hessky, Regina: *Phraseologie*. Max Niemeyer Verlag, Tübingen 1987.

Klemperer, Victor: *LTI (Notizbuch eines Philologen)*. Verlag Philipp Reclam Jun., Leipzig 1946/1990.

Langenscheidts Großwörterbuch DaF. Langenscheidt KG, Berlin und München 1993.

Lapp, Edgar: *Linguistik der Ironie*. Gunter Narr Verlag, Tübingen 1992.

Levinson, Stephen C.: *Pragmatik*. Ins Deutsche übers. von Ursula Fries. 2., unveränderte Auflage. Max Niemeyer Verlag, Tübingen 1994.

Lötscher, Andreas: *Von Ajax bis Xerox (Ein Lexikon der Produktnamen)*. Artemis Verlag, Zürich und München 1987.

Oksaar, Els: *Berufsbezeichnungen im heutigen Deutsch*. Pädagogischer Verlag Schwann, Düsseldorf 1976.

Rada, Roberta V.: *Zu einigen Fragen des Euphemismus*. In: Mádl, Antal - Schwiederski, Christel (Hrsg.): *Jahrbuch der ungarischen Germanistik 1994*. Gesellschaft Ungarischer Germanisten Budapest - Deutscher Akademischer Austauschdienst Bonn 1994.

Rein, Kurt: *Zu Wortbildung und Wortauswahl im heutigen Werbedeutsch*. In: Munske, Horst Haider - Polenz, Peter von - Reichmann, Oskar - Hildebrandt, Reiner (Hrsg.): *Deutscher Wortschatz. Lexikologische Studien*. Walter de Gruyter, Berlin - New York 1988.

Römer, Ruth: *Die Sprache der Anzeigenwerbung*. Düsseldorf 1968, 6. Auflage 1980.

Sowinski, Bernhard: *Deutsche Stilistik*. Fischer Taschenbuch Verlag, GmbH Frankfurt/M. 1973.

Sowinski, Bernhard: *Werbeanzeigen und Werbesendungen*. München 1979.

Spalding, Keith: *Die sprachliche Aufwertung als neues Tabu*. In: *Muttersprache* 83/1973, S. 185-195.

Wahrig. Verlagsgruppe Bertelsmann GmbH - Bertelsmann Lexikon-Verlag, Gütersloh 1968/1971.

Weinrich, Harald: *Linguistik der Lüge*. Verlag Lambert Schneider, Heidelberg 1966.

Weinrich, Harald: *Textgrammatik der deutschen Sprache*. Dudenverlag, Mannheim; Leipzig; Wien; Zürich 1993.

Wustmann, Gustav: *Sprachdummheiten*. Walter de Gruyter & Co., erneuerte 14. Auflage. Hrsg. von Werner Schulze. Berlin 1891/1966.

Bertalan Iker (Budapest)

Zur Passivbildung verbaler Idiome

1. Zielsetzung

Ziel der folgenden Überlegungen ist, die Regularitäten der Passivbildung verbaler Idiome näher zu beleuchten. Ich werde versuchen zu zeigen, daß einschlägige neuere Erkenntnisse über Verblexeme dazu beitragen können, die Passivierbarkeit verbaler Idiome einer differenzierteren Betrachtung zu unterziehen.

2. Forschungsüberblick

Der Problematik ist von den Phraseologen eigentlich nicht viel Aufmerksamkeit geschenkt worden. In den wenigen Arbeiten findet man meistens im Zusammenhang mit den Verwendungsrestriktionen der Phraseologismen einen kurzen Hinweis auf mögliche Beschränkungen der Passivbildung (vgl. dazu KOLLER 1977: 24f. und HESSKY 1982: 80). Relativ ausführlich wird die Frage der Passivierbarkeit der Idiome lediglich von Burger (1973: 80ff.) diskutiert. Der Autor setzt sich mit dem „*werden*-Passiv" auseinander. Nicht passivierbar sind laut Burger die Idiome, die ein Verb enthalten, das in freier Verwendung nicht passivfähig ist (die Beispiele sind der zitierten Arbeit entnommen):

(1) Bei der Klausur hatte ich regelrecht ein Brett vor dem Kopf.
(1') *Von mir wurde bei der Klausur ein Brett vor dem Kopf gehabt.

Weitere Feststellungen zur Passivbildung werden von ihm aufgrund der Valenzeigenschaften des Idioms getroffen. Demnach ließen sich die verbalen Idiome in zwei Gruppen einteilen. Idiome, die eine Akkusativergänzung verlangen, werden als passivfähig eingestuft:

(2) Paul führt Otto an der Nase herum.
(2') Otto wird von Paul an der Nase herumgeführt.

Unter den restlichen verbalen Idiomen gebe es welche mit und ohne Passivfähigkeit, wobei „semantische Gründe für die Beschränkungen der Passivierbarkeit verantwortlich sind. Welches diese Gründe im einzelnen sind, ist momentan noch nicht genügend erforscht" (S. 82).

Weitere Beschränkungen hinsichtlich der Passivbildung dieser Idiome sind laut Burger mit der Thema-Rhema-Gliederung bzw. mit der Semantik der Idiome zu erklären. Bei einer (von ihm nicht näher bestimmten) Reihe von verbalen Idiomen sei die Passivierung möglich, „wenn die idiomatische Kette im Satz ohne Unterbrechung ('kontinuierlich') zusammensteht" (ebd.). Auf

diese Weise wäre nämlich gewährleistet, daß das Idiom als Ganzes im Satz entweder die alte (Thema) oder die neue Information (Rhema) repräsentiert:

(3) *Otto redete Fraktur.*
alt neu

Andernfalls, bei Trennung der Idiomkomponenten durch andere Satzglieder, würden sich Thema und Rhema auf die voneinander getrennten Konstituenten des Idioms verteilen, was jedoch der „Unteilbarkeit der Bedeutung des Idioms" widerspräche (S. 84):

(3') **Fraktur wird von Otto geredet.*
alt neu

Obwohl Burger die eben geschilderte Beschränkung mit bestimmten (aber welchen?) Idiomen ohne Akkusativergänzung in der Valenzstruktur in Beziehung gebracht hat, scheint diese Restriktion auch für transitive Idiome gültig zu sein:

(4) Mein Freund wurde jahrelang von seiner Frau an der Nase herumgeführt.
(4') *An der Nase wurde mein Freund von seiner Frau jahrelang herumgeführt.
(5) Bei den Verhandlungen wurden wir alle über den Tisch gezogen.
(5') *Über den Tisch wurden wir alle bei den Verhandlungen gezogen.

Erwähnt werden kann noch Fleischer (1982), der im wesentlichen Burger referiert bzw. ihn mit einer Bemerkung ergänzt hat. Diese bezieht sich auf die von ihm als teilidiomatisch (S. 35ff.) bezeichneten Phraseologismen mit einer „festen akkusativischen Komponenten". Er schreibt, die Passivtransformation „erscheint am ehesten möglich, wenn die betreffende Komponente oder das Verb nicht idiomatisiert, also in ihrer wendungsexternen Bedeutung gebraucht wird" (S. 54). Die von ihm gebrachten Beispiele sind allerdings nicht ganz überzeugend. In den Beispielsätzen (ebd.)

(6) Der kleine Ausreißer konnte noch beim Schlafittchen genommen werden.
(7) Er ist wieder einmal über den Löffel balbiert worden.

enthalten die Idiome überhaupt keine akkusativische Komponente, steht doch das Verb jeweils mit einer Präpositionalphrase. Die Erfüllung der anderen Bedingung kann aber auch nicht gemeint sein, denn es scheint mir mehr als zweifelhaft, daß die verbalen Konstituenten *nehmen* und *balbieren* in den genannten Idiomen in ihrer eigentlichen Bedeutung verwendet werden.

Zum Abschluß dieses Kapitels fasse ich die Gedanken Burgers zur *werden*-Passiv-Bildung verbaler Idiome zusammen:

1. Ist die verbale Konstituente des Idioms nicht passivfähig, dann ist es auch das Idiom selbst nicht.

2. Verlangt das Idiom eine Akkusativergänzung, dann ist es passivierbar.
3. Enthält das Idiom in seiner Valenzstruktur keine Akkusativergänzung, dann hängt es von semantischen Faktoren ab, ob das Idiom passivierbar ist oder nicht.

Um die Frage nach der Passivierbarkeit verbaler Idiome beantworten zu können, muß man sich m. E. vor Augen halten, daß es erstens **verschiedene Idiome** gibt, die semantische und strukturelle Unterschiede aufweisen; zweitens — und dieser Aspekt wurde zu wenig beachtet — auch **verschiedene Passivtypen** gibt, die nach unterschiedlichen Kriterien gebildet werden. Ein differenziertes Herangehen an die Problematik impliziert somit folgende Frage:

Welche Idiome können nach welchen Kriterien welche Passivtypen bilden?

3. Idiome

Idiome stellen einen Teilbereich des phraseologischen Bestandes dar. Alle Phraseologismen, folglich auch die Idiome, verfügen über zwei allgemeine Eigenschaften, **Polylexikalität** und **Lexikalisierung**, durch die sie relativ problemlos von den Lexemen zum einen und den freien Wortverbindungen zum anderen abgegrenzt werden können. Der polylexikalische Charakter unterscheidet die Phraseologismen von den Lexemen: sie bestehen per definitionem aus mindestens zwei Wörtern. Andererseits weisen Phraseologismen und Lexeme auch eine gemeinsame Eigenschaft auf. Phraseologismen sind ja, ähnlich den Lexemen, ebenfalls Einheiten des Lexikons. Daß die formal mehrgliedrigen Phraseologismen lexikalisiert sind, läßt sich mit ihrer kognitiven Verarbeitung erklären:

> [...] die Phraseologismen können nicht nach den produktiven Regeln gebildet werden, deswegen ist es ökonomischer, diese Wortkomplexe als Ganzes zu speichern, statt sich die spezifischen und z.T. jedes Mal unikalen Regeln ihrer Generierung zu merken. (Dobrovol'skij 1995: 18)

Durch die Lexikalisierung, verstanden als ganzheitliche Speicherung, heben sich nun die Phraseologismen von den freien Wortfügungen ab. Letztere werden ja in der Rede nach den vorhersagbaren semantischen und syntaktischen Kombinationsregeln produziert, Phraseologismen demgegenüber als bereits „fertige" Wortverbindungen reproduziert.

Diese Überlegungen stehen in Einklang mit der Definition des Handbuches der Phraseologie:

> Phraseologisch ist eine Verbindung von zwei oder mehr Wörtern dann, wenn (1) die Wörter eine durch die syntaktischen und semantischen Regularitäten der Verknüpfung nicht voll erklärbare Einheit der Sprachgemeinschaft bilden, und wenn (2) die Wortverbindung in der Sprachgemeinschaft, ähnlich wie ein Lexem, gebräuchlich ist. (Burger et al. 1982: 1)

Hessky hat darauf hingewiesen, „daß als Definition für den gesamten phraseologischen Bereich der Sprache das Merkmal (2) durchaus ausreicht und daß (1) als Definition für eine Subklasse innerhalb der Phraseologie, nämlich der Idiome, gelten kann" (Hessky 1992: 82). Die unter (1) angedeuteten Irregularitäten werden dann je nach verschiedenen theoretischen Grundlagen zur Definition bzw. Beschreibung der Idiome herangezogen.

In der traditionellen Forschungsliteratur gilt i.a. die **Idiomatizität** als semantisches klassenbildendes Merkmal der Idiome (vgl. Burger 1973: 10ff., Burger et al. 1982: 31). Der Terminus selbst wird von den Phraseologen jedoch unterschiedlich interpretiert. Eine kritische Auseinandersetzung mit den gängigen Interpretationen ist bei Hessky 1992: 84f. nachzulesen. Die Autorin versteht unter Idiomatizität „das Fehlen eines wie auch immer gearteten Zusammenhangs zwischen der ganzheitlichen (phraseologischen) und der/den (additiven) Bedeutung(en) der Konstituenten" (S. 84f.). Einerseits kritisiert sie zu Recht die zu weit gefaßten Auffassungen über die Idiomatizität, da sie in der angegebenen Form eigentlich für alle Phraseologismen zutreffen, andererseits deutet ihre Bestimmung auf einen m.E. viel zu engen Idiombegriff hin. Demnach müßten nämlich die Phraseologismen aus dem Bereich des Idiomatischen ausgeklammert werden, bei denen eine Konstituente in der freien Bedeutung verwendet wird, wie z.B. *streiten um des Kaisers Bart, jmdn./etw. über den grünen Klee loben* oder *mit Bomben und Granaten durchfallen*. Unberücksichtigt bleiben müßten aber auch die synchron motivierten Phraseologismen (S. 86), bei denen wohl ein inhaltlicher, d.h. metaphorischer oder metonymischer, Zusammenhang zwischer wörtlicher und phraseologischer Bedeutung der Konstituenten hergestellt werden könnte, z.B. *sich in die Nesseln setzen, den Karren/die Karre aus dem Dreck ziehen, jmdn. aus der Bahn werfen.*

Mit diesen Beispielen wollte ich lediglich demonstrieren, daß die Abgrenzung der Idiome aufgrund eines semantisch basierten Idiomatizitätsbegriffs nicht ganz unproblematisch ist, gilt doch der phraseologische Bestand als ein sowohl in semantischer wie struktureller Hinsicht sehr heterogener Bereich der Sprache.

Dieser Heterogenität will Dobrovol'skij (1995) Rechnung tragen, indem er versucht, die Idiome mit Hilfe einer (offenen) Liste von „Irregularitätsmerkmalen" zu explizieren. Solche Merkmale seien (S. 20ff.) Non-Kompositionalität, Allomorphie zwischen der formalen und semantischen Struktur, semantische Inkompatibiliät der Komponenten, Opakheit, semantische Simplizität, Fixiertheit des Konstituentenbestandes, syntaktische Undurchlässigkeit, Defektivität des Paradigmas u.s.w. (Bei dem zuletzt genannten Merkmal steht übrigens kein konkreter Hinweis auf Restriktionen der Passivbildung verbaler Idiome.) Als Anhänger der kognitiven Linguistik stellt er die Möglichkeit in Frage, die Idiome nach klassenbildenden, d.h. notwendigen und ausreichenden Merkmalen definieren zu können. Es gebe keine Klasse mit festen Grenzen, denn über die Zugehörigkeit eines Phraseologismus zur Kategorie der Idiome könne man nicht aufgrund eines Merkmals entscheiden. Die potentiellen Idiome brauchen aber auch nicht alle ermittelten Irregularitäten aufzuweisen. D.h. unterschiedliche Merkmalskombinationen im Sinne der Wittgensteinschen Familienähnlichkeit „bilden die Grundlage für die Kategorisierung einer Wortverbindung als idiomatisch" (S. 45). Auf diese Weise konstituieren laut Dobrovol'skij die Phraseologismen und innerhalb der Phraseologie die Idiome eine radiale Kategorie mit einem Zentrum und einer Peripherie. Im Zentrum gibt es bessere, typischere Idiome, denen mehr oder besonders relevante Irregularitätsmerkmale innewohnen, und an der Peripherie findet man diejenigen mit einem niedrigeren Irregularitätsgrad.

Zuletzt muß noch hinzugefügt werden, daß Dobrovol'skijs Kritik an den Vertretern der traditionellen Phraseologieforschung nur teilweise berechtigt ist. Sehr wohl sind sie sich nämlich auch über die Vielfalt des phraseologischen Bestandes und über die Schwierigkeiten seiner klassifizierenden Anordnung im klaren. So warnen z.B. Burger et al. vor starren Klassifikationsschemata. Nach ihrer Ansicht

> können Klassifikationen nur den Sinn von im besten Fall praktikablen Ordnungsschemata haben, von Schemata, die je nach Zweck der Betrachtung unter je anderen Gesichtspunkten erstellt werden können. [...] Je rigider sich ein Klassifikationsschema gibt, desto mehr läuft es Gefahr, den sprachlichen Erscheinungen Gewalt anzutun. (Burger et al. 1982: 21)

Eine ausführliche Auseinandersetzung mit der Klassifkation bzw. der Abgrenzung der Idiome würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen. Einsicht in die verschiedenen Klassifikationsmöglichkeiten des phraseologischen Bestandes gewähren u.a. Černyševa 1980: 30ff., Fleischer 1982: 116ff. und Burger et al. 1982: 20ff.

Im Mittelpunkt der weiteren Analyse stehen hier nicht-satzwertige verbale Idiome; zu den satzwertigen Phraseologismen zählen Redensarten/feste Phrasen, Routineformeln und Sprichwörter. Außer acht gelassen werden weiterhin andere verbale Phraseologismen, wie Funktionsverbgefüge, verbale Zwillingsformeln und verbale komparative Phraseologismen, die aufgrund der semantischen und strukturellen Besonderheiten von den verbalen Idiomen abgegrenzt werden können.

4. Passiv

Ein kurzer Blick in einige gängige Grammatiken und Passivdarstellungen zeigt, wie verschiedenartig die Darstellung eines sprachlichen Phänomens, wie hier des Passivs, erfolgen kann. Expliziert werden verschiedene Passiv-Typen, -Arten, -Varianten und -Formen.

4.1. Typologie

Der Duden ([4]1984: 176ff.) unterscheidet zunächst zwischen Zustands- und Vorgangspassiv; *bekommen-* und *gehören-* Passiv werden unter den Konkurrenzformen behandelt. Anders verfährt Engel ([2]1991: 453ff.), der die einzelnen Passivformen je danach, ob im Passivsatz ein Passivsubjekt vorhanden ist oder nicht, als volles (*werden-*, *sein-*, *gehören-* und *bekommen*-Passiv) bzw. als neutrales Passiv beschreibt. In Weinrichs Textgrammatik (1993: 155ff.) heißen die 3 Grundformen „je nach den im Passiv zugelassenen Handlungsrollen", „Objekt-im-Subjekt-Passiv" (verschiedene Passivformen mit Passivsubjekt), „Partner-im-Subjekt-Passiv" (*bekommen*-Passiv) und zuletzt „Subjekt-im-Verb-Passiv" (Passivformen ohne Passivsubjekt). Die traditionelle Zweiteilung in *werden-* und *sein*-Passiv findet man auch bei Brinker (1990); als „Varianten des Passivs" erwähnt der Autor das „*bekommen*-Gefüge" sowie die Konstruktionen mit *lassen*+*sich*+Infinitiv und *sein*+*zu*+Infinitiv. Ganz anders ist die Passiv-Darstellung der IDS-Grammatik, in der lediglich „grammatische Konversen" „aus dem Partizip II des Verbs" und „aus den Formen eines der Hilfsverben *werden* und *sein* (zentrales Passiv) oder der parasitären Verben *bekommen*, *kriegen*, *erhalten* (peripheres Passiv)" als Passivformen betrachtet werden (Zifonun 1992: 254). Diese Auffassung, daß nämlich die *bekommen*/*erhalten*/*kriegen*+Partizip II-Fügungen ebenfalls zu den Passivformen (und nicht zu den Passiv-Periphrasen oder Konkurrenzformen) zu zählen sind, bestätigt die Untersuchung von Hentschel – Weydt. Die Autoren haben 50 Verben auf ihre Passivbildungsrestriktionen hin geprüft und sind zu dem Ergebnis gekommen, „daß das *bekommen*-Passiv sogar in stärkerem Maße grammatikalisiert zu sein scheint als das *sein*-Passiv" (Hentschel – Weydt 1995: 182). Im Zusammenhang mit dem *bekommen*-Passiv sei noch ein kurzer Hinweis auf eine Konstruktion erlaubt, die in den hier erwähnten Arbeiten nicht zur Sprache gebracht worden ist. Laut Eroms (1978: 401) hat die beim Akkusativpassiv geltende Dichotomie Vorgangs- vs. Zustandspassiv beim Dativpassiv eine Parallele, d.h. das *bekommen*-Passiv hat ein Pendant in den Fügungen mit *haben*+Partizip II (= *haben*-Passiv).

Im weiteren lehne ich mich an die Ausführungen Ágels (1996) an. Seiner Typologisierung liegt die primäre semantische Funktion des Passivs, die Perspektivierung des außersprachlichen Sachverhalts als Geschehen, zugrunde. Für den prototypischen Aktivsatz sei nämlich die Handlungsperspektive, für den Passivsatz die Geschehensperspektive charakteristisch (S. 78). Zur Realisierung der Geschehensperspektive, und demnach zur Aufhebung der Handlungsperspektive, sei eine Abwendung vom handelnden Subjekt, d.h. vom Agenssubjekt erforderlich. Das primäre Kennzeichen des Passivs sei somit die Agens-Dezentrierung (S. 79). Das zweite typische Merkmal des Passivs könne die Zuwendung zu einer anderen semantischen Rolle sein, und zwar entweder zum Patiens (Akkusativobjekt des Aktivsatzes) oder zum Rezipienten (Dativobjekt des Aktivsatzes) (S. 80). Aus diesen beiden Merkmalen ergibt sich die folgende Typologie, die neben den Haupttypen auch noch weitere Nebentypen beinhaltet (S. 83):

	Haupttypen	Nebentypen	
	Vorgang	Zustand	Vorgang+Modalität
subjektlose Passive: (unpersönliche Passive)	*werden*-Passiv	*sein*-Passiv	*gehören*-Passiv
Patienspassive: (Akkusativpassive)	*werden*-Passiv	*sein*-Passiv	*gehören*-Passiv
Rezipientenpassive: (Dativpassive)	*bekommen*-Passiv	*haben*-Passiv	—

In der vorliegenden Arbeit werde ich mich lediglich auf die Haupttypen konzentrieren. Daher gilt es zunächst, die Bildungskriterien dieser Passivtypen in Angriff zu nehmen.

4.2. Bildungsregularitäten

Zurück zum Verhältnis Passiv- und Aktivsatz. Zwischen ihnen bestehe, wie oben dargelegt, der Unterschied in der Perspektivierung: Passivsätze seien agens-dezentrierte Geschehenssätze, denen im Aktiv agens-zentrale Handlungssätze entsprächen. Dies impliziert wie folgt „das ABC der Passivbildung" (S. 83):

A, Verben mit Agenssubjekt seien passivfähig;
B, (Folglich seien) Verben ohne Agenssubjekt nicht passivfähig, folglich könnten Verben ohne ein Subjekt, d.h. subjektlose Verben nicht passiviert werden;
C, (Folglich seien) Geschehensverben, Verben, die bereits im Aktiv ein Geschehen bezeichnen, nicht passivfähig.

Die grundlegende **Voraussetzung** der Passivierbarkeit ist m.a.W., daß das Verb eine (vom Menschen) ausgeführte **Handlung** bezeichnet. Die Handlung setzt einen Handelnden, d.h. ein Agens voraus, das im Aktivsatz als Subjekt realisiert wird. Folglich muß das Verb mindestens ein Subjekt als Valenzpartner haben. Die Verben, die dieses Kriterium erfüllen, können ein subjektloses Passiv bilden. Zur Bildung des Akkusativ- und des Dativpassivs müssen zusätzliche Kriterien erfüllt werden. Beim Akkusativ- oder Patienspassiv muß das Handlungsverb im Aktivsatz neben dem Subjekt auch ein Akkusativobjekt

verlangen, das das Patiens repräsentiert. Die Bildung des Dativ- oder Rezipientenpassivs setzt prototypischerweise voraus, daß das Handlungsverb im Aktivsatz drei Valenzpartner hat: ein Subjekt (Agens), ein Akkusativobjekt (Patiens) und auch ein Dativobjekt (Rezipient).

Hier folgt noch einmal die tabellarische Zusammenfassung der Bildungsregularitäten der behandelten drei Passivtypen:

Passivtyp	Verb	Valenzpartner
subjektloses Passiv	einwertige Handlungsverben	Subjekt
Akkusativ-/Patienspassiv	zweiwertige Handlungsverben	Subjekt Akkusativobjekt
Dativ-/Rezipientenpassiv	dreiwertige Handlungsverben	Subjekt Akkusativobjekt Dativobjekt

5. Passivierbarkeit der Idiome

Ich gehe von der Annahme aus, daß die für Verblexeme ermittelten Kriterien der Passivierbarkeit auch für verbale Idiome Gültigkeit haben könnten. Verbale Idiome verfügen über ähnliche Eigenschaften wie Verben, viele von ihnen drücken eine Handlung aus, und die (eigentliche) sog. konstruktionsexterne Valenz (Fleischer 1982: 164f.) der verbalen Idiome bestimmt, welche Satzglieder mit ihnen im Satz auftreten müssen oder können. Ähnlich den Verblexemen gibt es auch unter den verbalen Idiomen einwertige, wie z.B. *jemand hat Haare auf den Zähnen, jemanden sticht der Hafer, jemandem platzt der Kragen,* und zwei- und dreiwertige, wie z.B. *jemand stellt etwas auf den Kopf, jemand führt jemanden hinters Licht, jemand schiebt jemandem etwas in die Schuhe*. Von der konstruktionsexternen ist die konstruktionsinterne/innere Valenz zu unterscheiden, die sich auf das Verhältnis der Konstituenten zum Verb innerhalb des Idioms bezieht. Beispielsweise ist *sein blaues Wunder* im Idiom *sein blaues Wunder erleben* das innere Akkusativobjekt der verbalen Konstituente *erleben*, das Idiom selbst verlangt demgegenüber lediglich ein Subjekt: *jemand erlebt sein blaues Wunder*.

Im folgenden werde ich versuchen, aufgrund der Bedeutung sowie der konstruktionsexternen und -internen Valenz die Passivbildungsregularitäten der verbalen Idiome näher ins Auge zu fassen.

5.1. Subjektloses Passiv

Um das neutrale Passiv bilden zu können, muß das verbale Idiom eine **Handlung** ausdrücken sowie ein **Subjekt** verlangen, das im Aktivsatz als Agens erscheint. Das Idiom *jemand streut jemandem Sand in die Augen* (= *jmdm. etw. vormachen, jmdn. täuschen*) scheint diese Kriterien zu erfüllen. Das Idiom bezeichnet eine Handlung, die vom Menschen ausgeführt wird, und der agierende Mensch, das Agens, entspricht dem Subjekt des Aktivsatzes:

(8) Er hat uns jahrelang Sand in die Augen gestreut.

Dem Aktivsatz, in dem eine Handlung ausgedrückt wird, entspricht ein Passivsatz, in dem der außersprachliche Sachverhalt als Geschehen perspektiviert wird. Da das Geschehen keine handelnde Größe voraussetzt, kann das Agens im Passivsatz verschwinden:

(8') Uns wurde jahrelang Sand in die Augen gestreut.

Nicht passivfähig sind demnach verbale Idiome, die keine Handlung, sondern meistens einen psychischen oder irgendeinen anderen **Zustand** sowie bestimmte **Eigenschaften** des Menschen bezeichnen. Verlangt das Idiom ein Subjekt, dann ist die verbale Konstituente öfters, aber nicht ausschließlich, *sein* oder *haben*, die selber nicht passivfähig sind:

(9) jemand hat nicht alle Tassen im Schrank
(10) jemand hat eine lange Leitung
(11) jemand ist mit allen Wassern gewaschen
(12) jemand ist über alle Berge
(13) jemand ist im Bilde
(14) jemand sitzt in der Tinte
(15) jemand steht auf der Abschußliste

Ebenfalls in diesen semantischen Bereich gehören die sog. festgeprägten prädikativen Konstruktionen (Fleischer 1982: 104ff.) mit einem (konstruktionsexternen) Dativ- oder seltener Akkusativobjekt und einem konstruktionsinternen Subjekt:

(16) jemandem platzt der Kragen
(17) jemanden sticht der Hafer
(18) jemandem schwillt der Kamm
(19) jemandem stehen die Haare zu Berge
(20) jemandem fällt ein Stein vom Herzen
(21) jemandem raucht der Kopf

Die Bildung des neutralen Passivs scheint keinen weiteren Beschränkungen zu unterliegen, d.h. sie ist möglich unabhängig von den Valenzpartnern und der inneren Struktur, wenn (a) mit dem verbalen Idiom eine Handlung ausgedrückt wird, (b) das Idiom (mindestens) ein Subjekt(agens) verlangt und

(c) die verbale Konstituente mit *werden* Passiv bilden kann. Mit den Beispielen soll die Passivbildung folgender Idiomtypen veranschaulicht werden:

konstruktionsexterne Valenz:	**konstruktionsinterne Valenz:**
1. Subjekt	mit konstruktionsinternem Akkusativobjekt
2. Subjekt	ohne konstruktionsinternes Akkusativobjekt
3. Subjekt + Dativobjekt	mit konstruktionsinternem Akkusativobjekt
4. Subjekt + Dativobjekt	ohne konstruktionsinternes Akkusativobjekt
5. Subjekt + Präpositionalobjekt	mit konstruktionsinternem Akkusativobjekt
6. Subjekt + Präpositionalobjekt	ohne konstruktionsinternes Akkusativobjekt

1. Subjekt (mit konstruktionsinternem Akkusativobjekt):

(22) ein Eigentor schießen
(22') Von der Opposition wurde ein Eigentor geschossen.

(23) den Bogen überspannen
(23') Mit diesen Maßnahmen wurde der Bogen überspannt.

(24) den Gürtel enger schnallen
(24') In der jetzigen Situation muß der Gürtel enger geschnallt werden.

(25) den Karren aus dem Dreck ziehen
(25') Nur mit unserer Unterstützung wird der Karren aus dem Dreck gezogen.

(26) den Teufel an die Wand malen
(26') In diesem Zeitungsartikel wird der Teufel an die Wand gemalt.

(27) die Katze aus dem Sack lassen
(27') In den Nachrichten wurde die Katze aus dem Sack gelassen.

(28) einen auf die Lampe gießen
(28') Nach Feierabend wurde einer auf die Lampe gegossen.

(29) alles auf eine Karte setzen
(29') Alles wurde auf eine Karte gesetzt.

2. Subjekt (ohne konstruktionsinternes Akkusativobjekt):

(30) mit Kanonen nach Spatzen schießen
(30') Hier wurde mit Kanonen nach Spatzen geschossen.

(31) mit offenem Visier kämpfen
(31') In dieser Branche wird mit offenem Visier gekämpft.

(32) klein beigeben
(32') Nach dem Vorfall wurde klein beigegeben.

(33) leer ausgehen
(33') Hier wird nicht leer ausgegangen.

3. Subjekt + Dativobjekt (mit konstruktionsinternem Akkusativobjekt):

(34) jmdm. den Marsch blasen
(34') Dem zuständigen Lektor wurde der Marsch geblasen.

(35) jmdm. reinen Wein einschenken
(35') Auf der Versammlung wurde reiner Wein eingeschenkt.

(36) jmdm. die Leviten lesen
(36') Den unverantwortlichen Politikern wurden die Leviten gelesen.

(37) jmdm. einen Floh ins Ohr setzen
(37') Auf der Sitzung wurde mir ein Floh ins Ohr gesetzt.

(38) jmdm. eins auf die Nase geben
(38') Mir wurde eins auf die Nase gegeben.

(39) jmdm. eins aufs Dach geben
(39') Diesem unverschämten Angeber wurde endlich eins aufs Dach gegeben.

(40) jmdm. eins auswischen
(40') Ihm wurde eins ausgewischt.

(41) jmdm. eine ballern/knallen
(41') Dem Kerl wurde eine geballert.

4. Subjekt + Dativobjekt (ohne konstruktionsinternes Akkusativobjekt):

(42) jmdm. unter die Arme greifen
(42') Uns wurde damals unter die Arme gegriffen.

(43) jmdm. auf den Leib rücken
(43') Dem Finanzminister wird in der Presse auf den Leib gerückt.

(44) jmdm. aufs Dach steigen
(44') Im Wirtschaftsmagazin wird der Gewerkschaft aufs Dach gestiegen.

(45) jmdm. auf die Finger schauen
(45') Nach dem Vorfall wurde ihm öfters auf die Finger geschaut.

(46) jmdm. auf die Finger klopfen
(46') Mir ist auf die Finger geklopft worden.

5. Subjekt + Präpositionalobjekt (mit konstruktionsinternem Akkusativobjekt):

(47) mit jmdm. Fraktur reden
(47') Mit den Spielern wurde nach der peinlichen Niederlage Fraktur geredet.

(48) an jmdm. kein gutes Haar lassen
(48') Nach der miserablen Aufführung wurde an dem berühmten Schauspieler kein gutes Haar gelassen.

(49) auf jmdn. große Stücke halten
(49') Im Ministerium werden auf sie große Stücke gehalten.

(50) über jmdn. den Stab brechen
(50') Heute wird über den asozialen Kollegen der Stab gebrochen.

6. Subjekt + Präpositionalobjekt (ohne konstruktionsinternes Akkusativobjekt):

(51) mit jmdm. ins Gericht gehen
(51') Mit der Regierung wurde scharf ins Gericht gegangen.

(52) gegen jmdn./etw. zu Felde ziehen
(52') In der Zeitung wird gegen den neuen Trainer zu Felde gezogen.

(53) mit etw. nicht hinter dem Berge halten
(53') Wenigstens in diesem Kreis wird mit der eigenen Meinung nicht hinter dem Berge gehalten.

5.2. Patiens-/Akkusativpassiv

Um diesen Passivtyp bilden zu können, muß das Handlungsidiom, ähnlich den Verblexemen, neben dem Subjekt auch noch (mindestens) ein Akkusativobjekt als Valenzpartner haben. Das Akkusativobjekt des Aktivsatzes, das das Patiens repräsentiert, wird zum Subjekt des Passivsatzes. Aus dem Charakter des Passivsatzes (Agens-Dezentriertheit) folgt, daß das Agens in ihm weggelassen werden kann:

(54) Der Taxifahrer hat den Touristen übers Ohr gehauen.
(54') Der Tourist ist (vom Taxifahrer) übers Ohr gehauen worden.

(55) Der gewiefte Anwalt hat uns über den Tisch gezogen.
(55') Wir sind (vom gewieften Anwalt) über den Tisch gezogen worden.

Bei der Akkusativpassivbildung gilt ebenfalls die folgende Einschränkung: wenn die verbale Komponente des Idioms mit dem Hilfsverb *werden* kein Passiv bilden kann, kann man mit dem Idiom kein Akkusativpassiv bilden:

(56) etwas im Griff haben
(56') *Alles wird von uns im Griff gehabt.

(57) jemanden auf dem Kieker haben
(57') *Er wird von mir schon lange auf dem Kieker gehabt.

5.3. Rezipienten-/Dativpassiv

Dieser Passivtyp kann mit dreiwertigen Handlungsverben gebildet werden. Die drei Valenzpartner sind Subjekt, Akkusativobjekt und Dativobjekt. In dem rezipienten-zentrierten Passivsatz erscheint das Dativobjekt des Aktivsatzes als Subjekt, das Akkusativobjekt hat im Aktiv- und im Rezipientenpassivsatz die gleiche Satzgliedfunktion. Das Agenssubjekt des Aktivsatzes kann hier ebenfalls als freie Präpositionalangabe auftreten:

(58) Sie bot mir einen Tee an.
(58') Ich bekam (von ihr) einen Tee angeboten.

Unter den verbalen Idiomen gibt es nur ganz wenige, die die erwähnten Valenzpartner erfordern:

(59) jemand schiebt jemandem etwas in die Schuhe
(59') Ich bekam die Schuld in die Schuhe geschoben.

(60) jemand hängt jemandem etwas an den Hals
(60') Ich bekam einen Prozeß an den Hals gehängt.

Wie die Beispiele zeigen, ist die Passivierung dieser Idiome möglich. Dies scheint auch bei einer Reihe von zweiwertigen Idiomen der Fall zu sein. Diese

Idiome verlangen lediglich ein Subjekt und ein Dativobjekt als konstruktionsexterne Valenzpartner, sie haben aber auch noch ein konstruktionsinternes Akkusativobjekt als feste phraseologische Komponente:

(61) jmdm. Sand in die Augen streuen
(61') Jahrelang bekamen wir Sand in die Augen gestreut.

(62) jmdm. einen Floh ins Ohr setzen
(62') Ich bekam von ihm einen Floh ins Ohr gesetzt.

(63) jmdm. einen Bären aufbinden
(63') Mein Freund bekam von seinem Schwager einen Bär aufgebunden.

(64) jmdm. einen Denkzettel verpassen
(64') Von dem Direktor bekamen alle Mitarbeiter einen Denkzettel verpaßt.

(65) jmdm. den Kopf waschen
(65') Der stellvertretende Abteilungsleiter bekam von seinem Chef den Kopf gewaschen.

(66) jmdm. eine Standpauke halten
(66') Der Ehemann bekam eine Standpauke gehalten.

(67) jmdm. eins auswischen
(67') Er bekam eins ausgewischt.

(68) jmdm. eine ballern/knallen
(68') Ich bekam eine geballert/geknallt

Dieser Passivtyp kann nicht gebildet werden, wenn die verbale Konstituente *geben* ist:

(69) jmdm. eins auf die Nase geben
(69') *Ich bekam eins von ihm auf die Nase gegeben.

(70) jmdm. eins aufs Dach geben
(70') *Sie bekam eins aufs Dach gegeben.

(71) jmdm. einen Korb geben
(71') *Er bekam einen Korb gegeben.

(72) jmdm. den Laufpaß geben
(72') *Ich bekam den Laufpaß gegeben.

Dies könnte eventuell damit zusammenhängen, daß das Verb *geben* auch in freier Verwendung kein Rezipientenpassiv bildet. Denn bei Idiomen, die eine ähnliche Bedeutung oder eine ähnliche Struktur haben (mit der strukturellen Ähnlichkeit meine ich das konstruktionsinterne pronominale Akkusativobjekt), ist die Blockiertheit der Rezipientenpassivbildung nicht zu beobachten.

Literaturverzeichnis

ÁGEL, VILMOS: *Was gibt's Neues übers Passiv? Funktion, Typen, Bildung*. — In: *DUfU* II 1996, S. 76-87.

BRINKER, KLAUS: *Aktiv und Passiv in der deutschen Sprache der Gegenwart*. — In: *Muttersprache* 100/2-3 1990, S. 116-127.

BURGER, HARALD: *Idiomatik des Deutschen*. — Tübingen: Niemeyer 1973.

BURGER ET AL.: *Handbuch der Phraseologie.* — Berlin - New York: de Gruyter 1982.

ČERNYŠEVA, IRINA I.: *Feste Wortkomplexe des Deutschen in Sprache und Rede.* — Moskva: Vyssaja Škola 1980.

DOBROVOL'SKIJ, DMITRIJ: *Kognitive Aspekte der Idiom-Semantik. Studien zum Thesaurus deutscher Idiome.* — Tübingen: Narr 1995.

DUDEN. *Grammatik der deutschen Gegenwartssprache.* Hrsg. u. bearb. von GÜNTER DROSDOWSKI. — Mannheim u.a.: Duden ⁴1984.

ENGEL, ULRICH: *Deutsche Grammatik.* — Heidelberg: Groos ²1991.

EROMS, HANS-WERNER: *Zur Konversion der Dativphrasen.* — In: *Sprachwissenschaft* (3) 1978, S. 357-405.

FLEISCHER, WOLFGANG: *Phraseologie der deutschen Gegenwartssprache.* — Leipzig: VEB Bibliographisches Institut 1982.

HENTSCHEL, ELKE; WEYDT, HARALD: *Das leidige bekommen-Passiv.* — In: POPP, HEIDRUN (Hrsg.): *Deutsch als Fremdsprache. An den Quellen eines Faches. Festschrift für Gerhard Helbig zum 65. Geburtstag.* — München: Iudicium 1995, S. 165-183.

HESSKY, REGINA: *Grundfragen der Phraseologie.* — In: ÁGEL, VILMOS; HESSKY, REGINA (Hrsg.): *Offene Frage — offene Antworten in der Sprachgermanistik.* Tübingen: Niemeyer 1992, S. 77-93.

KOLLER, WERNER: *Redensarten. Linguistische Aspekte, Vorkommensanalysen, Sprachspiel.* — Tübingen: Niemeyer 1977.

WEINRICH, HARALD: *Textgrammatik der deutschen Sprache.* — Mannheim u.a.: Duden 1993.

ZIFONUN, GISELA: *Das Passiv im Deutschen: Agenten, Blockaden und (De-)Gradierungen.* — In: HOFFMANN, LUDGER (Hrsg.): *Deutsche Syntax.* Ansichten und Aussichten. Berlin/New York: de Gruyter 1992, S. 250-275.

REZENSIONEN

Karlheinz F. Auckenthaler (Hrsg.): *Lauter Einzelfälle*. Bekanntes und unbekanntes zur neueren österreichischen Literatur. — Bern – Berlin – Frankfurt a. M. – New York – Paris – Wien: Peter Lang 1996. (= New Yorker Beiträge zur österreichischen Literaturgeschichte. Bd. 5) 526 S.

Als fünfter Band der seit 1994 von Joseph Strelka herausgegebenen *New Yorker Beiträge zur Österreichischen Literaturgeschichte* erschien der Sammelband, der, entsprechend der Konzeption der Reihe, neue wissenschaftliche Ansätze zur Diskussion über den Begriff „österreichische Literatur" beitragen will. Mit dieser Zielsetzung liefert der Band wertvolles Material zu der in den sechziger und siebziger Jahren neu belebten Diskussion über die Existenz und das Charakteristikum einer innerhalb der deutschsprachigen Literatur eigenständigen österreichischen Literatur.

Die Frage nach der Bestimmung der österreichischen Literatur zog zahlreiche Theorien nach sich, schon mit den Ansichten August Sauers am Anfang des Jahrhunderts beginnend, die aber sowohl in der epochalen Abgrenzung, als auch in der inhaltlichen Bestimmung sehr unterschiedlich waren: Beginnt die österreichische Literatur mit dem Babenbergerhof in Wien (Nadler) oder findet sich die erste Ausformung des Sonderwegs erst in Grillparzers Werk (Bauer); ist das Spezifische neben den ökonomischen, sozialen und politischen Eigenheiten im Stammesunterschied zu der anderen deutschen Literatur zu suchen (Sauer) oder in Wertungen, Motiven und Gestalten der einzelnen Werke (Magris)? Nach der Darstellung all dieser Ansichten formuliert der Herausgeber, Karlheinz Auckenthaler, in seiner einleitenden Studie *Anmerkungen zur österreichischen Literatur* seine eigene These, indem er Österreich als territorial-politischen Begriff und dementsprechend die österreichische Literatur als territorial-politische Dichtung definiert und sie aufgrund dieser Definition im Jahr 1156, als Österreich Herzogtum wurde, beginnen läßt.

Auckenthalers Einleitung folgen noch drei Beiträge von umfassendem Charakter über allgemeine Probleme der österreichischen Literatur. István Fried wirft, ausgehend von der Polykulturalität als Eigenart der österreichischen Literatur, den interessanten Fragekomplex der Zusammenhänge zwischen Zentrum und Peripherie auf, und hebt den wertbildenden Charakter der Peripherie hervor. Dmitrij Satonski stellt eine Art Verwandschaft zwischen Dostojewski und den österreichischen Dichtern fest, deren Ursache er einerseits in der kritischen Stellung der Intellektuellen zur überholten Staatskonstruktion des Vielvölkerstaats, andererseits in der Abweichung von der faustischen Willenskultur des Westens sieht. György M. Vajda weist auf die Wichtigkeit komparatistischer Arbeiten im Vielvölkerstaat hin.

Der nachfolgende Teil des Bandes besteht aus 22 Beiträgen zur neueren österreichischen Literatur, die chronologisch zu Kapiteln zusammengefaßt wurden: Die einzelnen Kapitel umfassen größere Epochen der Literaturgeschichte: Die Studien des ersten Teiles werfen Fragen zur Literatur des Biedermeiers und des Realismus auf. Karlheinz Auckenthaler untersucht in seinem Aufsatz den Begriff des Biedermeiers und bestimmt ihn nach Bietak als Ausdruck eines spezifischen Lebensgefühls, d.h. die Konfrontation des Einzelnen mit der Diskrepanz zwischen Ideal und Wirklichkeit. Kurt Klinger, ein bedeutender Lyriker Österreichs, widmet sich der zeitgenössischen Rezeption bzw. dem literarischen Nachleben von Grillparzer. Die nächsten zwei Studien behandeln den Realismus: Herbert Zeman formuliert literaturhistorische Gedanken zum österreichischen Realismus, deren Zentrum die Problematik der Wirklichkeitsdarstellung bildet. Seine Studie ist Teil einer im Entstehen begriffenen *Geschichte der Literatur in Österreich*. Herbert Klauser gibt eine umfassende Darlegung zum Werk Ferdinand von Saars.

Den Schwerpunkt des nächsten Teils bildet die „Literatur von Jung Wien zum Expressionismus". Joseph Strelka untersucht das Motiv der Ich-Erweiterung bei Jung Wien; er sieht die Innenorientierung als Kompensation der Ausgeschlossenheit aus dem politischen Leben an. Gabriella Stanitz untersucht nach Thesen von Naumann das Erlösungsmotiv in Hofmannsthals Dramatik und ergänzt sie mit einem neuen theologischen Aspekt. Károly Csúri analysiert in seinem Aufsatz ein frühes Gedicht Trakls (*Das Grauen*). Obwohl das Gedicht zu den künstlerisch weniger bedeutenden Werken Trakls gehört, hält er es für Trakls Dichtung doch repräsentativ, „indem in seiner Textwelt die strukturelle Genese der immer häufiger wiederkehrenden und größere Dimensionen erfassenden Ich-Spaltung modelliert wird." Nóra Szekendi zeigt in ihrem Beitrag die Unterschiede auf zwischen den Realisierungen expressionistischer Motive wie Vernunft, Messianismus und Tat in Dramen des Expressionismus und in denen des schwarzen Expressionismus am Beispiel von Bronnens frühen Dramen.

Den der Literatur der Zwischenkriegszeit gewidmeten Teil eröffnet Knut Becks Aufsatz, der die Geschichte der Freundschaft von Franz Werfel und Stefan Zweig verfolgt. Michel Reffet sucht in seinem Beitrag eine Erklärung für den Begriff „Überwinder" in Werfels Roman *Cella oder die Überwinder* und versucht die Ursachen der Unabgeschlossenheit bzw. Nichtveröffentlichung des Romans zu explizieren. Karlheinz Auckenthaler behandelt drei Fragestellungen im Zusammenhang mit Roths idealisiertem Österreich-Bild und erklärt die Idealisierung als psychologisches Bedürfnis anhand der Archetypen-Lehre von C. G. Jung. Norbert Abels analysiert Ödön von Horváths *Sladek oder Die schwarze Spinne*. Regina Schäfer erweist am Beispiel von Jakob Wassermanns biographisch insperierten Eheromanen, „daß die Art und Weise des umformenden Umgangs mit einem Stück der eigenen Biographie und der resultierende Fiktionalisierungsgrad eines Stücks Literatur letztlich auch Kriterien für die Entscheidung der [...] Frage nach der Qualität eines literarischen Werks an die Hand zu geben vermögen". Hans Wagener bietet Gedanken zu Carl Zuckmayers *Ein Sommer in Österreich*, und liefert interessante Überlegungen zur Gattung „Heimatroman".

Der Band beschäftigt sich am ausführlichsten mit der Literatur nach 1945. Otto Lorenz zeigt die Auswirkungen des in Wien verbrachten Jahres Celans auf seine Dichtung und sieht die biographischen Hinweise auf die Konstellation „Surreal-Trakl-Judentum" in der Kristall-Chiffre thematisch und formal zusammengeführt. Sigurd Paul Scheichl erklärt die ungleichmäßige Rezeption von Fritz Hochwälders Werk mit dem Paradigmawechsel in den 60er Jahren und analysiert Hochwälders geglückteste Experimentalkomödie, den *Himbeerpflücker*. Gerd K. Schneider plädiert überzeugend für die Aufnahme der Werke der Unterhaltungsliteratur in den Kanon, da sie nicht nur Wunschvorstellungen des Lesepublikums darstellen, sondern auch auf aktuelle politische, ökonomische und umweltkritische Probleme aufmerksam machen, und dies sogar im positiven Sinne didaktisch, d.h. zugänglich für den Großteil der Bevölkerung. Er unterstützt seine These mit Beispielen aus Simmels Oeuvre. Karlheinz Auckenthaler sieht in Albert Drachs Volksstücke Tradition und Neuerung verbunden: Auf der Grundlage der Hanswurstkomödie und der Kasperliade stehend begründe Drach das österreichische „parodistisch-schwarz-absurde Volksstück". Gerlinde Ulm-Sanford untersucht die verschiedenen Arten der Komik in Mitteres Theaterstücken. Anita Nikics widerlegt in ihrer Studie (deren Titel übrigens für den Band übernommen wurde) Christoph Ransmayrs Aussage, daß seine Werke Einzelfälle bildeten. Sie analysiert zwei Romane Ransmayrs (*Die letzte Welt*, *Die Schrecken des Eises und der Finsternis*) auf Grund des von Karlheinz Auckenthaler entwickelten Modells der Achteck-Interpretation und identifiziert das „typisch Österreichische" der Romane in erster Linie in der Mythologie-Bezogenheit. Jutta Lande verfolgt die Geschichte des österreichischen Films ab den fünfziger Jahren und hebt die wichtige Rolle des avantgardistischen Films in der Wiederbelebung des österreichischen Films nach der

Stagnation der 70er Jahre hervor. Sie stellt mit Zufriedenheit fest, daß die Opposition Avantgarde-Kommerz wieder vorhanden sei. Die letzte Schrift des Bandes stammt von einem österreichischen Schriftsteller, Christoph Zanon, der seine Begegnungen mit Peter Handke beschreibt.

Der Wert des Bandes liegt vor allem in seinem umfassenden Charakter: Er bietet ergiebiges Material zu den Autoren der neueren österreichischen Literatur und läßt unterschiedliche Konzeptionen zur Geltung kommen. Diese Vielschichtigkeit ist vor allem durch die verschiedenen Außenperspektiven bestimmt: Neben österreichischen und deutschen Wissenschaftlern finden wir unter den Autoren des Bandes auch Germanisten aus verschiedenen Ländern des Westens und Ostens. Zur Buntheit des Bandes trägt bei, daß auch jüngere GermanistInnen die Möglichkeit hatten, ihre Forschungsergebnisse zur öffentlichen Diskussion zu stellen.

Márta Horváth
(Szeged)

Leslie Bodi: *Weltbürger — Textwelten*: Helmut Kreuzer zum Dank. — Frankfurt am Main: Peter Lang 1995. 414 S.

Dieser Band entstand aus Anlaß der Emeritierung des Literatur- und Medienwissenschaftlers Helmut Kreuzer im Jahre 1993. Die in diesem Band vorgelegten germanistischen und kulturwissenschaftlichen Studien verstehen sich einerseits „als Beiträge zu einem internationalen Dialog über zentrale Themen und Tendenzen des Faches", andererseits sind sie Ausdruck des Dankes an Helmut Kreuzer für seine „Zuwendung und immer anregende Gesprächsbereitschaft" (S. 9). Aufgrund der Vielfalt der Themen lassen sich die einzelnen Aufsätze nicht nach einem einheitlichen thematischen Ordnungsprinzip klassifizieren, sie können eher den Bereichen der neueren deutschen Literatur, der Literaturtheorie, der Komparatistik, der Sprachwissenschaft sowie der Medienwissenschaft zugeordnet werden.

Egon Schwarz greift die „ewige Frage nach dem 'Österreichischen', das sich über die Zeiten hinweg gleich bleibt" (S. 56) aufgrund Raimunds *Der Diamant des Geisterkönigs* und Hofmannsthals *Phantasie über ein Raimundsches Thema* auf. Der Autor betont die gleichen, wiederkehrenden Motive und Themen der beiden dramatischen Versuche, wobei auch auf die unterschiedliche Stellung der beiden Dichter hingewiesen wird. Obwohl Hofmannsthal zur Elite des Fin-de-Siècle gehörte und ältere, bereits bearbeitete Stoffe für die eigene Aussage verwendete, war er ununterbrochen bestrebt, volkstümlich zu sein. Dieses Streben, sowie der Kult der österreichischen Tradition verbindet ihn mit Raimund. Der Beitrag von Paul Michael Lützeler befaßt sich mit *Brochs „Schlafwandler" im Kontext der Europa-Schriften der Zwischenkriegszeit*. In der Einführung wird die lebhafte Diskussion über die Zukunft Europas dargestellt, pro und kontra wird die damals aufgrund des Europa-Enthusiasmus entstandene Paneuropa-Bewegung bewertet. Die heftigste Gegendarstellung bedeutet Spenglers *Der Untergang des Abendlandes*. Im dritten Teil der Arbeit wird Brochs Auseinandersetzung mit der schon damals als Fiktion geltenden Annahme von den in sich geschlossenen Kulturkreisen dargestellt. Er teilte weder Spenglers Analogien noch sein Menschenbild, jedoch seine Stiltheorie entsprach seinen Vorstellungen. Brochs Kerngedanken kommen in ihrer formalen Werttheorie zum Vorschein. Laut derer erlebe eine Kultur dann ihre Glanzzeit, wenn sie ein einheitliches Wertsystem darstelle. Dieses kann durch das Gleichgewicht der in ihm wirksam werdenden rationalen und irrationalen Kräften

gesichert werden. Sein neues einheitliches europäisches Wertesystem basiert nicht auf den Katholizismus, sondern auf den Protestantismus, bei dem er eine „Übereinstimmung mit der religiösen Struktur des Judentums" (S. 188) sieht. Walter Sockel läßt in seinem Aufsatz *Das Apokalyptische und dessen Vermeidung. Zum Zeitbegriff im Erzählwerk Handkes* den Österreicher als Fortsetzer der Tradition des österreichischen Romans des 20. Jahrhunderts erscheinen. Nach der Definition des Apokalyptischen weist der Verfasser darauf hin, daß diese Tradition mit Musil begann und durch Broch, Canetti, Doderer und Bernhard auch in Handkes Erzählwerk präsent ist. Ausführlich werden die Werke *Der Hausierer, Die Angst des Tormanns,* sowie *Die Stunde der wahren Empfindung* und *Die langsame Heimkehr* in die Analyse miteinbezogenen und inbetracht des Handkeschen Zeitbegriffs (Zeit= einfache Folge von Vorgängen, ohne Richtung und Ziel, Bewegung in Raum) nach Vorgang, Ablauf und Geschichte behandelt.

Als Beitrag zur Literaturtheorie dienen die Aufsätze von Károly Csúri und Árpád Bernáth. Csúris Beitrag *Theorie und Modell, Erklärung und Textwelt. Über Trakls „Ruh und Schweigen"* beginnt mit einer wohlfundierten Einleitung über den theoretisch-methodologischen Hintergrund: er sieht das Konzipieren und Rezipieren eines literarischen Werkes als ein mathematisches und metaphysisches Problem an. Bei der Analyse der Trakl-Texte rückt er die zyklische Wiederkehr der Tages- und Jahreszeiten und das Transparenzprinzip in den Mittelpunkt. Bernáth geht in seiner Arbeit der Frage nach, welche Rolle die Gewalt in *Bölls* Werken spielt. Erstens wird ein Versuch der begrifflichen Definition unternommen und dabei grundlegenden Fragen nachgegangen, ob sie zur Erfahrungswelt oder zu einer fiktiven Welt, oder ob sie eine subjektive Äußerung oder eine wissenschaftliche Theorie ist. Bei der Analyse wird permanent auch Bölls politische Essayistik in den Vordergrund gestellt, immer wieder auf seine schriftstellerischen und publizistischen Mahnungen, auf seine direkten staatsbürgerlichen Aktionen hingewiesen.

Péter Pór behandelt *Die verwandelte Pietà: Rilke und János Pilinszky* aus komparatistischer Sicht. Im ersten Tei der Arbeit werden vier Gedichte im thematischen Zusammenhang behandelt: *Der Ölbaum-Garten* paraphrasiert die biblische Erzählung, diese findet die Fortsetzung in *Pietà*, und in den darauffolgenden *Der Auferstandene*, sowie in der anderen *Pietà* wird derselbe Mythos verwandelt. Auch in Pilinszkys Schaffen bildet die Verwandlung ein Schlüsselmotiv. Seine Lyrik entstand aus der Frage, wie „ein Dichter im Zeitalter des mechanisierten Massenmordes die Passionsgeschichte im Ideal des eigenen Todes verwandeln und nacherzählen" (S. 121) kann. Auch P. Celan wird als Fortsetzer dieser Thematik und des Rilkeschen Erbes mit in die Analyse einbezogen.

Jean Paul Bier weist in seinem Aufsatz *Zum frühen terminologischen Gebrauch des literarischen „Modernismus"-Begriffs aus komparatistischer Sicht* auf die unterschiedliche Verwendung des als Zeichen für die Erneuerung der Literatur verwendeten Begriffs im angloamerikanischen, deutschen und romanischen Sprachbereich hin. Der Autor richtet sein Augenmerk hauptsächlich auf die Ursachen, die für die problematische Benutzung des Terminus technicus auf dem europäischen Kontinent, hauptsächlich in den romanischen Kulturkreisen verantwortlich sind. Wolfgang Wittkowsky führt in seinem Aufsatz *Feigenblatt des Zynismus oder der Moral? Brechts „Im Dickicht der Städte" und das „Meßbuch"* eine komplette Werkanalyse durch, in der das zentrale Motivpaar von Reinigung und Reinheitsverlust vollzogen wird. Der Autor sieht auch in Brechts Frauenbild diesen dialektischen Gegenpol widerspiegelt: seine Frauengestalten vereinigen Heilige und Hure zugleich. Philip Thomsons *The Tui and the Wise Teacher. Brecht and Intellectuals* ist ein Beitrag zu den Brecht-Debatten über seine Definition der politischen und sozialen Rolle der Intellektuellen. Brechts Lösung wäre die Aufteilung der Intellektuellen in „Tui", sie verkörpern alles Negative, als

unnützes Wissen, Distanz von den praktischen Realitäten, sowie in „Weise". Für sie gilt das ebenfalls, bloß sie sind befähigt zu demonstrieren, daß ihr Wissen nützlich ist, es den Menschen im realen Leben zugute kommt. Makel an der Sache: diese Gliederung funktioniert nicht, die Trennung ist keine Lösung des Problems, eher dessen Vermeidung.

Rosemarie Elliott weist in ihrem Aufsatz *Goethe and the Image of Wilhelm Heinse* darauf hin, daß Goethe nicht wenig Anteil an der zwiespältigen Beurteilung von Heinse hatte. Allerdings läßt sich ein Unterschied zwischen den Reaktionen des jungen und des alten Meisters feststellen. Heinses Hauptwerk *Ardinghello und die glückseeligen Inseln* bezeichnete Goethe als „eine wunderliche Ausgeburt", beschimpfte es der „bloßen Begier", der „Sinnlichkeit" wegen (S. 43). Nach der plausiblen Erklärung der Autorin näherte sich die Sturm-und-Drang Periode Goethes gerade in dieser Zeit ihrem Ende und die „wilde Form", „das Formlose", „das Difforme" begann ihm Angst zu bereiten (S. 48). Gertrud Bauer Pickar berichtet in ihrem Aufsatz *Die „Bauernhochzeit" in Droste's „Die Judenbuche". A contemporary reading* darüber, daß diese Szene bisher als ein ästhetischer Fehler, eine Abweichung, der nicht zur Gesamtstruktur des Werkes paßt, betrachtet wurde. Ihrer Meinung nach handelt es sich jedoch um eine maßgebliche Episode, denn sie weist auf soziale Gesichtspunkte hin, die zu lange als unbekannte Züge der schriftstellerischen Tätigkeit der Droste galte. Mit der Novelle wollte die Verfasserin das Augenmerk auf die Lebensbedingungen der Juden der Zeit lenken, wobei sie eine „genaue sozialpsychologische und sozialkritische Studie" (S. 83) darlegte. Sabine Cramer sieht in *Max Frisch's „Blaubart" — the Art of Erasure* das Wesen der Erzählung in der Art und Weise, wie die traumatischen Erlebnisse des Haupthelden in die narrative Struktur des Werkes eingebettet wird. Max Frisch selbst sieht den Wert seiner Erzählung in der „Ritualisierung der Sprache, wie sie vom Gericht gebraucht wird, und daraus ergeben sich auch die ritualisierten Antworten, die wenig zutage fördern, das alles unter dem großen Motto: ‚Die Wahrheit und nichts als die Wahrheit'" (S. 234).

Zum Aufsatz von Viktor Žmegač *„In Ketten tanzen". Nietzsches literarhistorische Perspektiven* bildet die Opposition von Kunst und Natur, in der das Artifizielle, das Naturferne die Oberhand gewinnt, den gedanklichen Hintergrund. Nietzsches System findet sein Fundament im Klassizismus, obwohl ihm auch dessen Schranken bewußt sind. Die Verkörperung des Artistischen entdeckt er bei Goethe und Baudelaire; Zola und den Naturalismus betrachtet er als eine Verfehlung. Nietzsche reagiert auch auf das moderne Geschichtsbild seiner Zeit, den Historismus abweisend. Durch seine Schreibweise gerät er aber in Widerspruch zum Zweifel an der Moderne und zur Idee des überzeitlichen Klassizismus, da die „Apologie des Klassizismus [...] selbst ein Mythos der Moderne" (S. 111) ist.

In weiteren anspruchsvollen Beiträgen werden die Begriffe *Bildungsbürger* (Herbert Lehnert), *Neue Sachlichkeit* (Jost Hermand), sowie die *Boheme* (David Roberts) erläutert. Der Kerngedanke der dem Medienwissenschaftler Helmut Kreuzer gewidmeten Aufsätze besteht darin, daß sowohl ein Foto (Bernd Hüppauf) als auch der Film (Anton Kaes) als ein komplexes ästhetisches Objekt zu betrachten sind.

Hedvig Ujvári
(Pilisvörösvár)

Moritz Csáky: *Ideologie der Operette und Wiener Moderne*. Ein kulturhistorischer Essay zur österreichischen Identität. — Wien - Köln - Weimar: Böhlau Verlag 1996. 328 S.

Wahrscheinlich ergeht es vielen Menschen so, daß sie, wenn sie das Wort „Operette" hören, an idiotisch-übertrieben grinsende Darsteller mit rosa Schleifchen im Haar oder unmöglichen Verzierungen am Kostüm inmitten pastellfarbener Kulissen denken, die alle zusammen zu süßlich-kitschigen Melodien an Stelle einer Geschichte viel eher nur Nichtigkeiten erzählen bzw. singen. Daß diese Vorstellung mit der Wiener Operette von Strauß und Lehár nichts zu tun hat, sondern vielmehr durch spätere verfälschend-versüßlichte Aufführungen und Musikrevues beeinflußt worden ist, wird nach der Lektüre von Moritz Csákys Buch klar.

Und nicht nur das wird klar. Um dem Genre der Operette gerecht zu werden und die bestehenden Vorurteile auszuklammern, wird im Essay die — im übrigen für jedwede Erscheinung zu empfehlende — Herangehensweise durch die Überlegung bestimmt, diese Gattung und ihre Werke nicht als von vornherein bekannt vorauszusetzen und im Rahmen einer allgemein akzeptierten Kausalkette zu betrachten, sondern sie zunächst für sich selbst zu untersuchen, um erst danach eine Einordnung in ein größeres System vorzunehmen. Grundlegend untersucht der Autor das Phänomen der Operette von der Überlegung her, daß es sich dabei um ein Genre handelte, welches damals eine alltägliche Form der Unterhaltung, des Amüsements der Menschen war und auf diese Weise mehr über sie und ihre Zeit, das heißt über das individuelle und kollektive Selbstverständnis der Menschen aussagen kann als es zum Beispiel große Staatsaktionen aus der gleichen Zeit tun würden. Dabei wird in diesem Buch die Operette nicht isoliert betrachtet — wir haben es hier auch gar nicht mit einer „Geschichte der Operette" zu tun —, sondern sie wird vielmehr in den breiteren Kontext der damaligen Gesellschaft, Politik und Kultur gestellt, um so Rückschlüsse auf Bewußtseinsinhalte ziehen zu können, die das damalige Leben bestimmten.

Die Operette eignet sich gerade durch ihre Popularität — genauso wie die Trivialliteratur im Gegensatz zur elitären Avantgardeliteratur — vielfach besser zur Rekonstruktion des kulturellen Selbstbewußtseins der sie Konsumierenden, wobei auch in der Frage der Konsumierenden es nicht leicht, ja eigentlich unmöglich ist, eine halbwegs eindeutige Eingrenzung vorzunehmen. Gustav Mahler und Arnold Schönberg zeigten ebenso Interesse für die Operette wie das vieltausendköpfige Publikum, wogegen zum Beispiel Herman Broch und Karl Kraus alles andere als positiv zu ihr standen. Dabei finden sich bei genauerer Betrachtung in den Operetten eine Reihe von Bezügen zur Wirklichkeit, die dem Vorurteil der Weltabgewandtheit widersprechen. Ja, die kritische, doch zumindest skeptische Thematisierung von sozialen Unterschieden gehörte, wenn auch in parodistischer Form, zu den grundlegenden Topoi der Operette der Jahrhundertwende, wobei dies zumeist aus der Perspektive des liberalen städtischen Bürgertums geschah, das hauptsächlich Träger der Operette war. So präsentieren die meisten Operetten zum Beispiel ein eher zwiespältiges Bild vom Adel, das einerseits als das Idealbild des Bürgertums fungierte, dem es — auch — in den Äußerlichkeiten nachzustreben versuchte, doch zugleich wird in den Werken auch deutlich, daß der Adel im Grunde nicht mehr zeitgemäß war, sondern als überholt angesehen werden mußte.

Politikkritik in der *Lustigen Witwe*, das Problem der unterschiedlichen gesellschaftlichen Herkunft im *Zigeunerbaron*, die Andeutung von Klassengegensätzen in der *Fledermaus* zeigen deutlich, daß diese Werke nicht realitätsfremd waren oder zumindest brennenden gesellschaftlichen Fragen nicht vollkommen auswichen. Dessen war sich übrigens auch die staatliche Obrigkeit bewußt, weshalb es immer wieder zur Forderung nach der Glättung der einen oder der anderen Passage in den Libretti kam.

(Es gibt auch Beispiele dafür, daß die Operette ihrer Zeit weit voraus war, so etwa im *Zigeunerbaron*, in dem sich durchaus ernstzunehmende Kritik am Nationalismus findet.) Multikulturelle Verfaßtheit durch Aufnahme literarischer und musikalischer Zitate zeigt eine nicht zu unterschätzende Offenheit der Operette, wie auch die ironische Kritik an Gesellschaft und Politik um 1900, das Anschneiden von Fragen der Sexualität darauf hinweisen, daß die Operette im Grunde ein populäres Vehikel der Moderne war. So entfernt Operette und Wiener Moderne auch voneinander auf den ersten Blick zu sein scheinen, so ist doch erstaunlich, wie viele der für die hohe Literatur relevanten Themen in den Operetten der gleichen Zeit anzutreffen sind. Doch auf den zweiten Blick ist die Verwunderung nicht mehr so berechtigt, denn eine Reihe von Opernlibrettisten — unter anderen Felix Salten, Felix Dörmann, Victor Léon, Theodor Herzl — gehörten um 1900 zum breiteren Kreis der Wiener Moderne, von deren hervorragendsten Repräsentanten man — wenn man das Singspiel *Der tapfere Kassian* als Operette akzeptiert — auch Arthur Schnitzler anführen kann. Damit war auch personell eine gewiße Verquickung zwischen Moderne und Operette vorhanden, wodurch die thematischen Übereinstimmungen — bei allen Unterschieden in der gattungsgemäßen Ausführung — nicht weiter überraschen.

Viel entspannter — als vielleicht wir heute — haben die Zeitgenossen, so auch Schriftsteller wie Hugo von Hofmannsthal oder Franz Werfel damals die Operette betrachtet, indem sie sie als Erscheinung der Unterhaltungsindustrie betrachteten, in der aber trotzdem ein gewisser Wahrheitsgehalt, ein gewisser Reflex auf die damalige Welt vorhanden war. (In Klammern sei nur angemerkt, daß der Begriff der „Wiener Moderne" und des „Jung Wien" an sich schon ein bißchen trügerisch ist, da er eine Einheit, einen „Bewegungscharakter" vorspiegelt, der in dieser Gruppe von jungen — und nicht so jungen — Künstlern gar nicht gegeben war. Diese Einheit wurde nämlich vielmehr von dem Willen modern zu sein zusammengehalten, wobei nach den einzelnen Angehörigen der Gruppe auch nicht ganz klar war, was dieses „modern" auch immer sein mochte.) Das Buch beinhaltet über die bisher kurz skizzierten Gedankengänge hinaus eine Reihe von methodischen und grundsätzlichen Überlegungen, die es wert sind, beachtet zu werden. So die Unterscheidung in pluriethnische bzw. plurikulturelle und multiethnische bzw. multikulturelle Gesellschaften, wobei der Unterschied darin besteht, daß in den pluriethnischen/-kulturellen Gesellschaften die Vielfarbigkeit zwar gegeben ist, jedoch die Kulturen bzw. Ethnien mehr oder weniger unabhängig nebeneinander leben. Im Gegensatz dazu sind in den multiethnischen/-kulturellen Gesellschaften besonders intensive Interaktionen und Beeinflussungen anzutreffen.

Hervorgehoben werden müssen auch die Gedankengänge über die Theorie — auch — einer österreichischen Geschichte und deren Beschreibung, bei der der Umstand eine wesentliche Rolle spielt, daß der uns heute bereits bekannte „Erfahrungshorizont" der vergangenen Zeiten sich damals nur als eine Möglichkeit von vielen im „Erwartungshorizont" präsentierte, wodurch letztlich die Geschichtsschreibung Gefahr läuft in Kenntnis der historischen Prozesse die Vergangenheit auf Grundlage des heutigen Wissens zu beschreiben und dabei vieles auszuklammern, was in der damaligen Zeit durchaus im Allgemeinbewußtsein vorhanden und für die Zeitgenossen relevant war, auch wenn es inzwischen der Vergessenheit anheimgefallen sein mag. Dazu gehört unter anderem „der tägliche Umgang mit politischen und sozial-kulturellen Pluralitäten und das Erleben ihrer Problematik." Die Problematik des österreichischen Nationalbewußtseins im Spannungsfeld von deutscher Sprache und Kultur auf der einen sowie der nationalen Eigenständigkeit Österreichs oder aber der Zugehörigkeit zu Deutschland auf der anderen Seite wird ebenfalls behandelt, wobei der Sachverhalt besonders plastisch veranschaulicht wird.

Insgesamt ist es das Verdienst des Buches, die Beschäftigung mit der Operette nicht einfach nur im Rahmen der Gattung selbst durchzuführen, sondern eine weitere

Einordnung im Rahmen der Jahrhundertwende zu geben. Dabei ist die im Untertitel gewählte „Gattungsbezeichnung" *kulturhistorischer Essay* eigentlich nicht wirklich treffend, denn die verweist ja im Grunde auf eine zu erwartende Ungebundenheit, Freiheit und/oder — wenn man will — Disparatheit, Zerstreutheit in Aufbau und Argumentation, die man dann aber nicht antrifft. Denn zu den großen Vorzügen des Buches gehört unbedingt sein klarer und logischer Aufbau und Stil, durch den auch die kompliziertesten Sachverhalte verständlich dargelegt werden, ohne sie dabei zu vereinfachen. Ein Buch, das man nur empfehlen kann.

Gábor Kerekes
(Budapest)

Jörg Fröhling – Reinhold Meinel – Karl Riha (Hrsg.): *Wende-Literatur.* Bibliographie und Materialien zur Literatur der Deutschen Einheit. — Frankfurt am Main: Peter Lang 1996. 200 S.

Das von einer „Studentischen Arbeitsgruppe" zusammengestellte Buch besteht aus zwei, einander nützlich ergänzenden Teilen. Die ersten 70 Seiten enthalten eine Bibliographie mit ca. 1200 Titeln; dargeboten in exakter Form mit Erscheinungsort, -jahr, mit Angabe des Verlags und dem genauen Umfang. Auch Illustrationen und sonstige Abbildungen aus der Zeit der Wende werden verzeichnet; einige davon auch mitgeteilt. Erfaßt wurden nicht nur die in dieser Zeit entstandene schöngeistige Literatur im breitesten Sinne des Begriffes, sondern auch journalistische Äußerungen und die verschiedensten Stellungnahmen von Politikern aus den früheren beiden deutschen Staaten sowie aus der heutigen Bundesrepublik Deutschland. Auch ausländische Verfasser sind mit ihren das Thema betreffenden Äußerungen angeführt. Von den Schriftstellern sind Günter Grass, Hans Magnus Enzensberger und andere Autoren aus der Gruppe 47 ebenso vertreten, wie alle einst als „Dissidenten" bezeichneten früheren DDR-Autoren, die ihre engere Heimat freiwillig verlassen haben oder dazu gezwungen wurden, aber auch jene, die in einer inneren Emigration lebten, sowie andere die (in Zusammenarbeit mit der Stasi, oder auch nicht) bis zum Ende an ihrer DDR-Heimat festgehalten haben, wie etwa Hermann Kant und manche anderen. Die Palette der Politiker reicht von Richard von Weizsäcker und Helmut Kohl bis Erich Honecker, Egon Krenz, Markus Wolf, Kurt Hagen und vielen anderen. Auch Äußerungen von kirchlichen Würdenträgern sind bibliographisch erfaßt, sowie verständlicherweise in großer Zahl Mitarbeiter der verschiedenen Medien.

Den zweiten Teil bezeichnen die Herausgeber als „Rezensionen ausgewählter Bücher". Kurzgefaßte Buchsprechungen, mit Zitaten reichlich belegt, folgen in diesem Teil in chronologischer Reihenfolge. Zum Jahr 1989 können wir über eine Sammlung lesen, die über *40 Jahre DDR ... und die Bürger melden sich zu Wort* (Frankfurt am Main 1989) berichtet. Martin Walsers Sammelband *Über Deutschland reden* (Frankfurt am Main 1989) wird — beachtet man auch seine früheren Stellungnahmen — mit Recht als eine „Antizipation der Wende" bezeichnet.

Von den zahlreichen Schriften, die aus der Buchproduktion des Jahres 1990 behandelt werden, geht bereits hervor, wie nach der anfänglichen Euphorie sich bald Stimmen der Skepsis einschlichen. Aus der Erzählung *Wendewut* von Günter Gaus (Hamburg 1990) wird hervorgehoben, wie der Mauerfall auch im Privatleben zu — gelegentlichen — drastischen Veränderungen führen kann. Das Verhalten von Heiner Müller in diesem Jahr ist noch mit einem Fragezeichen folgenderweise formuliert:

„Eher Stalinist denn Reformkommunist?", wobei seine Rede *Zur Lage der Nation* als ein „wüstes Konglomerat aus dem semantischen Inventar sowohl 'konservativer Revolutionäre', als auch 'kommunistischer Idealisten'" charakterisiert wird. Mit Vorliebe zitiert der Rezensent aus der Rede Heiner Müllers *Jenseits der Nation* zur Charakterisierung des Kleinbürgers, den seitdem berüchtigt gewordenen Vergleich über das Geschlechtsleben einer alternden Jungfer mit dem Verhalten des aus seiner DDR-Idylle herausgerissenen Kleinbürgers (Ein Vergleich, auf den auch später andere Autoren zurückgreifen. Als weitere Quelle sei hier angeführt Konrad Weller: *Das Sexuelle in der deutsch-deutschen Vereinigung*. Leipzig 1991). Anhand von Christa Wolfs Erzählung *Was bleibt* (Berlin 1990) wird vor allem in der Besprechung auf die später zum Vorschein gelangten vorübergehenden Beziehungen der Autorin zur Stasi eingegangen. Eine Andeutung, die diese Tatsache rückwirkend auch auf die literarische Leistung der Autorin anzuwenden versucht, geschieht freilich mit Unrecht. Christa Wolfs Verhalten der letzten Jahre kann ihre menschlich-moralische und auch ihre künstlerische Integrität nur bestätigen.

Aus der Buchproduktion des Jahres 1991 ragt Wolf Biermanns Band *Über das Geld und andere Herzensdinge* (Köln 1991) besonders hervor. Biermann bezeichnet die Wende-Euphorie als eine „fatale Blindheit" und bezweckt „schonungslose Deutschland-Diagnosen" zu geben. Günter de Bruyn veröffentlicht eine Aufsatzsammlung mit vier Reden und zehn Aufsätzen mit dem Titel *Jubelgeschreie. Trauergesänge. Deutsche Befindlichkeiten* (Frankfurt am Main 1991). Den Autor irritiert die „angemaßte Omnipotenz des Staates"; er würde lieber den Begriff „Kulturnation" verwenden. Er ist auch davon überzeugt und möchte diese Überzeugung seinen Lesern vermitteln, daß „Lebensgefühle [...] nicht so schnell wie die Mauer zu beseitigen sein". Mit Recht wird hier auch das 1991 erschienene Buch *Die Stasi war mein Eckermann. Oder: Mein Leben mit der Wanze* (Göttingen 1991) von Erich Loest hervorgehoben, das die Verflechtung des Staatssicherheitsdienstes mit der privaten — familiären und verwandtschaftlichen — Sphäre in Beziehung bringt und ein deprimierendes Bild der menschlichen Haltung vorführt. Ebenfalls auf den Mechanismus und die Methoden der Stasi sowie auf die ausgelieferte Situation deutscher Intellektueller in der DDR verweist — sicherlich nicht mit rein fiktionalem Verfahren — der Roman *Stille Zeile* von Monika Maron (Frankfurt am Main 1991), die in der Zwischenzeit ihr Verhältnis zur Stasi offen an den Tag gelegt hat.

Im Jahre 1992 melden sich weitere, ehemalige DDR-Autoren zu Wort. Volker Braun (*Die Zickzackbrücke. Ein Abrißkalender.* — Halle 1992) ist rückwirkend einverstanden, „daß der Sozialismus zerstört werden muß / und mir gefällt die Sache der Besiegten ..." Er beklagt sich aber, daß die Zukunft betrachtend, es nur verlorene Illusionen gibt: „Es ist gekommen, das nicht Nennenswerte". Die Sammlung *Unsere Haut. Tagebücher von Frauen aus dem Herbst 1990* (Berlin 1992) kehrt die menschlichen Schwächen hervor, die „die D-Mark" hervorgelockt hat. Die früheren „Oppositionsautoren der DDR", wie Christoph Hein (*Als Kind habe ich Stalin gesehen* — Berlin, Weimar 1992), Günter Kunert (*Der Sturz vom Sockel* — München 1992), Rolf Schneider (*Volk ohne Trauer. Notizen nach dem Untergang der DDR* — Göttingen 1992) und Hanns Joachim Schädlich (Herausgeber des Bandes *Aktenkundig* — Berlin 1992) äußern sich entschiedener gegen die ehemalige DDR und versuchen, wie Christoph Hein meint, die einzig mögliche historische Notwendigkeit der Gegenwart zu ergreifen, denn — wie er an den Rowohlt-Verlag schreibt — diese Notwendigkeit ist gleichzeitig „eine Chance für unsere Hoffnung [...] allerdings ist es die erste und gleichzeitig die letzte. Wenn wir scheitern, frißt uns McDonald." Diese Überzeugung, es gibt nur den einzigen Weg nach vorne, bildet die Grundstimmung dieser literarischen Äußerungen, die erwirken möchten, ihre Kollegen und Leser in den neuen Bundesländern aus ihrer Lethargie aufzurütteln. Im selben Jahr tritt auch Günter Grass

mit seinen *Unkenrufen* (Göttingen 1992) hervor, der von dem Rezensenten Claudius Köster wegen seines satirischen Tons in dieser Erzählung sowie in seinen Reden und seinem etwas später erfolgten Roman — „zum gekränkten Idealisten in puncto Deutsche Einheit" gestempelt wird.

Im Jahre 1993 erscheint zum ersten Mal eine Lyrik-Anthologie mit Gedichten zur Wende (*Von einem Land und vom andern. Gedichte zur deutschen Wende.* — Frankfurt am Main 1993) mit einer ausführlichen Einleitung von Carl Otto Conrady. In den Texten „mischen sich Rückblicke, Erwartungen und Hoffnungen mit Ernüchterung und offener Enttäuschung". Günter Grass appelliert in seinen Reden *Ein Schnäppchen namens DDR* (München 1993) an den Verstand und ist nicht bereit, seine Prinzipien gegen die Vermarktung des Menschenlebens aufzugeben. Noch schärfer formuliert er in seinen Sonetten in *Novemberland* (Göttingen 1993), in einer sehr pointierten politischen Lyrik. Der bejahrte Stefan Heym bringt in seiner Kurzgeschichtensammlung (*Auf den Sand gebaut.* — Frankfurt am Main 1993) Bilder über die Auswirkung der Wiedervereinigung für die Menschen in Ostdeutschland. In der dramatischen Gattung rückt Rolf Hochhuth mit seinem Stück *Wessis in Weimar. Szenen aus einem besetzten Land* hervor. Es handelt sich um Einzelbilder von 1989 an und somit um die unmittelbare Zeitgeschichte. Als „linientreuer Dissident" wird Jürgen Kuczynski, der bekannte Wirtschaftshistoriker der ehemaligen DDR bezeichnet, der in seinem Buch *Frost nach dem Tauwetter: mein Historikerstreit* (Berlin 1993) über seine Auseinandersetzungen mit DDR-Historikern unter der Führung des Ideologiechefs Kurt Hager berichtet. Mit mancherlei Verständnis für die Enttäuschung nach der verwirklichten Einheit fordert der ehemalige Oppositionsautor Reiner Kunze Zeit, um die „innere Einheit" herzustellen.

Stark auseinander strebende Meinungen bestimmen auch die Publikationen des Jahres 1994. Der Sammelband *Autoren im Dialog, Gedanken über Deutschland* (Berlin 1994) enthält von sehr positiven Ansichten über die Wiedervereinigung Deutschlands bis hin zu fast nationalistischen Lobgesängen eine breite Palette von dichterischen Stellungnahmen. Auch der Vergleich, die Vereinigung sei eine „große Vergewaltigung" gewesen, fehlt unter den Meinungen nicht. Eine von Hannes Bahrmann und Christoph Links zusammengestellte *Chronik der Wende. Die DDR zwischen dem 7. Oktober und dem 18. Dezember 1989* (Berlin 1994) verfolgt als wichtiges Orientierungswerk die einzelnen Ereignisse bis hin zum Wandel der Terminologie in den einzelnen Phasen dieses einmaligen historischen Prozesses. Theodor Constantin gibt unter dem Titel *Plaste und Elaste* ein deutsch-deutsches Wörterbuch heraus (Berlin 1994), in dem er sich mit der Sprachspaltung der vergangenen Jahrzehnte beschäftigt. Dialekt, besonderer Stil und Wortwahl, aber auch ganz besonders ein voneinander abweichendes Verhältnis zum Volkswitz sind auffallende Unterschiede. Er vertritt die Meinung: „In der Differenz im gesellschaftlichen Intimbereich, in der Wahrnehmung und Verarbeitung von Leben und Alltag wird die Anpassung wohl am längsten dauern, und ich wünsche uns allen, daß vom politischen Witz der Wende etwas bleibt, nämlich ein ausgeprägter Sensus fürs Absurde und die Sophistification im Umgang mit der Sprache." Der bekannte Vertreter der Gruppe 47, Hans Magnus Enzensberger, schon immer bedeutend links orientiert, empfindet in seinen *Aussichten auf den Bürgerkrieg* (Frankfurt am Main 1994), daß die Schwellen des noch legitimen Normensystems bereits bedroht sind und es zu einem Flächenbrand kommen könnte. Ein solches Normensystem müßte von einem gesunden Verhältis zum Nationalen getragen werden, — wie das auf Enzensberger, aber auch auf Heinrich Heine bezogen als Problem aufgegriffen wird, — erwünschen sich die Beteiligten im Band *Der Deutsche an sich. Einem Phantom auf der Spur* (Hrsg. von Vera Nünning und Ansgar Nünning. — München 1994). Die Atmosphäre, wie der kleine Mann sie heute in den neuen Bundesländern erlebt, wird sehr prägnant formuliert von Friedrich Schorlemmer (*Zu seinem*

Wort stehen. — München 1994), indem er feststellt: „Es ist inzwischen grotesk: Mußte ich früher überall nachweisen, daß ich kein prinzipieller Gegner des Systems war, so werde ich heute fortwährend genötigt, zu beweisen, daß ich ein richtiger Gegner war. Sonst hätte ich sowieso nichts zu sagen und man könne mir nachweisen, daß ich Kollaborateur des Systems gewesen sei, mit Privilegien ausgestattet und ruhig im Schoß der Kirche gelebt hätte."

Den Rezensionen schließen sich als Anhang eine annotierte Fernsehbibliographie über die Wende-Thematik, sowie ein Verzeichnis der im *Spiegel* erschienenen Artikel „zur Literatur der deutschen Einheit" an.

Antal Mádl
(Budapest)

Volker Klotz: *Radikaldramatik*. Szenische Vor-Avantgarde: Von Holberg zu Nestroy, von Kleist zu Grabbe. — Bielefeld: Aisthesis Verlag 1996. 240 S.

In seinem neuen, Walter Höllerer gewidmeten Buch befaßt sich der Stuttgarter Literaturprofessor und Dramentheoretiker Volker Klotz mit jenen deutschsprachigen „Radikaldramatikern" der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die das Zeug dazu gehabt hätten, das zeitgenössische Theater in Deutschland und anderswo aus den Angeln zu heben. Den Grund dafür, daß es doch nicht dazu gekommen ist, daß also die Werke von Kleist, Grabbe und Büchner - der hier nur am Rande erwähnt wird, da Klotz sich mit seinem Werk bereits in früheren Arbeiten auseinandergesetzt hat - erst mit einer beträchtlichen Verspätung auf die deutsche und europäische Bühne gelangen konnten, sieht der Verfasser ausgerechnet in dem kompromißlosen, radikalen Vor-Avantgardismus ihres Schaffens, darin also, daß sie mehr oder weniger bewußt gegen die selbstverständlich gewordenen, versteinerten Literatur- und Theaterkonventionen ihrer Zeit angedichtet haben. Die einzige Ausnahme unter den behandelten Autoren bildet in dieser Hinsicht der Wiener Komiker und Theaterpraktiker Nestroy, von dem Klotz jedoch überzeugend nachzuweisen vermag, daß er — aufgeführt, aber nicht ernst genommen — ein nicht minder radikaler Zeit- und Gesinnungsgenosse seiner kompromißlos vor-avantgardistischen deutschen Kollegen gewesen ist. Das Buch untersucht „demnach zwei ganz verschiedene Impulse" — einen primär literarischen in Deutschland und einen primär theatralischen in Österreich -, „sich jener herkömmlichen, für verbindlich erachteten Standarddramatik des frühen und mittleren neunzehnten Jahrhunderts zu widersetzen". (S. 12.)

Zusammengefaßt werden beide Impulse unter dem Stichwort des „radikalen Vor-Avantgardismus". Ihre Radikalität besteht darin, daß sie die fraglos selbstverständlich gewordenen Grundelemente des Theaters aufwühlen und hinterfragen, und damit literarische wie theatralische Normen und Konventionen einer Zerreißprobe aussetzen: „[...] Kleist wie Raimund, Büchner wie Grabbe und Nestroy nehmen Dramatik striktest ernst als potentielles heftiges Bühnengeschehen. Nicht fraglos selbstverständlich sind ihnen die Grundelemente des Theaters. Sie sind ihnen weit mehr als nur ein technisches Sowieso, das hinzunehmen und herzunehmen ist, damit eindrucksvolle Taten und Reden auf der Bühne stattfinden. Nicht fraglos selbstverständlich also, sondern prägnant und folgenreich ist für diese Radikaldramatiker: wie jemand auftritt oder abgeht; wie Rede mit Körperbewegung einhergeht oder sich davon trennt; wie gegenwärtiges Jetzt ins zeitliche Gedränge kommt zwischen Vorher und Nachher; wie

dieses Kostüm und jenes Requisit verrät, verschweigt oder verrätselt; wie Licht und Dunkel mitspielen beim Treiben der handelnden und leidenden Personen." (S. 13.) Vor-avantgardistisch ist diese Radikalität sofern, als sie die behandelten Autoren als Vorläufer des eigentlichen Avantgarde-Theaters unseres Jahrhunderts auszeichnet: „Sie geben die Richtung zu erkennen, die dann die wichtigsten Bühnenautoren im ersten Drittel des zwanzigsten Jahrhunderts einschlagen: fort von lukendichter szenischer Illusion; fort von Einfühlung in heroische oder erbärmliche Einzelschicksale. [...] Sie alle erweitern und sie verstärken den radikalen Gesamtimpuls: die Grundelemente von Theater, statt sie einfach nur geläufig zu nutzen, dem Publikum drastisch einzuschärfen, und sie dabei mannigfach zu verfremden." (S. 13f.)

Aber selbst diese radikale deutschsprachige szenische Vor-Avantgarde hatte schon einen radikalen Vorläufer. Ihm, dem dänischen Komödienautor Ludvig Holberg (1684–1754), dessen Stücke relativ früh bereits auf deutschen Bühnen gespielt worden sind, ist dementsprechend das erste, *Kopf auf der Bühne I* betitelte Kapitel des Buches gewidmet. Bei der Analyse der „fundamentalen Dramaturgie" der seltsam „ungehobelten", mit „wohlbedachten Archaismen" operierenden Holbergschen Komödien *Hexenkunst oder Blinder Alarm*, *Jacob von Tyboe* und *Ulysses von Ithacia* hebt Klotz zwei Aspekte besonders hervor. Einerseits, daß der „dänische Molière" aus seiner spezifischen literaturhistorischen Situation heraus eine Art „Grundschule des Sehens und Hörens und des verständigen Lesens von Bühnenereignissen" (S. 40.) für sein dänisches — und auch deutsches — Publikum veranstaltet hat. Andererseits, daß er gleichzeitig einen Bruch vollzogen hat mit den Grundsätzen der zu seiner Zeit überall noch vorherrschenden normativen Regelpoetik: „Deutlich verneint er ihren Grundsatz: jegliche Dichtung, einschließlich Drama und Theater, habe überlieferten Regeln zu folgen, um der verbindlichen, überwiegend höfisch geprägten Kunstauffassung zu genügen. Holberg selber nimmt vorweg, was sehr viel später erst Gemeingut wurde im Umgang mit Dichtung. Avantgardistisch, jedenfalls für den eigenen theatralischen Hausgebrauch, betreibt er jetzt schon die deskriptive Poetik einer bürgerlichen Kultur. Sie verfügt nicht, sondern sie beschreibt: wie die vorhandene und die neu hinzukommende, die ständig sich fortwandelnde Dichtung beschaffen ist. Und den einzelnen Dichtern stellt sie anheim, nach eigenen Entwürfen zu dichten." (S. 57.)

Wie dies dann im Deutschland und im Österreich der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in der Tat geschehen ist, legt der Verfasser in den folgenden Kapiteln des Buches dar.

Das zweite, *Bühne im Kopf I* überschriebene Kapitel behandelt die Dramatik des „Extremisten" Kleist. Ein Extremist heißt er mit gutem Recht und aus folgendem Grund: „Kleists szenische Phantasie zielt weniger aufs gängig Aktuelle als aufs Grundsätzliche. Was Theater überhaupt ist und kann, lotet sie aus. [...] Kleists szenische Phantasie sucht die Eigenart des Theaters in seinen elementaren Bedingungen und Möglichkeiten." (S. 63.) Die relativ kurz gehaltenen Abschnitte des Kleist-Kapitels über die *Familie Schroffenstein*, *Die Hermannsschlacht*, *Amphitryon*, *Das Kätchen von Heilbronn* und den *Zerbrochnen Krug* liefern eher zufällig herausgegriffene Beispiele dafür, wie der Extremist Kleist mit Grundelementen des Theaters umgeht, wie er sie immer wieder Zerreißproben aussetzt, um ihnen einen neuen Sinn abzugewinnen — der korrekten und überzeugenden Argumentation zum Trotz vermag Klotz hier dem Kenner des Kleistschen Werkes kaum etwas wesentlich Neues zu sagen. Hervorragend hingegen ist der umfangreichere Hauptabschnitt des Kleist-Kapitels über die *Penthesilea*-Tragödie, die der Verfasser als „seltsam doppeltes Drama" bezeichnet: „Erstens also: das verzweifelt blutige Drama, das Penthesilea und Achill miteinander und gegeneinander austragen. Und zweitens: das verzweifelt unblutige Drama der Augenzeugen, wenn sie jenes zwischen Penthesilea und Achill vergeblich einzusehen trachten." (S. 99.) Klotz' aus älteren Arbeiten wohlbekannte analytische Fähigkeit

bewährt sich besonders in den Abschnitten über Kleists „explosiven Botenbericht" (S. 86ff.) und „mauerlose Mauerschau" (S. 90ff.), in denen ihm durch scharfsinnige Analysen gelingt, den überzeugenden Nachweis dafür zu erbringen, daß und wie Kleist althergebrachte Mittel der literarischen und theatralischen Konvention im Dient seines „extremen Theaters" umfunktioniert.

Das dritte Kapitel, mit *Bühne im Kopf II* überschrieben, befaßt sich mit Grabbes „potenziertem Theater" und seiner „Dramaturgie des Plus Ultra": „Nicht trotz, sondern wegen seiner Nähe zum praktischen Theaterbetrieb, dessen zaghaftes Mittelmaß ihn abstieß, dichtete Grabbe rücksichtslos dagegen an, daran vorbei und darüber hinaus. Daher übertrifft er noch die Extremismen Kleists." (S. 123.) Jedoch nicht in allen Stücken, denn Grabbes Gesamtwerk sei, so der Verfasser, „seltsam ungleichartig, ungleichgewichtig und ungleichwertig". (S. 124.) Auf der einen Seite also die „vergleichsweise konventionellen" Hohenstaufen-, Römer- und Germanendramen, auf der anderen vor-avantgardistische Stücke, „die sich durchaus messen können mit den inzwischen anerkannten radikalen Neuerungen in Büchners Bühnenwerken". (Ebd.) Dementsprechend wird das Hauptgewicht der Analysen des Kapitels auf den „rhetorischen Imperialismus" des *Herzog Theodor von Gothland*, die extremen räumlichen (Höchst vs. Tiefst) und sensorischen (Hellst vs. Finsterst, Eisig vs. Glühend) Spannweiten und Polaritäten des *Don Juan und Faust*, die Rollenpotenzierungen und die „monumentale Kasperliade" des *Hannibal* gelegt. Im letzten und m.E. wichtigsten Abschnitt des Grabbe-Kapitels, in dem *Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung* als *Ernstfall einer Literatur-Komödie*, d.h. als Nicht-Bloß-Literatur-Komödie, sondern vielmehr als „Komödie vom Stoffwechsel der Belletristik" und dabei unübertroffenes Exemplar einer „Maulschellendramaturgie" besprochen wird, gelingt es dem Verfasser, das Rätsel der fortdauernden Faszination des Stückes zu lösen: „Die fortdauernde Faszination von *Scherz, Satire, Ironie* als Literatur-Komödie rührt [...] daher, daß hier Theater durch Literatur und Literatur durch Theater komisch aus den Angeln gehoben wird." (S. 166.)

Das vorletzte Kapitel des Buches trägt wiederum die Überschrift *Kopf auf der Bühne II*. Hier versucht Klotz diejenigen Elemente im Werk Nestroys aufzuspüren, die ihn als nicht minder radikalen Zeit- und Gesinnungsgenossen der deutschen Vor-Avantgardisten Kleist, Grabbe und Büchner ausweisen. Das Unternehmen scheint auf den ersten Blick gewagt, denn: „Was hat Johann Nestroy zu tun mit Kleist, Büchner, Grabbe, den großen, dazumal unerkannten und unverstandenen Radikaldramatikern des neunzehnten Jahrhunderts? Wenig bis nichts, so möchte man zunächst meinen." (S. 185.) Und doch vermag der Verfasser auf erhebliche Gemeinsamkeiten hinzuweisen, die Nestroys Behandlung im Umkreis der Radikaldramatik bei aller Unterschiedlichkeit seiner literaturhistorischen Situation mehr als berechtigt erscheinen lassen: „Vor allem sprengt Nestroy gleich ihnen die bislang gültigen Gattungsreservate. Er kommt zwar vom Lachtheater und bleibt auch dabei. Doch seine Werke, wie die von Kleist und Grabbe, bekunden, daß die herkömmliche strenge Scheidung zwischen tragischer und komischer Dramatik sinnvoll nicht länger durchzuhalten ist. [...] Vor allem aber erweist sich Nestroy als Radikaldramatiker von gleichem Schlag, indem auch er Grundelemente des Theaters mehr als beliebig beansprucht. Emphatisch schöpft und spielt er sie aus. Er befreit sie aus der Enge einer überkommenen Dramaturgie, die jenen Grundelementen oft nur rhetorische, geradezu widerszenische Dienstleistungen abnötigt." (Ebd.) Im Einzelnen wird im Kapitel dann nachgewiesen, wie der „Erz-Szeniker Nestroy" durch seine Auftritts-Couplets und Akt-Finale die Bühne zum „öffentlichen Resonanzkasten" umfunktioniert hat, wie er in seinem „virtuos hintersinnigen Umgang mit Sprache" der „Etymologie der Wörter und der Dinge" auf den Grund gegangen ist. Hervorzuheben ist besonders der letztere Aspekt, da nämlich Klotz an Hand von einigen Beispielen überzeugend darzulegen vermag, daß Nestroys

vielgerühmter Sprachwitz immer etwas eminent Theatralisches an sich hat und dementsprechend nur im Kontext der konkreten theatralischen Situation richtig funktioniert: „Wirken doch Nestroys Stücke eigenartig und einzigartig zumal dort, wo er das Sprachspiel im Schauspiel gipfeln läßt und das Schauspiel im Sprachspiel. Dazu kommt es freilich nur, weil er durchweg szenisch erdenkt, was er sprachlich ausdrückt. [...] Jeder Satz, der hier gesprochen wird oder auch gesungen, entspringt einer ganz bestimmten szenischen Situation, um letztlich wieder in sie einzumünden." (S. 191f.)

Volker Klotz hat ein wahrlich radikales Buch über die Radikaldramatik nicht nur der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts geschrieben. Radikal und in ihrer Radikalität polemisch zugespitzt ist vor allem das letzte Kapitel, ein kritisches Essay über herrschende Tendenzen der deutschen Bühnenkunst des letzten Jahrzehnts. Der Verfasser sagt es selber: „Ungeduldig, nein unduldsam ergreift meine Kritik Partei fürs Theater: gegen das Theater. Und zwar überall dort, wo es Gefahr läuft, die eigene Kunst abzuwürgen." (S. 215.) Durchdacht werden zum Schluß vor allem drohende und bereits spür- und sichtbare Folgen einer sozialhistorischen Situation, in der das Theater sich gezwungen fühlt, auf seine ureigenen, ihm allein eigentümlichen Möglichkeiten zu verzichten und sich widerstandslos durch elektronische Medien vereinnehmen zu lassen. Plädiert wird hingegen für ein *Theater an und für sich und für uns*. Somit erweist das Schlußkapitel nachträglich das Theater hier und heute als den geheimen Fluchtpunkt aller vorangegangenen Überlegungen. Klotz' Interesse und Aufmerksamkeit gilt also Potenzen und Möglichkeiten, die — obwohl mittlerweile seit mehr als einem Jahrhundert vorhanden — selbst das gegenwärtige, nach-avantgardistische Theater immer noch verspielt, anstatt sie — wenn nötig, auch sich selbst dabei aufs Spiel setzend — zu realisieren.

Radikal ist Klotz aber nicht nur im Schlußkapitel, sondern auch in den vorangegangenen des Buches. Radikal ist er vor allem — wie man es manchmal selbst schon an Überschriften wie *Wasser ohne Gift statt Schillers Kabalen-Limonade* ablesen kann — in seinen Zu- und Abneigungen. Dazu besitzt er die unter Germanisten leider so seltene Fähigkeit, seine Thesen prägnant und einprägsam, oder — wenn es Not tut — sogar polemisch und provokativ zu formulieren und klar bis haarscharf zu argumentieren. So hebt sein Buch sich gedanklich wie stilistisch radikal und wohltuend ab sowohl von der haltlos-leeren akademischen Schöngeisterei älteren Schlages als auch von dem ephemeren Modegeschwätz der sogenannten Postmoderne, deren unzähligen Verfechtern — ohne die epochalen Einsichten ihrer wahren Repräsentanten in Frage stellen zu wollen — vor lauter terminologischen Purzelbäumen meistens schon der Atem ausgeht, ehe sie noch dazu kommen könnten, etwas Stichhaltiges zu sagen.

Insgesamt also ist dieses Buch, wie auch der Klappentext behauptet, eine wahrlich geistreiche, anregende, spannende und streckenweise nicht bloß lehrreiche, sondern auch unterhaltsame Lektüre für alle, „die forschend, lehrend und lernend darüber nachdenken, wie Drama und Theater sich zueinander verhalten". Kann man denn von einer germanistischen Fach-Monographie überhaupt mehr verlangen?

Imre Kurdi
(Budapest)

Jürgen H. Petersen: *Erzählsysteme*. Eine Poetik epischer Texte. — Stuttgart - Weimar: Metzler 1993. 191 S.

Im Gegensatz zu seinen Kollegen im Bereich der Literaturwissenschaft, die eine „Theorie" konzipiert haben (Franz K. Stanzel, Viktor Sklovskij u.a.), legt Jürgen H. Petersen diesmal eine „Poetik epischer Texte" vor und meidet absichtlich die Benennung „Erzähltheorie". Diese Sorgfalt bei der Begriffswahl zeigt schon sein Vorhaben: in dem gelegentlich herrschenden Chaos, in der Unstimmigkeit der Begriffe, Methoden und Grundsätze der Erzählforschung Klarheit zu schaffen, und ihr ein festes systematisches Fundament zu sichern. Eine Theorie „im strengen Sinne liefert die gedankliche Begründung für ein empirisch sichtbares Phänomen" (S. 1), eine Poetik hingegen ist beschreibenden Charakters und muß sich erst um ein präzises Begriffsinstrumentarium bzw. um ein systematisches Vorgehen bemühen.

Ganz in diesem Sinne ist Petersens Ziel formuliert, Erzählsysteme zu konstituieren. Laut seiner Erklärung ist das Erzählsystem ein „Gebäude", in dem verschiedene Schichten, d.h. Deskriptionskategorien (z.B. „point of view", Erzählperspektive, Erzählverhalten, Darbietungsformen u.a.) miteinander funktional verbunden sind, weil sie voneinander abhängen. Es ist eigentlich ein formanalytisches Instrumentarium, das umso mehr nötig ist, weil die überkommenen Interpretationen vorwiegend inhaltsanalytisch und historisch vorgehen — sie berücksichtigen nicht die epischen Systeme, in denen bestimmte Formphänomene miteinander verknüpft sind. Dies betrachtet der Verfasser eindeutig als Mangel interpretatorischen Verfahrens, weil „ein erzählendes Kunstwerk in seiner ästhetischen Dimension unberücksichtigt bleibt, wenn es zwar inhaltlich, aber nicht erzählsystematisch analysiert wird" (S. 177).

Wie daraus hevorgeht, charakterisiert Petersens Werk ein kritischer Ton gegenüber den etablierten Erzähltheorien — seiner Kritik widmet er ein ausführliches Kapitel. Er setzt sich mit Erzähltheoretikern wie Eberhardt Lämmert, Franz K. Stanzel, Käte Hamburger und Harald Weinrich auseinander, denen er insgesamt vorwirft, sie hätten die literarische Moderne ignoriert bzw. ihre Poetiken seien unfähig, Erzählsysteme moderner Werke zu beschreiben. Das bedeutet im einzelnen, daß sie Erscheinungen wie den sog. Montageroman, Präsens als erzählendes Tempus oder die textontologische Instabilität moderner Werke außer acht gelassen hätten.

Im Bewußtsein einer solchen Lückenhaftigkeit vorhandener Poetiken versteht es sich von selbst, daß Petersen auf die Darbietung von Phänomenen der Moderne großes Gewicht legt. Aus demselben Grund hält er die sprachontologische Fundierung seiner Poetik für außerordentlich wichtig. Diese sprachontologische Fragestellung findet Platz in dem Kapitel „Grundriß", in dem Aspekte allgemeiner poetologischer Art erörtert werden. Der Verfasser strebt eine klare Differenzierung zwischen Wirklichkeitsaussagen und fiktionalen Texten an und definiert letztere als solche, die eine eigene, gegen die empirische Welt abgeschlossene Sphäre bilden, in der „die absolute Wahrheit der Sätze" (S. 7) gilt. Einen anderen gravierenden Unterschied sieht er in ihrer kommunikativen Funktion, indem er die fiktionalen Texten zugesprochene Autoreferentialität (ein „gängig gewordener Terminus", S. 13) in einem „Sowohl-als-auch"-Verhältnis modifiziert. Demnach ist reine Autoreferentialität nicht denkbar, ein Moment von Welt-Referentialität muß in jedem fiktionalen Sprechen stecken.

Diese sprachontologische Fundierung ist insofern wichtig, als manche Werke der Moderne eine textontologische Instabilität in sich tragen, die sich auch in anderen Aspekten des Grundrisses niederschlägt. In dem Kapitel „Tempusprobleme" wird das Vordringen des Präsens als Erzähltempus und die willkürliche Tempusmischung anhand zahlreicher Textbeispiele vorgestellt. Der verwirrende Tempuswechsel ist Ergebnis eines ästhetischen Wandlungsprozesses, an dessen Endpunkt „das offene Kunstwerk" (Umberto Eco) steht, das eine aufgelöste Welt mit ihren aufgelösten Wertsystemen widerspiegelt. Dieser Prozeß geht so weit, daß die hermetisch geschlossene Welt der Fiktion geöffnet wird. Als Vorläufer ist hier Thomas Mann mit seiner ironischen Erzählweise anzusehen, aber in einer immer größeren Zahl von modernen Werken überschreitet der Erzähler die Grenze der Fiktionalität und verrät dem Leser, daß die Geschichte erfunden ist. So wird der fiktionale Rahmen gesprengt und damit

die Rezeptionslenkung zugunsten (oder auf Kosten?) einer freien Rezeption völlig aufgegeben. Die Abschnitte „Das Spiel mit der Fiktionalität" sowie „Gelenkte und freie Rezeption" gehören also genauso in den „Grundriß" hinein wie „Gattungsfragen" oder „Bauformen, Strukturmomente, Textarten".

Der sog. „Aufriß" von Petersens Poetik enthält Kategorien, die spezifisch epischen Charakters sind. In den ersten drei Kapiteln erörtert er Begriffe wie Erzählformen (das ontologische Verhältnis des Erzählers zum Erzählten), wobei er der Eindimensionalität der Er-Form die Zweidimensionalität der Ich-Form entgegenstellt und auch die Du-Form gelten läßt. Der Standort des Erzählers (das raum-zeitliche Verhältnis des Narrators zum Erzählten) sowie die Sichtweisen (Außensicht, Innensicht) werden auch in diesen Kapiteln analysiert. Petersen weist auf den funktionalen Zusammenhang dieser Aspekte hin und liefert dadurch einen überzeugenden Beweis für sein Konzept der Erzählsysteme. Weitere Kategorien wie Erzählverhalten (ein kritischer Gegenbegriff zu Stanzels „Erzählsituationen„) oder Arten der Darbietung (Redeformen, Bewußtseinswiedergabe) prägen in ihrem funktionalen Zusammenspiel genauso das Erzählsystem.

All diese Aspekte münden in die Bildung des sog. „epischen Reliefs" ein, das sich außer aus dem vorher Erwähnten auch aus inhaltlichen, thematischen, stofflichen und tektonischen Elementen zusammensetzt. Das epische Relief ist ausgeprägt, wenn der Narrator bereit ist, seine Mittel zu wechseln und seine Blickpunkte zu variieren, was natürlicherweise mit der Vielfalt inhaltlicher Fragen einhergeht. Leitmotivartig kehrt an dieser Stelle die Problematik der textontologischen Stabilität bzw. Instabilität wieder. Denn die Voraussetzung für ein intaktes Relief ist der feste Rahmen der Fiktionalität: schwankt dieser Rahmen, erzwingt der Text freie Rezeption, wird auch das Relief vage und unsicher, so daß der Leser das Relief selbst erstellen muß. Die Begriffe Erzählsystem und Relief überschneiden sich also zum Teil, Relief bedeutet aber die Nutzung und Ausarbeitung des Systems und hat auch eine rezeptionsästhetische Komponente.

Nach der Beschreibung des Grund- und Aufrisses soll Petersens Deskriptionssystem auch in der Praxis erprobt und auf epische Texte jeder Art angewendet werden. Da er „Praktizität" als eine seiner Hauptgrundsätze betrachtet und davon ausgeht, daß Textphänomene und nicht Prämissen die Auslegung leiten sollen, muß er der Textvielfalt eine Systemvielfalt anpassen, und so wird für ihn möglich — im Gegensatz zu den schon erwähnten Erzähltheoretikern —, Texte der Moderne in imponierender Anzahl unter seine Textbeispiele aufzunehmen.

Der Verfasser unterscheidet drei Erzählsysteme. Als erstes beschreibt er die stabilen Systeme, in denen die funktionale Zuordnung der Erzählelemente zueinander und zum Thema beibehalten bleibt, wie z.B. in kürzeren epischen Texten. Zu den sog. variablen Systemen zählt Petersen zum einen Werke textontologischer Instabilität, in denen dem Erzähler sein fiktionaler Rahmen genommen wird, d.h. der Erzähler ist kein Teil der Fiktion (z.B. Max Frisch: *Mein Name sei Gantenbein*). Zum anderen gehören in diese Systemform Werke, in denen das instabile Erzählsystem sich innerhalb einer geschlossener Fiktionalität bewegt und die Instabilität durch Veränderung der Erzählform oder der Kategorien des Grundrisses erzeugt wird (z.B. Thomas Mann: *Doktor Faustus*, Rahmenerzählungen). Schließlich sei noch der Montageroman erwähnt, der unterschiedliche Erzählsysteme miteinander verbindet, deren thematischer Zusammenhang aber auf der Meta-Ebene sichtbar wird (z.B. Goethe: *Wilhelm Meisters Wanderjahre*).

Die dritte Systemform ist eigentlich die Auflösung des Systems: die inkohärente Systemvielfalt, in der „weder die abgebildete Welt noch die erkennbare Absicht die Aufnahme des Kunstwerkes lenkt" (S. 139). In solchen Werken, die seit der Jahrhundertwende immer häufiger werden, geht die Aufgabe textualer Identität Hand in Hand mit der Auflösung der Erzählsysteme (z.B. Gerold Späth: *Commedia*). Jürgen H. Petersen ist es gelungen, Stabilität in die Variabilität zu bringen, indem er dem Interpreten ein formanalytisches Instrumentarium bietet, mit Hilfe dessen die erzählerischen Kategorien und darüber hinaus die ästhetische Beschaffenheit epischer Texte jeglicher Art und jeglichen Alters erfaßt werden können.

Gabriella Rácz
(Veszprém)

Ingeborg Schnack – Renate Scharffenberg (Hrsg.): *„Denn auch die Trinkgeldfrage war, ... zu einem besonderen mathematischen Problem angewachsen"*. Rainer Maria Rilke: Briefwechsel mit Anton Kippenberg 1906 bis 1926. 2 Bde. — Frankfurt am Main, Leipzig: Insel 1995. 690 und 613 S.

Das Opus epistolarum Rainer Maria Rilkes wird trotz der Unzugänglichkeit eines großen Teils seines Nachlasses allmählich in immer größerem Umfang ein Gemeinschatz der Menschheit. 61 Jahre nach der Veröffentlichung der ersten Auswahl aus Rilkes Briefen „an seinen Verleger" brachte der Insel-Verlag endlich eine **fast** vollständige Ausgabe der Korrespondenz des Dichters mit Anton Kippenberg. Sie enthält 362 Briefe und 35 Telegramme Rilkes sowie 292 Briefe, Karten und Telegramme Kippenbergs. Zwischen der Erstausgabe 1934 und der jetzigen gab es 1949 eine erweiterte Neuausgabe der *Briefe an seinen Verleger*, aber sie hat die Zahl der veröffentlichten Briefe zwar vermehrt, jedoch das Prinzip der falsch verstandenen Diskretion beibehalten, d.h. auch sie enthielt nur Ausschnitte aus den Briefen und alles Finanzielle und Persönliche wurde gewissenhaft ausgelassen. Erst die jetzige Ausgabe, die die Briefe Rilkes größtenteils komplett (laut der Nachbemerkung der Herausgeberinnen sind zwei vorhandene Briefe ausgelassen und fünf verlorengegangene nach den früheren gekürzten Ausgaben gedruckt) und die Briefe Kippenbergs überhaupt das erste Mal veröffentlicht, läßt die komplizierte und tragische Beziehung der zwei Männer in ihrer Komplexität erkennen.

Aus der falschen Harmonie, deren Schein das idyllische Bild des guten hausväterlichen Verlegers und dessen lebensuntüchtigen Dichters erweckt hatte, ist ein spannender Zeitroman geworden. Wenn man die Korrespondenz liest, wird die ganze Zeit mit ihrem Glanz und Elend lebendig, und vor diesem historischen Hintergrund erscheinen zwei Menschen völlig unterschiedlichen Temperaments. Beide sind vom Wohlwollen erfüllt, beide freundschaftlich gesinnt, jedoch sie können einander in der Tiefe ihres Wesens nicht verstehen. Sie brauchen diplomatisches Geschick, um die „freundschaftliche" Beziehung aufrechtzuerhalten. Die Korrespondenz beginnt 1906, nachdem Kippenberg beim Insel-Verlag Direktor geworden und kurz zuvor Rilkes Gedichtband *Das Stunden-Buch* beim selben Verlag erschienen ist. Der junge, kaum älter als dreißigjährige Verlagsdirektor erkennt das außerordentliche Talent des um ein Jahr jüngeren Dichters und will ihn mit Begünstigungen an den Verlag binden. Er bietet ihm eine regelmäßige finanzielle Unterstützung an und vereint mit großer Anstrengung die Urheberrechte aller früheren Werke des Dichters beim eigenen Verlag. Während des ersten und längsten Aufenthalts von Rilke im Kippenbergschen Haus in der Leipziger Richterstraße am Anfang des Jahres 1910 wird aus dem korrekten Geschäftsverhältnis eine Freundschaft. Das Ehepaar Kippenberg steckt Rilke mit der Goethe-Begeisterung an, und es beginnt ein Briefwechsel auch mit der Herrin, mit

Katharina Kippenberg. Er enthält 138 Briefe von Rilke, 152 von Katharina Kippenberg und ist seit 1954 publiziert. Die beiden Korrespondenzen ergänzen einander. Ziemlich früh bildet sich auch ein Profilunterschied heraus: Den Freund über die familiären Angelegenheiten und über das Gedeihen der Bäume und Pflanzen im Garten zu berichten, wird immer mehr die Aufgabe der Familienmutter, während der Mann über den Zuwachs und die Probleme des Verlages schreibt. Dazu kommt noch, daß die feinfühlige und sehr gebildete Frau die Betreuung der periodischen Schriften des Verlages (der jährlichen Almanache und später der Verlagszeitschrift *Inselschiff*) sowie die Redaktion eines großen Teils der Gegenwartsliteratur übernimmt. So äußert sich Rilke über die jüngere Literatur, insbesondere über die expressionistischen Lyriker (Däubler, Becher, Trakl, Werfel u.a.m.) viel mehr in seinen Briefen an Katharina Kippenberg als in denen an ihren Mann, der Rilkes Interesse für die Veröffentlichungen des Kurt Wolff Verlages eifersüchtig beobachtet und strikt ablehnt, daß Rilke in den *Weißen Blättern* publiziert. Dieser Geschmacksunterschied führt in den Jahren 1914/15 zu einer Mißstimmung zwischen den beiden Männern. Diese hätte aber nicht zu einem offenen Konflikt geführt, wenn sich gleichzeitig auch andere Gegensätze nicht verstärkt hätten.

Die Beziehung Rilkes zu Anton Kippenberg kann als ein konkretes Beispiel des Bürger-Künstler-Gegensatzes am Anfang unseres Jahrhunderts aufgefaßt werden. Der Verleger ist ein sparsamer Bürger, der immer auch an die Zukunft denkt und das Einkommen seines Schützlings gut einteilen will. Er hat vom wirtschaftlichen Gesichtspunkt aus sicher recht. Er begreift aber nicht, daß der Künstler andere Schwerpunkte setzen kann als der nüchterne Bürger. Diese andere Logik drückt Thomas Mann treffend aus, in dem er über seinen Tonio Kröger berichtet: „Und Tonio Kröger fuhr gen Norden. Er fuhr mit Komfort (denn er pflegte zu sagen, daß jemand, der es innerlich soviel schwerer hat als andere Leute, gerechten Anspruch auf ein wenig äußeres Behagen habe.)“ Rilke lehnt sich gegen die Vormundschaft Kippenbergs am 5. Oktober 1915 auf. Der in den früheren Briefausgaben fehlende, aber in dem *Jahrbuch der Schiller-Gesellschaft* 1974 von Joachim W. Storck publizierte Brief Rilkes ist voller Vorwürfe. Der vom Krieg in Verzweiflung getriebene Dichter hat kurz davor erfahren, daß all seine Sachen, „Bücher, Papiere, Anmerkungen, alle Briefschaften“ in Paris versteigert worden waren, um den Mietspreis seiner dort nicht gekündigten Wohnung zu begleichen. Er hat die naive Vorstellung, daß er trotz des Kriegszustandes zwischen Deutschland und Frankreich über Holland Geld nach Paris hätte schicken können, um die Miete für die nicht bewohnte Wohnung zu bezahlen. Im Herbst 1915 war zwar der Traum vom Blitzkrieg aus, aber niemand dachte daran, daß der Krieg noch drei volle Jahre dauern wird. Rilke hoffte, daß er aus der Summe, die ein großzügiger Mäzen (er wußte nicht, daß dieser der Philosoph Ludwig Wittgenstein gewesen war), ihm kurz vor Kriegsausbruch geschenkt hatte, die Wohnung und seinen Besitz hätte retten können. Das Geld war aber nicht in seiner Hand, es wurde von Kippenberg verwaltet, Rilke selbst mußte jedes Mal um die Überweisung der Summen bitten. Dieser Umstand empört ihn und macht sich selbst sowie auch Kippenberg bittere Vorwürfe: „Indem ich, werther Freund, einem lange zurückgehaltenen Unmuth so weit nachgebe, ja ihn vor Ihnen bis auf den Rest ausschütte, tadele ich (das muß wiederholt sein) mich, *mich*, kann mich nicht beruhigen über dem unbegreiflichen Fehler, den ich gemacht habe, indem ich eine außerordentliche Fügung, ein Wunder, das mich so rein betraf wie ein Traum in der Nacht, in eine Geschäftserwägung und bürgerliche Berechnung ausgehen ließ -, diese Vermischung konnte nichts als Trübung ergeben, und kaum hatte ich sie verstattet, so drängte auch schon der Vorwurf in mir, nicht ein habgieriger, leichtsinniger, sondern der geheimnisvolle Vorwurf, den jedes Gemüth zu beschwichtigen hat, das zu rasch vom wunderbar Unerfaßlichen zum bedachtsam Nützlichen übergeht. // Sie, Geschäftsmann, Sachwalter, gerade in Sorge um meine bürgerliche Bezüge und bemüht, mir, bei der plötzlich durch den Krieg bedrohten Lage, Gelder zu schaffen, konnten in jenem Vermächtnis nur das unvermuthliche Vorhandensein einer unerhört großen Summe sehen, nicht anders, alsob dies die Beträge gewesen wären, die durch die begonnene Fürsorge einer gewissen großen Dame oder sonst wie in unsere Kasse sich eingefunden hätten. *Was* mir da aber eigentlich widerfuhr (mit dieser Zuweisung eines Fremden) und genau *mir* widerfuhr, das zu erkennen wäre *ich* dagewesen, und ich hätte den Begriff diese unvermuthlichen Eigenthums wenigsten erst in mir fassen und ausbreiten müssen, bevor ich Ihnen zugab, daß wir den größeren Theil davon (und wie mußt ich mir den anderen herauswinden!) einfach zu dem höchst nüchternen Vorrath meiner Lebensmittel besorgt und bürgerlich hinzuschlagen!“ (Bd. 2, S. 32-33.) Im Gegensatz zu Thomas Mann, der Moral und Nützlichkeitsprinzip des Bürgers anerkennt, wenn auch er selbst diese nicht befolgen will und kann, sträubt sich in Rilke alles gegen das Nützliche, das Bürgerliche, er sieht darin, daß er die ihm unerwartet zugefallene Summe für den Lebensunterhalt verzehrt, eine unverzeihbare Sünde. Kippenbergs Reagieren auf diese Vorwürfe ruft in dem Leser Bewunderung hervor, er hat das Taktgefühl, auf die Einzelheiten nicht einzugehen und keine im voraus zum Scheitern verurteilte Diskussion zu beginnen, er bemerkt am 25. Oktober nur soviel: „Nein, lieber Freund, Ihr erster Brief war mir weder lästig noch kränkend, nur schmerzlich, *sehr sehr* schmerzlich, wie selten ein Brief, den ich in meinem Leben erhalten habe.“ (S. 36) Eine Woche später, am Allerseelentage 1915 kehrt Rilke noch einmal kurz auf das Thema zurück und macht mit seltener Offenheit das für seine Künstlerseele sehr charakteristische Bekenntnis: „Enttäuscht bin ich auch jetzt noch, etwa wie ein Kind, dem man von einer reichen Weihnachtssumme lauter nützliche Sachen kauft, die zu haben es ohnehin gewohnt war: etwa so —; Sie sehen, auf was für einer niederen unmündigen Stufe meine kapitalistischen Vorstellungen sich abspielen.“ (S. 38) Später wird darüber nicht mehr geschrieben, aber Rilke bleibt finanziell weiterhin von der Großzügigkeit Kippenbergs abhängig.

Die Korrespondenz Rilkes mit Anton Kippenberg bietet zum Verständnis seiner Werke oder zur Kenntnis seiner weltanschaulichen und ästhetischen Positionen viel weniger als etwa die mit Lou Andreas-Salomé, mit der Fürstin Thurn und Taxis, der Baronin Sidonie Nádherny' oder Frau Wunderly, aber sie gibt das nüchterne Bild der finanziellen Verhältnisse des Dichters, eines lyrischen Dichters, der am Anfang unseres Jahrhunderts freischaffend zu sein versuchte. Die Rilke-Sekte ist geneigt, Rilkes Leben als Abbild seiner Dichtung anzunehmen und von allem Materiellen zu befreien. Es wurde mit Genugtuung quittiert, daß er zeit seines Lebens als Gast reicher Gönnerinnen in vornehmen Schlössern verpflegt worden war, und wenn er eben nicht Gast war, dann war er sowieso ein Asket, der sich wenig um die irdischen Gelüste kümmerte. Erst die jetzt aufgelegte Korrespondenz zeigt die tragischen Umstände dieses Lebens klar, denn kaum war der Krieg zu Ende, kam die Inflation. Es ist ein Glück, daß er in der Schweiz von Freunden großzügig unterstützt wurde, denn vergebens erreichten seine Werke nach dem Krieg unglaubliche Auflagezahlen, die Inflation machte die Mark so wertlos, daß seine Honorare kaum zur Deckung seiner Kosten gereicht hätten.Bis zur Ansiedlung in dem Schloß genannten aber unkonfortablen Wohnturm Muzot bittet Rilke seinen Verleger nur selten um Geld für sich selbst, im geschäftlichen Teil der Briefe geht es meistens um die Unterstützung der Tochter Ruth oder um die Erhöhung der regelmäßigen Geldsendungen an Clara Rilke. Der Dichter selbst grübelt jahrelang über die Anschaffung eines neuen Anzugs: Obwohl Kippenberg bereits im April 1922 Rilke empfiehlt, „trotz des hohen Preises die Anschaffung des Anzugs nicht hinauszuschieben“ (S. 268), bittet der Dichter seinen Verleger erst von Paris aus am 26. Mai 1925 um die Überweisung der 2.000,- französischen Franken, die den Preis der zwei in Paris angefertigten Anzüge ausmachen. Kaum ist nach der

großen Inflation gegen Ende 1923 die Reichsmark stabilisiert, beginnen sich bei Rilke die Symptome jener Krankheit zu melden, die drei Jahre später seinen frühen Tod verursachen. Er benötigt ärztliche Untersuchungen und Kuraufenthalte, die enorm teuer sind. In Kippenbergs letztem Brief an Rilke vom 13. Dezember 1926 stehen zwar die rührenden Sätze: „Auf das herzlichste bitte ich Sie, sich keinerlei materielle Sorgen zu machen! Was ich zu Ihrer Genesung und Wiedererstarkung thun kann, ist nur bescheiden, gemessen an der Kunst des Arztes, aber seien Sie überzeugt, daß es mit größter Freude und im weitesten Maße geschehen soll. 'Siehe, was mein ist, ist auch dein!'" (S. 438), aber sechs Wochen früher reagiert er noch folgenderweise auf die Pläne Rilkes, den Winter in einem südlichen Kurort zu verbringen: „Der gute Hausvater steht den erhöhten finanziellen Wünschen , die Sie mir ankündigen, dieses Mal recht sorgenvoll gegenüber. Durch die besonderen Zahlungen in diesem Jahre neben den regelmäßigen Monatszahlungen für Sie und für Clara Rilke, denen — was bei dem allgemeinen Rückgang des Bücherabsatzes nicht zu verwundern ist — verminderte Gutschriften aus Honoraren gegenübestehen, ist auf Ihrem Konto schon jetzt ein Defizit von über M 6000.- vorhanden". (S. 432-433)

Muzot war für Rilke die Rettung, aber dieses „Lehen" (das aus dem Wortschatz des feudalen Gesellschaftssystems entlehnte Wort wird in den Briefen mehrmals humorvoll verwendet) war eben nur ein Lehen, d.h. eine Leihgabe und kein Eigentum. Ein Eigentum hatte Rilke nie, aber er hat sich dreimal im Leben eine Wohnung eingerichtet. Westerwede muß er verlassen, um Geld zu verdienen; im März 1913 richtet er sich in der Pariser Rue Campagne Première ein, zwei Jahre später werden wegen der ausgebliebenen Wohnungsmiete alle seine Sachen versteigert, nach mehreren provisorischen Wohnungen bezieht Rilke im Mai 1918 eine Wohnung in der Ainmillerstraße im Münchener Schwabing, die er kaum länger als ein Jahr bewohnt. Am 11. Juni 1919 verläßt er die Wohnung und hinterläßt darin all seinen Besitz, ausgesetzt auch der Gefahr, daß dieser beschlagnahmt wird. Von der Schweiz aus muß er sich lange noch darum kümmern, bis es Kippenberg gelingt, im April 1922 Rilkes Möbel und Bücher aus der Wohnung holen zu lassen und beim Insel-Verlag zu deponieren. Rilke selbst sieht die Sachen nie mehr wieder, er, der so sehr an den Dingen hing, lebt bis zu seinem Tode mit Wohnungseinrichtungen zusammen, die anderen Menschen gehörten.

Dichter und Verleger hatten politisch so grundverschiedene Überzeugungen, daß dieses Thema in den Briefen nur sehr selten berührt wird. Eine der wenigen Ausnahmen bildet der Fall, den eine deutsche Zeitungsnotiz auslöst, wonach Rilke am Pariser Kongreß des PEN-Klubs als Delegierter der Tschechoslowakei teilnehmen sollte. Kippenberg fragt verzweifelt nach und nennt dabei die Tschechoslowakei ein Land, „dessen Regierung unsere Volksgenossen auf das brutalste ihrer elementarsten Rechte systematisch beraubt" (S. 376). In seinem Antwortbrief beruhigt Rilke den Verleger, daß er an keinem Schriftstellerkongreß teilnimmt, er kann sich aber der Bemerkung nicht enthalten: „Im Übrigen, ohne jedes Recht, sie je zu vertreten, habe ich gegen die Tschechoslowakei nichts einzuwenden, und wenn man mich, dem Ursprung nach, dorthin rangiert, so verhalt ich mich still und höflich dieser Tatsache gegenüber, die ja immerhin an dem Kompositen meines Wesens ihren Anteil haben mag." (S. 379-380) Fragen der Politik werden sonst so vorsichtig vermieden, daß Rilkes tschechische Staatsbürgerschaft nach dem Zerfall Österreichs kein einziges Mal erwähnt wird.

Die Ausgabe ist auf die von Frau Schnack gewohnte vorbildliche Weise ediert. Neben dem buchstabengetreuen Abdruck der Briefe enthalten die zwei Bände eine fast fünfzig Seiten lange Einleitung, in der Frau Ingeborg Schnack, die persönlich mit Kippenberg noch zusammengearbeitet hat, die Geschichte der Beziehung beider Männer darstellt. sowie ausführliche Kommentare, die annähernd ein Drittel des

Umfangs beider Bände ausmachen und die Neugier des Lesers in den meisten Fällen befriedigen. Hie und da könnte man sich noch mehr Informationen wünschen, zum Beispiel im Falle jener Zeitungsnotiz über den PEN-Kongreß: In den Anmerkungen wird zwar der Text der Notiz abgedruckt, aber man würde sich auch dafür interessieren, welche Zeitung diese Notiz gebracht hat. Besonders wertvoll ist das Verzeichnis der Briefe, in dem auch darauf hingewiesen wird, welche Briefe in den früheren Ausgaben veröffentlicht, bzw. gekürzt veröffentlicht wurden. Die Ausgabe ergänzt ein Namenregister. Es ist schade, daß der Verlag sich das Register der Werke Rilkes erspart hat. In beiden Bänden sind jeweils acht Seiten Bilder eingefügt.

Ferenc Szász
(Budapest)

Nina Berend - Klaus J. Mattheier (Hrsg.): *Sprachinselforschung.* Eine Gedenkschrift für Hugo Jedig. — Frankfurt am Main: Peter Lang 1994. 348 S.

Mit dem hier vorgelegten Band möchten die Autoren und Herausgeber des Bandes eine bleibende Erinnerung an **Hugo Jedig** und seine Leistung schaffen und an seine Forschungsergebnisse anknüpfen. Hugo Jedig war einer der bedeutendsten Forscher der Sprachinselwelt der Rußlanddeutschen. In seiner ersten Schaffensperiode entstanden Arbeiten über die Wechselverhältnisse von verschiedenen deutschen Dialekten, wie sie in dieser Sprachlandschaft vorzufinden waren. Nach dem 2. Weltkrieg widmete er sich der dialektgeographischen Aufarbeitung der neugestalteten Sprachinsellandschaft. In der von ihm gegründeten Arbeitsstelle in Omsk entstanden systemlinguistische Beschreibungen, soziolinguistische Untersuchungen mit Auskunft über die Herkunft und soziale Schichtung. Als Leiter der Forschungsstelle „Deutsche Sprachinsel" interessierte er sich für die Auswirkung der Kontaktvarietät der Umgebung auf die autochthone Sprachinselvarietät und stellte schon damals die Frage, die erst jetzt gerade in den Mittelpunkt der Sprachinselforschung rückt: Welche Auswirkungen hat die Sprachinselvarietät auf die Kontaktvarietät der Umgebung? Seine Ergebnisse auf dem Gebiet der Erforschung der Dialektgeographie der rußlanddeutschen Sprachinseln sind durch einen Aufsatz von ihm vertreten.

Thema des Sammelbandes bilden die verschiedenen Facetten der deutschen Sprachinselforschung: die Beschreibung der sprachlichen und sprachgeographischen Strukturen in den deutschen Sprachinseln, ihrer Geschichte, ihrer derzeitigen soziolinguistischen Konstellationen und ihrer Entwicklungsdynamik. Dabei werden deutsche Sprachinseln in der ehemaligen UdSSR, in Ungarn, in Peru und Brasilien, in Nordamerika und in Australien untersucht. Zielsetzung ist eine theoretisch-methodische Einordnung der Sprachinselforschung in allgemeine Forschungsfelder wie Sprachkontaktforschung, Sprachminderheitenforschung, Stadtsprachenforschung und Variationslinguistik.

Seit 1934 (Walter Kuhn: *Deutsche Sprachinselforschung*. Geschichte, Aufgaben, Verfahren) erscheint zum ersten Mal „Spachinselforschung" als Titel eines Sammelbandes. Die Sprachinselforschung fristete vor und nach der Veröffentlichung von Walter Kuhn ein wissenschaftliches Schattendasein. Sprachinselforschung war ein Forschungsfeld zwischen der Sprachwissenschaft und der Volkskunde/Kulturkunde, zwischen der Sprachgeschichte und der Dialektologie, zwischen der deutschen und den kontaktsprachlichen Philologien. Die wichtigsten Publikationen erschienen verstreut in den unterschiedlichsten Organen verschiedenster Fachgebiete. Mit diesem Sammel-

band zur Sprachinselforschung wollen die Autoren einen Schritt auf dem Wege machen, diesen Zustand zu verändern — wie es auch in den einleitenden Bemerkungen des Sammelbandes steht.

Mit den rußlanddeutschen Sprachinseln beschäftigen sich relativ viele Studien des Bandes. Jermoloewa konzentriert sich auf Erforschungsmöglichkeiten der Gesetzmäßigkeiten einer unabhängigen parallelen Entwicklung im Sprachinseldeutsch. Bei den Überlegungen werden vor allem die dies betreffenden Arbeiten Zirmunskijs und Jedigs interpretiert und mit neueren Ergebnissen der 80er Jahre ergänzt. Zum Schluß wird betont, daß „die Gesetzmäßigkeiten einer unabhängig parallelen Entwicklung wohl den Sprachinselmundarten nicht fremd sind. Das Problem bedarf aber einer weiteren Untersuchung mit Berücksichtigung des neuen Sprachstoffs." Larissa Naiditsch behandelt Sprachinterferenzerscheinungen in den Mundarten der deutschen Kolonisten bei Leningrad. Das angeführte Material, das von ihr 1990-1992 hauptsächlich in Leningrad und im Leningrader Gebiet gesammelt wurde, untersucht sie aus der Sicht der Wortentlehnung, der Kodemischung und des Kodewechsels. Neben der Lexik bilden auch die anderen Bereiche der Systemlinguistik einen wichtigen Teil ihrer Arbeit.

Peter Rosenberg gibt in seiner besonders wertvollen Arbeit Orientierungspunkte für eine moderne Sprachinselforschung. Zwar konzentriert er sich auf den Varietätenausgleich und Varietätenkontakt bei den Rußlanddeutschen, jedoch kann seine Theorie, was die Methoden und Konzepte der Beschreibung der oben erwähnten Sprachkontakterscheinungen betrifft, bei der Untersuchung jeder Sprachinsel angewendet werden. Besonders interessant ist der Hinweis auf das Zusammenwirken verschiedener inner- und außersprachlicher Aspekte, die beim Sprachausgleich eine Rolle spielen. Anatoli Domaschnew beruft sich bei der Klärung des Begriffes „Sprachinsel" auf den Forscher der ungarndeutschen Dialekte, auf Claus Jürgen Hutterer, indem er ihn zitiert: Sprachinsel ist nicht nur linguistisch zu verstehen, sondern es ist ein „Sammelbegriff sämtlicher Lebensäußerungen der in einer Sprachinsel zusammengefaßten Gemeinschaft" (S. 165). Im weiteren versucht er die Sprachinseln auf ihre Merkmale hin zu kategorisieren. Nach diachronischen Gesichtspunkten sind zu unterscheiden: die mittelalterlichen (alten) Sprachinseln sowie die neuzeitlichen (jungen) Sprachinseln. Nach räumlichen und geographischen Gesichtspunkten unterscheidet er die marginalen Verbreitungsgebiete der deutschen Sprachinseln in einem anderssprachigen Gebiet, die in geographischer Kontaktstellung zum eigenen Sprachkernland sind; die räumlich getrennte, transplantierte Sprachgemeinschaften inmitten einer andersprachigen Mehrheit (Enklave, Siedlungskolonie, S. 169). Im zweiten Teil seiner Arbeit beschäftigt er sich dann mit der Forschungsgeschichte der Mundarten der Rußlanddeutschen von den Anfängen bis zur Gegenwart.

Sehr interessant ist der Aufsatz von Georg Melika, der die Spracherhaltung und Sprachwechsel bei der deutschen Minderheit in Transkarpatien untersucht, bei den Karpatendeutschen, die weder zum Forschungsfeld der Rußlanddeutschen noch der Ungarndeutschen gehörten. Nach der demographischen Dynamik des Deutschtums in Transkarpatien stellt er den gegenwärtigen Stand des Deutschtums in diesem interethnischen Raum vor. Die Entwicklung des Multilingualismus und der Ablauf des Sprachwechsels bei den deutschen Streuminderheiten in Transkarpatien bilden die weiteren Schwerpunkte seiner Arbeit.

Mit den außereuropäischen deutschen Sprachinseln beschäftigen sich teils deutschsprachige, teils in der englischen Sprache verfaßte Aufsätze. Marion Lois Huffines untersucht in ihrer Studie den Sprachkontakt zwischen der englischen und deutschen Sprache in Nordamerika, in Pennsylvanien aus der Sicht des Dativgebrauchs und der Progressivität in der Konjugation der Verben. Ihre Untersuchungen basieren auf Interviews mit Gewährspersonen, die sie in drei Gruppen teilte: Amischleute, Mennoniten und solche, die keiner Sekte angehörten.

Joseph Salmons behandelt ebenfalls eine morphologische Erscheinung, den Kasusverlust, eine der am stärksten bemerkbaren Tendenzen, die bei den kontaktlinguistischen Untersuchungen des „Texas German" festgestellt werden kann. Er verfährt sowohl diachronisch als auch synchronisch, gibt immer Beispiele an und erwähnt die Gründe der morphologischen Veränderungen. Kasusverlust und Kasusreduktion in den amerikanisch-deutschen Sprachinseln bilden auch das Thema des Aufsatzes von William D. Keel. Er versucht die Tendenz der inneren Entwicklung und des Einflusses von außen darzustellen. Er zieht Vergleiche sowohl mit den modernen deutschen als auch mit den rußlanddeutschen Dialekten.

Mit der Ebene der Syntax befaßt sich Mark L. Louden, nachdem er die soziolinguistischen Merkmale der permanenten zweisprachigen Sprachinseln und die strukturalen Konsequenzen der permanenten Zweisprachigkeit in Nord-Amerika aus der Sicht der Semantik untersucht hatte. Bei den Syntaxveränderungen nimmt er besondere Rücksicht auf den Kasus- und Tempusgebrauch, die Komplementation und Wortstellung.

Der Verfall des Deutschen in der mennonitischen Gemeinde in Reedly/California ist das Thema der Arbeit mit siedlungsgeschichtlichen Einschlägen von Wolfgang W. Moelleken. Er erklärt diese Tatsache mit der Furcht vor der Vertreibung nach dem 1. und 2. Weltkrieg, mit der Furcht, wegen der Sprache lächerlich gemacht zu werden. Moelleken weist darauf hin, daß zwar die Religion im allgemeinen spachbewahrend wirkt, dennoch nahm die Praxis in diesem Fall eine andere Richtung.

Kurt Rein beschäftigt sich in seinem Aufsatz mit den rußlanddeutschen Täufergruppen in Amerika, wobei er den Akzent auf ihre Geschichte, auf die Einwanderung in die USA legt. Bei der Analyse ihrer Bedeutung für die Sprachinsel- und Sprachkontaktforschung führt er den Begriff „mobile Sprachinseln" ein als Prototyp von „Weiterwanderung" (continuing migration, S. 201). „Durch diese Differenzierung sowie Tiefenschärfe ist" — seiner Meinung nach — „eine tiefere Analyse des Assimilationsvorgangs sowie der diesen steuernden unbewußten/bewußten Motive möglich" (S. 202).

Mit den südamerikanischen deutschen Sprachinseln befassen sich zwei Studien des Bandes. Ute Bärnert-Fürst stellt in ihrer besonders anspruchsvollen Arbeit die Bewahrungs- und Verdrängungsprozesse des Deutschen in Brasilien unter soziolinguistischem Aspekt vor. Ihre Behauptungen werden von in Tabellen geordneten Daten unterstützt. Bei der Untersuchung der Gebrauchsfrequenz des Deutschen und des Portugiesischen entdeckt sie im Hintergrund interkulturelle Konflikte, die eine asymmetrische Beziehung zwischen den Sprachen schaffen. Sie kommt zu der Schlußfolgerung, daß der Verdrängungsprozeß des Deutschen durch das Portugiesische in allen Lebensbereichen radikal vor sich geht und daß die Ersetzung des Deutschen durch das Portugiesische nicht mehr aufzuhalten ist.

Mit der deutschen Sprachinsel in Pozuzo (Peru) und mit der Situation der „Landler" in Siebenbürgen beschäftigt sich Wilfried Schabus. Die beiden Studien konzentrieren sich in erster Linie auf Konsequenzen, „die sich für bestimmte deutsche Dialekte aus besonderen, ausführlich beschriebenen Kontaktsituationen miteinander ergeben haben, in zweiter Linie auf einige interferentielle Aspekte ihres Kontakts mit der jeweiligen Landessprache." (S. 221) Er macht Beobachtungen zu Sprachkontakt, Varietätenausgleich, Sprachloyalität und Sprachwechsel.

Die australischen deutschen Sprachinseln werden von Michael Clyne und Anne Pauwels vorgestellt. Michael Clyne vergleicht die soziolinguistische Situation des Deutschen am Ende der Entwicklung der eigenständigen Sprachinseln mit der der offenen städtischen Siedlungen. Anne Pauwels arbeitet auch im Bereich der Sozio-

linguistik. Sie untersucht den Sprachgebrauch der Templer Schwaben und der Deutschländer in verschiedenen Gesellschaftsschichten.

Die ungarndeutsche Sprachinselforschung wird durch einen Aufsatz von Mária Erb vertreten. Sie äußert sich zur interdisziplinären Untersuchung der natürlichen Zweisprachigkeit am Beispiel der Ungarndeutschen. Sie weist darauf hin, daß das 20. Jahrhundert nicht nur langsame, quantitative Veränderungen in der Sprache und in der außensprachlichen Welt der Minderheiten brachte, sondern auch mehrere, schnell aufeinanderfolgende qualitative Schritte sowohl in sprachlicher als auch — vor allem und zuerst — in außersprachlicher Hinsicht. Sie hält die interdisziplinäre Annäherung an die Diachronie als auch an die Synchronie der Sprache von Sprachinselgemeinschaften für außerordentlich wichtig. Diese Annäherungen fußen ihrer Ausrichtung und Bedeutung nach auf verschiedenen Tatsachen. Sie gibt Anhaltspunkte am Beispiel der Ungarndeutschen, die aber über das Ungarndeutschtum hinausweisende Frequenzen haben (S. 265). Auf den erwähnten Grundsätzen basierend veranschaulicht sie die enge Verbundenheit inner- und außersprachlicher Faktoren am Beispiel der Ungarndeutschen, wobei sich das Jahr 1945 als qualitative Grenze erkennen läßt (S. 267-268). Am Ende ihrer Arbeit weist sie auf die wichtigsten Fragen und Probleme hin, die in der nahen Zukunft von der Wissenschaft mit Einbeziehung aller in Frage kommenden Disziplinen zu lösen wären (S. 269-270).

Der Band schließt mit den Aufsätzen der beiden Herausgeber. Nina Berend äußert sich über die Sprachinsel- und Forschungssituation und macht Beobachtungen zur systemlinguistischen Struktur der mitgebrachten Inseldialekte. Schließlich weist sie darauf hin, welche Sprachveränderungsprozesse in der neuen Sprachkontaktsituation zu beobachten sind und wie Verdeutschung und Verhochdeutschung zur Auflösung der Inseldialekte führen können.

Klaus J. Mattheier befaßt sich mit dem Terminus „Sprachinsel". Er untersucht dessen bisherige Definitionen und zeigt, daß die Arealität in ihnen eine zentrale Rolle spielt. Er sagt, daß „die Hervorhebung der Arealität wohl ein Relikt der Bindung dieser Definitionen an die deutschen Forschungstraditionen ist, in denen die Dialektgeographie der Sprachinseln und die dialektgeographische Herkunftsuche lange Zeit über die Forschung dominierten" (S. 333). In seinem Beitrag wird der Standpunkt vertreten, daß Sprachinseln ein allgemeines soziolinguistisches Phänomen sind, das sich von anderen soziolinguistischen Problemen wohlunterschieden erweist. Er schlägt eine soziolinguistisch ausgerichtete Definition der Sprachinsel vor, in der die Arealität nicht speziell erwähnt, jedoch nicht ausgeschlossen wird (S. 334). In der neuen Konstellation stellen sich neue theoretische und methodische Fragen. Anknüpfend an die vorgeschlagene Definition und unter Berücksichtigung des gegenwärtigen Forschungsstandes scheinen sich fünf Forschungskomplexe herauszuschälen, die in einer Arbeit detailliert dargestellt werden.

Zwar sind die Beiträge sehr unterschiedlichen Sprachkonstellationen gewidmet, aber gerade die vergleichende Zusammenschau dieser unterschiedlichen Perspektiven bietet die Grundlage für eine Reihe von allgemeinen Überlegungen zur Sprachinselforschung und zur Sprachinseltheorie.

Katalin Takács-Orosz
(Veszprém)

Heidrun Popp (Hrsg.): *Deutsch als Fremdsprache*. An den Quellen eines Faches. Festschrift für Gerhard Helbig zum 65. Geburtstag. — München: Iudicium 1995. 833 S.

Der Herausgeberin ist es gelungen, 60 namhafte in- und ausländische Autoren, deren Beiträge den neuesten Stand der Forschung repräsentieren, in diesem durchdacht gegliederten Sammelband zu vereinen. Heidrun Popp ordnete die 54 Beiträge — gemäß den Leitthemen des Jubilars — den folgenden vier thematischen Abschnitten zu: Linguistische und didaktische Grammatik, Valenz- und Kasustheorie, Sprachwissenschaftliche Disziplinen, Das Lehrfach „Deutsch als Fremdsprache". Leider ermöglicht es der mir zugeteilte Raum nicht, die Fülle der hier dargebotenen Forschungsergebnisse, Anschauungen und Thesen in Augenschein zu nehmen und zu würdigen. So beschränke ich mich auf einige Streiflichter.

Da eine Fremdsprachengrammatik erst mithilft, die sprachliche Kompetenz der Adressaten aufzubauen, und deshalb als Referenzgrammatik theorieneutral ist, versucht Joachim Buscha diese Theorieneutralität zunächst anhand konkreter grammatischer Erscheinungen (Satzrahmen, Adjektivdarstellung) zu begründen. Als weitere Gründe werden dann aufgezeigt: „zweckmäßige Auswahl (zur Redundanzvermeidung)", „eine pragmatische und/oder theoretische Einfachheit", „ein vom Lerner-Vorwissen motivierter Traditionalismus in der Terminologie und in der Systematik", „moderner Theorieschub". Eine durchgehende Unterscheidung zwischen Formal- und Bedeutungsstrukturen im Bereich der Syntax fordert Hans Glinz. Dazu schlägt er teilweise neue Definitionen zu den Begriffen „Satz", „Proposition", „verbales Semantem" sowie das Begriffspaar „dominante Teile und zugehörige inhaltliche Teile", das anschließend auf verschiedener und gleicher gedanklicher Ebene dargestellt wird, vor. Ausgehend von der Tatsache, daß die rhematische Seite der Thema-Rhema-Gliederung (TRG) wie auch der Rhemagipfel im Gegensatz zur thematischen Seite relativ klar markiert sind, diskutiert Hans-Werner Eroms verschiedene Thema-Konzepte. Der Autor versteht die Lehre von der TRG als „Deutungsebene des Satzes in Hinsicht auf seine satzsemantische Fundierung und kommunikative Funktion" (S. 57), dabei sollten auch Interaktionssignale mehr Beachtung finden. Mit der syntaktischen und semantischen Darstellung sog. „sekundärer Prädikationen" sowie ihrer Abgrenzung von ähnlichen Konstruktionen befaßt sich Inger Rosengren. Sie plädiert dafür, daß beide darunter gefaßten Konstruktionen (das „resultative sekundäre Prädikat" und das „depiktive sekundäre Prädikat") unter der Bezeichnung „prädikative Erweiterung" als eigene Kategorie mit zwei Subtypen in die Grammatik aufgenommen werden. Wegen der Mehrschichtigkeit der Korrelationsproblematik beim *wer*-Satz konzentriert sich Oddleif Leirbukt zunächst auf die Frage der Nichtsetzung des Korrelats. Dabei erweist es sich als vorteilhaft, mit Teilregeln (z.B. serialisierungsbasierte Weglassungsregel, Regel der satzinternen Kasusdetermination) zu operieren. Neuen Ergebnissen der Passivforschung sind zwei Beiträge gewidmet. Elke Hentschel und Harald Weydt diskutieren Bildungs- und Restriktionsregeln der Konstruktionen *bekommen/kriegen/erhalten*+Partizip II (Transitivitäts-, Agentivitäts-, Resultativitätsregel, Belebtheit der Dativ-NP). Die empirischen Beobachtungen geben ihnen Anlaß zu der Annahme, daß das *bekommen*-Passiv in stärkerem Maße grammatikalisiert sei als das *sein*-Passiv. Regularitäten und Vorkommensbeschränkungen der umstrittenen Passivkonstruktionen mit reflexiven Verben sind Thema der Arbeit von Heinz Vater. Das Lern- und Lehrproblem „Genuszuweisung" thematisiert Hans Jürgen Heringer. Dabei diskutiert der Verfasser wichtige Regeln der Genuszuweisung (semantisches Prinzip, Leitwortprinzip, Formprinzip), die nach drei Kriterien (Reichweite, Validität, Stärke) beurteilt werden. Die von Heringer aufgestellten Hierarchien sollten bei der Erstellung künftiger Lehrbücher Berücksichtigung finden. Die Distanzstellung der Gradpartikel *allein*

exemplifiziert Eijiro Iwasaki. Die Analyse des Korpus ergab, daß *allein* bei Distanzstellung eine bestimmte Position (vor einer Zahlenangabe) einnimmt und daß in bestimmten Fällen eine Distanzstellung sogar obligatorisch ist. Iwasakis Vorschlag, diesem Phänomen auch lexikographisch mehr Beachtung zu schenken, scheint durchaus gerechtfertigt.

Barbara und Gerd Wotjak geben einen problemorientierten Überblick über ausgewählte — insgesamt 18 — Verbbeschreibungsmodelle. Anschließend wird die „Interrelation von propositionalsemantischer Inhalts- und formalgrammatischer Ausdrucksstruktur" (S. 253) diskutiert und schematisch dargestellt. Entwicklung, Stand und Projekte der (kontrastiven) Valenzlexikographie stellte Helmut Schumacher ins Zentrum seiner Überlegungen. Oft bilden einsprachige Wörterbücher des Deutschen die Grundlage für zweisprachige Valenzlexika, wobei der Trend zum benutzerfreundlichen Wörterbuch feststellbar ist. Die häufige Verwendung von Adverbialen bei Geschehensverben begründet Henrik Nikula primär mit der kommunikativen Rele-vanz. Demzufolge sind die Adverbiale als „‚echte' Angaben" zu klassifizieren und Verben des Geschehens hinsichtlich ihrer Valenz als einwertig zu beschreiben. Eine semantische Subkategorisierung des verbalen Wortschatzes über valenzbedingte Adjektive nimmt Günter Starke vor. Dabei werden Problemkreise wie Abgrenzung zwischen adjektivischer Verbergänzung, freier adjektivischer Angabe und verbalem Phraseolexem; Prädikatsadjektiv (hier wird die Erweiterung des Bestandes an kopulativen Verben diskutiert); Objektsprädikativ; adverbialer Adjektivgebrauch; syntaktisch-semantische Grenzgänger (Berufung auf das Zentrum-Peripherie-Konzept der Prager Schule) berührt. Werner Abraham will zeigen, daß die syntaktische Kasusunterschei-dung in topologischer Hinsicht wichtig ist und daß „sich damit auch die distributionell-valenztechnische und semantische Verwendbarkeit der Kasus historisch-longitudinal verschoben hat" (S. 351). Pavel Petkov thematisiert die Kasustransposition. Er unterscheidet drei Transpositionstypen, die u.a. hinsichtlich ihrer distributiven Strukturveränderungen, Transformationsrichtung (dazu werden hierarchisch angeordnete Kriterien angegeben) sowie ihrer Abhängigkeitsbeziehung beschrieben werden.
Die außerordentliche Virtuosität der frühkindlichen Zweisprachigkeit veranlaßte Harald Weinrich zu der Hypothese, daß „sich hier nur die leibliche Konfiguration der kommunikativen Dyade als Anschauungs- und Erklärungsmodell anbietet" (S. 412). Weinrich versucht zu belegen, daß die Kategorie der Lage — verstanden als „leibliche Konfiguration der kommunikativen Dyade" — zur Grundlage einer anthropologischen Linguistik gemacht werden sollte. Für eine „metalexikographisch durchdachte Textgestaltung", die bei einsprachigen Lernerwörterbüchern besonders „Artikel mit architektonisch erweiterten integrierten Mikrostrukturen" (S. 495) berücksichtigt, spricht sich Herbert Ernst Wiegand aus. Hans-Peder Kromann, der anhand häufig benutzter deutscher Wörterbücher drei grundlegende Informationstypen (Wortbedeutungen, Kollokationen, Sach- und Kulturwissen) diskutiert, gelangt zu der Feststellung, daß eine fehlende distinktive Synonymik sowie fehlende Kulturrealien Hauptmängel deutscher Wörterbücher sind. Eine lexikographische Wende in Deutschland konstatierend, sieht er aber im Fehlen einer empirischen Basis das Hauptproblem der deutschen Lexikographie. Bei der Analyse der Wortbildungsaktivitäten nur reflexiv zu gebrauchender Simplizia bestätigt sich Wolfgang Fleischers Annahme, daß Derivationsmodelle stärkeren Restriktivitäten unterworfen sind als Kompositionsmodelle. Nominale Suffixderivate tilgen das Reflexivpronomen, während bei der Infinitivkonversion Schwankungen auftreten. Möglichkeiten und Zusammenhängen von Wort- und Textbildung spürt Johannes Erben nach. Ihm geht es um die „textuelle Strukturierung eines Themas, wobei Wortbildungskonstruktionen geradezu den stilistischen Wert leitmotivischer Kompositionsmittel" (S. 548) bekommen können. Einen Beschreibungsmodus zur Klassifizierung von Fachtexten stellt Lothar Hoffmann vor. Dabei erweist es sich

als zweckmäßig, verschiedenartige, funktionelle Faktoren [personelle Interaktion, Textfunktion, übergeordnete (nichtsprachliche) Tätigkeit, Objektklasse] sowie strukturelle Merkmale (Textbauplan, Kohärenz, Thematische Progression, Lexik) zu berücksichtigen. John Ole Askedals Untersuchung der im weiten Sinne deiktischen Kategorien präzisiert Coserius Charakterisierung des Deutschen als einer „situations- und kontextbezogenen" Sprache dahingehend, daß im Vergleich mit dem Englischen und Norwegischen im Deutschen der „Kontext- und Sprecherbezug" stärker durch Lexikalisierung und Grammatikalisierung realisiert wird.

Waldemar Pfeiffer analysiert die Krise der wissenschaftlichen Fremdsprachendidaktik, die sich darin äußert, daß die Fremdsprachendidaktik zu wenig neue Impulse für eine vertiefte Eigenentwicklung gibt, zu wenig Grundlagenforschung betreibt sowie darin, daß einzelne Subdisziplinen zu isoliert voneinander untersucht werden. Neuere auf klinischen Experimenten beruhende Erkenntnisse der Hirnforschung, die zu einer „‚holistischen' Auffassung vom menschlichen Gehirn als einem referentiellen System neuronaler Netzwerke" (S. 653) geführt haben, sind Anlaß für Lutz Götze, für ein gemeinsames Vorgehen von Spracherwerbsforschern, Sprachlehrforschern/Fremdsprachendidaktikern und Neurobiologen sowie einen interdisziplinären Forschungsansatz zu plädieren. Überlegungen zur Grammatik-Vermittlung im Zusammenhang mit dem in der Erprobungsphase befindlichen Rahmencurriculum für fortgeschrittene jugendliche Lerner in Ostmitteleuropa stellt Regina Hessky an. Als Anlage dazu erwies sich eine „Minimalgrammatik" als erforderlich, in der das Wie einer effektiven Vermittlung der Grammatik in dem gegebenen Rahmen beschrieben werden müßte. Der veränderte Stellenwert der Grammatik sollte auch darin zum Ausdruck kommen, daß Sprachbewußtheit verstärkt über das „entdeckende Lernen" entwickelt wird. Für anregend halte ich — gerade für Ausbildungseinrichtungen im Ausland — auch die beiden letzten Beiträge des Bandes, in denen sich Hans-Jürgen Krumm und Gert Henrici um die weitere Etablierung des Faches „Deutsch als Fremdsprache" bemühen. Die skizzierten Thesen und Problemfelder sollten zum Anlaß genommen werden, auch bei uns in Ungarn über die Konzeption des Faches nachzudenken.

Insgesamt kann man feststellen, daß diese beeindruckende Veröffentlichung, die auch typographisch ansprechend gestaltet ist, das wissenschaftliche Œuvre Gerhard Helbigs vorzüglich reflektiert und zahlreiche Anregungen für Forschung und Lehre vermittelt — der Quellen-Metapher also aufs höchste gerecht wird.

Petra Szatmári
(Szombathely)

Vilmos Ágel – Rita Brdar-Szabó (Hrsg.): *Grammatik und deutsche Grammatiken.* Budapester Grammatiktagung 1993. — Tübingen: Niemeyer 1995. (= Linguistische Arbeiten. Bd. 330.) 260 S.

Der Sammelband vereinigt Vorträge, die am Germanistischen Institut der Eötvös-Loránd-Universität Budapest im Rahmen der Tagung „Deutsche Grammatik? Ja, aber meine!" gehalten wurden. Eingeladen waren Grammatiker unterschiedlicher wissenschaftlicher Provenienz. Vorweg läßt sich schon sagen, daß das Ziel der Veranstalter, „einen tieferen Einblick in Motive, Interessen und Zielsetzung grammatischer Forschung" (S. VII) zu geben, nur z.T. erreicht wurde, da in nicht wenigen Beiträgen dieser Aspekt zugunsten einer Präsentation grammatischer Einzelanalysen in den Hintergrund tritt. Die Beiträger, die sich explizit mit dem Tagungsthema auseinandersetzen, beschließen ihre Ausführungen in der Regel mit einem Plädoyer für ein

bestimmtes Grammatikkonzept und liefern damit den besten Beweis dafür, wie treffend der von den Herausgebern gewählte Tagungstitel war. Leider mußte dieser einem sachlich-neutralen Buchtitel weichen. Der Band umfaßt 22 Einzelbeiträge, die von den Herausgebern den zwei thematischen Einheiten Grammatiktheorie und Grammatikpraxis zugeordnet wurden. Diese wiederum bestehen aus jeweils 2 Kapiteln. Innerhalb der Kapitel wurde nur noch eine alphabetische Ordnung vorgenommen.

Der erste Beitrag Konstruktion oder Rekonstruktion? bringt Argumente für eine „Linguistik des Sprechens", für eine Linguistik, die konkrete Verhaltensphänomene untersucht. Um nachzuweisen, daß dies der eigentliche Untersuchungsgegenstand der Linguistik sein sollte, muß Ágel weit ausholen. Er meistert zunächst das schwierige Unterfangen, die erkenntnistheoretischen Grundannahmen des Radikalen Konstruktivismus in aller Kürze zu skizzieren. Das Originäre an seinem Beitrag besteht darin, aus dieser Perspektive heraus den Gegenstand von Linguistik und Grammatik neu zu bestimmen. Den Abschluß bilden hochinteressante forschungsethische und wissenschaftstheoretische Überlegungen. Im nächsten Beitrag zur Symbolgrammatik beschäftigt sich Eisenberg mit der Frage, „ob die gesprochene Sprache dieselbe Grammatik hat wie die geschriebene" (S. 24). Er verneint dies: Die geschriebene Sprache basiere auf Symbolverarbeitung, die gesprochene Sprache tendiere eher zu Netzwerkverarbeitung. Auch Grammatikbeschreibungen können eher symbol- oder eher netzwerkbasiert sein. Dies macht Eisenberg an Beispielen aus der Morphologie deutlich. Die Argumentation ist überzeugend, doch mir scheint, daß Eisenberg mit seiner Kritik an einer „aufs Segmentale und Kompositionelle beschränkte[n] Morphologie" (S. 35) offene Türen einrennt. Eisenberg selbst gibt zahlreiche Hinweise auf neuere, holistische Arbeiten. Der nächste Beitrag von Hentschel/Weydt ist den Wortarten im Deutschen gewidmet. Die Verfasser referieren die bekannten Schwierigkeiten bei der Wortarteinteilung und präsentieren einen eigenen, sprachübergreifenden Klassifikationsvorschlag. Der folgende Beitrag Wortbildungsfakten, Wortbildungstheorien wendet sich einer grundsätzlichen Frage zu: Sind verschiedene Grammatiktheorien überhaupt miteinander vergleichbar, ist also — wie der Tagungstitel impliziert — eine Aussage darüber möglich, welche Grammatik „die beste" ist? Motsch argumentiert, daß eine Vergleichbarkeit konkurrierender Theorien im Prinzip nur innerhalb eines Paradigmas möglich sei, doch auch hier ließen sich keine Aussagen darüber machen, welche Theorie die beste ist. Dies demonstriert er an der Kontroverse zwischen Anhängern divergierender Wortbildungstheorien. Motsch entläßt den Leser mit dem guten Rat, davon auszugehen, daß „dein Opponent ... das gleiche Recht hat, seine Theorie für die beste zu halten, wie Du!" (S. 67). Weinrichs Beitrag zu Grammatik und Gedächtnis, eine hochinteressante Studie zu den beiden Gedächtnisspeichern menschlicher Sprache, beschließt das erste Kapitel. Weinrich regt an, verschiedene Sprachen daraufhin zu untersuchen, welches Sprachgedächtnis jeweils mehr beansprucht wird. Daß eine solche Untersuchung sinnvoll sein könnte, zeigt er am Beispiel von englischen/französischen vs. deutschen Wortbildungsmustern wie *p(a)ediatrician, pédiatre, Kinderarzt*. Es ist Weinrich unbedingt zuzustimmen, daß es sicher lohnenswert wäre, eine „umfassende Gedächtnistheorie" (S. 77) für europäische Sprachen zu erstellen.

Den Auftakt zum zweiten Kapitel bildet der Beitrag Satzmodus und Illokution, in dem es darum geht, eine „handlungs- und sprechakttheoretisch fundierte[n] Illokutionstypologie" (S. 81) zu erstellen. Nach relativ langen Ausführungen zu Kognition, Satzmodus und Illokution kommt Bartha zum Kern ihrer Aussagen. Sie subklassifiziert Illokutionen in Anlehnung an die einschlägige Literatur nach handlungstheoretischen und interaktiven Gesichtspunkten und präsentiert eine Matrix, in der alle relevanten Werte eingetragen sind. Der folgende Beitrag mit dem originellen Titel PRO-blematisches in deutschen Grammatiken enthält neue Gedanken zum alten Kontrollproblem.

Brdar-Szabó zeigt, daß Kontrollverhältnisse vom Matrixsatz aus nicht eindeutig beschrieben werden können. Sie richtet ihr Augenmerk daher auf den Komplementsatz und fragt, welche Informationen in der Komplementstruktur selbst enthalten sind. In grammatiktheoretischer Hinsicht ergibt die Diskussion, daß sich „eine konstruktionsorientierte Grammatik eigentlich nicht konsequent vermeiden läßt" (S. 104). Mit einem Seitenhieb auf die GB-Theorie, die — obwohl an der Formulierung allgemeiner Prinzipien interessiert — in vielen Fällen konstruktionsorientiert vorgehen muß, endet dieser sehr lesenswerte Beitrag. Haider beginnt in Grammatici certant — quis leget haec? mit allgemeinen Überlegungen zur Grammatikschreibung und Grammatiktheorie. Sehr schnell verengt sich aber die Perspektive auf zwei Aspekte, auf die Kasusverteilung in kohärenten Konstruktionen und die Syntax des Nachfelds. Er baut eine komplexe Datenlage auf, um zu verdeutlichen, daß die damit verbundenen grammatischen Regularitäten nur beschreibbar sind, wenn man von theoriegeleiteten, insonderheit generativen Annahmen über die deutsche Satzstruktur ausgeht. Notabene: Mit der Forderung, eine Grammatiktheorie solle auch ein „solides empirisches Fundament in der Grammatikschreibung" (S. 121) haben, sind die selbstkonstruierten Beispielsätze gerade nicht kompatibel. Von Belegmaterial geht dagegen Knipf-Komlósi in ihrem Beitrag zur Semantik der Nominalkomposita aus. Sie faßt die Komposita im Hinblick auf Grad der Usualisierung, semantische Transparenz und Bildungsweise zu 5 Gruppen zusammen, wobei aber die Abgrenzungskriterien unklar bleiben. Warum zählt *Parteivolk* zu den usuellen, *Wahlvolk* zu den nicht-usuellen Nominalkomposita? Warum werden die gleichen Kriterien nicht auf alle fünf Gruppen angewandt? Interessant und präzise sind die folgenden Einzelanalysen von Nominalkomposita. Der Versuch, die semantischen Relationen zwischen den einzelnen Kompositionsgliedern beispielübergreifend zu erfassen, kommt aber über schlagwortartige Bemerkungen nicht hinaus. Im nächsten Beitrag Partikelsyntax oder Partikelpragmatik stellt Péteri die Frage, inwieweit „die syntaktischen Restriktionen der AP [Abtönungspartikeln, C. D.] mit ihren funktionalen Charakteristika erklärbar sind" (S. 133). Nach Darlegung verschiedener Partikeldefinitionen und gründlicher Analyse des Syntax-Pragmatik-Verhältnisses zeigt Péteri, daß für bestimmte Abtönungspartikeln der in der Frage postulierte Zusammenhang besteht. Die Argumentation ist überzeugend, was jedoch einige Leser befremden mag, ist die Betulichkeit der von Péteri konstruierten Beispiele (z.B. die sprechenden Namen „Herr Grausam", „Herr Klauer", S. 145). Im letzten Beitrag dieses Kapitels geht einiges durcheinander. Aufgrund des Titels Syntaktische 'Hauptsatzphänomene' in Nebensätzen und der dazu gegebenen Erläuterung sollte man vermuten, daß Szigeti eingeleitete Nebensätze mit vorangestelltem Verb untersucht. Worum es aber primär geht, ist die Voranstellung von nichtverbalen Konstituenten im abhängigen Nebensatz. Daß die Bedingungen, denen diese Voranstellung unterliegt, nicht mit dem generativ-syntaktischen Begriff der Topikalisierung gleichgesetzt werden dürfen, ist schon lange bekannt, wird aber vom Verfasser nicht gesehen. Im nicht-generativen Teil des Beitrags werden die Beispielsätze topologisch analysiert, doch leider wird die von Höhle übernommene Symbolik nicht erläutert (vgl. S. 155).

Mit einem Beitrag des verstorbenen Wladimir Admoni, dem dankenswerterweise das ganze Buch gewidmet ist, beginnt Kapitel 3 und damit der grammatikpraktische Teil. Admoni stellt Überlegungen an zum Problem der theoretischen Anweisungen in den grammatischen Lehrbüchern. Wie muß ein Grammatikbuch aufgebaut sein, welche Bereiche sollen behandelt werden? Aufgrund der Kürze des Beitrags müssen die Ausführungen skizzenhaft bleiben; Admoni verweist auf frühere Arbeiten, in denen er diese Gedanken bereits vorgetragen hat. Buscha plädiert anschließend in Referenzgrammatiken als theoretische Mischgrammatiken für eine eklektische Auswahl theoriegebundener Elemente in DaF-Grammatiken. An zwei Beispielen aus der eigenen

Forschungspraxis legt er dar, daß solche Mischgrammatiken durchaus ihre Berechtigung haben, da sie u.a. der Forderung nach „größtmöglicher Vollständigkeit", „zweckmäßiger Auswahl" und „methodologischer Einfachheit" (S. 184) entsprechen. Kohn trägt in seinem Beitrag Brauchen wir eine Stilistische Grammatik? eine Reihe von Argumenten zusammen, die ihn dazu veranlassen, die im Titel gestellte (rhetorische) Frage zu bejahen. Am Beispiel des Partikelgebrauchs in einer Kurzgeschichte von Wolfgang Borchert führt er vor, daß bestimmte grammatische Phänomene anhand literarischer Texte sehr gut veranschaulicht werden können. Mit einem viel zu langen Titel, aus dem ich nur das Stichwort Präfixologie herausgreife, ist der nächste Beitrag überschrieben. Korencsy präsentiert hier eine interessante Untersuchung zur Wortbildungsterminologie in 10 deutschen Grammatiken. Der Leser vermißt aber nach guter Einführung in die Problematik und einem Durchgang durch die verschiedenen Lehrwerke eine Gesamtauswertung. Der folgende Beitrag Zur Kalkulierbarkeit der deutschen Grammatik ist mit seinen vielen Einschüben, Nebenbemerkungen, metaphorischen Spielereien und persönlichen Bemerkungen stark oral ausgerichtet. Den Ausführungen fehlt eine klare Linie: Zemb stellt zunächst allgemeine Reflexionen zu den im Titel verwendeten Begriffen an, dann behandelt er zwei Charakteristika der deutschen Wortstellung. Es folgt ein sehr persönliches 'Post festum' und abschließend eine Auflistung von 'Prinzipien einer künftigen deutschen CD-ROM-Grammatik'. Sowohl in sprachlicher als auch in inhaltlicher Hinsicht fällt der Beitrag aus dem Rahmen.

Die relativ kurzen Artikel in Kapitel 4 gehen auf Statements von Teilnehmern der abschließenden Podiumsdiskussion zurück. Alle Verfasser setzen sich, z.T. nur sehr knapp, mit den provozierenden Thesen von F. Kiefer auseinander, der für die Unvergleichbarkeit verschiedener Grammatiktypen plädiert und die notwendige Interaktion von Theorie und Empirie betont. Bassola geht in seinem Beitrag Schulgrammatik auf einen Grammatiktypus, die didaktische Grammatik, ein und stellt die Konzeption eines von ihm verfaßten Grammatikbuches vor. Götze spricht sich dafür aus, daß die Grammatiken für den fremdsprachlichen Unterricht einen kommunikativ-funktionalen Schwerpunkt haben sollten. Hesskys Diskussionsbeitrag mit dem bereits vielfach abgewandelten Titel Wie viele Grammatiken braucht der Mensch? enthält eine dezidierte Stellungnahme zu den Kieferschen Thesen und ein Plädoyer für eine am Grammatikbenutzer orientierte Grammatikographie. Weydts Beitrag ist einem Aspekt gewidmet, der zwar auf vorangehendende Diskussionen Bezug nimmt, nicht aber auf den Gegenstand der Podiumsdiskussion: Es geht um den Umgang mit Sprachmaterial. Weydt tritt dafür ein, mit authentischem Sprachmaterial zu arbeiten bzw. Sätze, an deren Akzeptanz zu zweifeln ist, Sprechern zur Beurteilung vorzulegen. Sein polemisches Schlußwort, „Linguistensätze" brächten die ganze Zunft in Verruf (S. 252), gibt zu denken. Zifonun verfährt wie Bassola und stellt 'ihre' Grammatik vor. Mit einem Fazit zum theoretisch-deskriptiven Hybridstatus von funktional konzipierten Grammatiken endet ihr Beitrag — und damit etwas abrupt auch das Buch.

Mein rascher Durchgang durch die Beiträge hat gezeigt, daß der Sammelband sehr heterogen ist. Eine solche Heterogenität ist bei Beiträgern so unterschiedlicher Provenienz und bei diesem Tagungsmotto nicht anders zu erwarten und macht gerade den Reiz des Buches aus. Dem Leser wird auf diese Weise eine Fülle von interessanten Aspekten zu grammatiktheoretischen, grammatikographischen und grammatikpraktischen Fragen präsentiert. Leider gibt es aber auch in formaler Hinsicht trotz des insgesamt sehr ansprechenden Layouts große Unterschiede: Manche Beiträge sind fehlerfrei, andere wurden nur oberflächlich redigiert und enthalten nicht wenige Flüchtigkeitsfehler.

Ein letztes: Auch wenn nicht alle Beiträge in gleichem Maße überzeugen können, halte ich es für sehr wichtig, daß dieses Buch erschienen ist und damit das Anliegen der Budapester Tagung einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurde. Denn

gerade in seiner Disparatheit zeigt der Tagungsband, daß eben nicht nur das vielgeforderte interdisziplinäre, sondern auch das innerdisziplinäre Zusammenarbeiten ein Desideratum darstellt. Wollen wir hoffen, daß es in Zukunft noch mehr solche Initiativen gibt, Grammatiker zum gemeinsamen Nachdenken anzuregen!

Christa Dürscheid
(Köln)

Neubearbeitung des Deutschen Wörterbuches von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm. Hrsg. von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. Bd. 2 Lieferung 5, 6 (1994) und Bd. 8 Doppellieferung 1/2 (1995)

Die letzten Lieferungen der Neubearbeitung des Deutschen Wörterbuches von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm (DWB) stellen wohl die aktuellste lexikographische Erfassung eines Teilbereiches des deutschen Wortschatzes dar. An dieser Stelle möchten wir die 4 Lieferungen im Zusammenhang mit einigen Gedanken über die Praxis des DWB besprechen, das als umfangreichstes Wörterbuchprojekt in der Geschichte der deutschen Philologie den Rahmen der vorliegenden kurzen Analyse selbstverständlich weit überschreitet.

Im Falle dieses Werkes handelt es sich nach Ansicht des Rezensenten um ein Wörterbuch, das sich in erster Linie an den Wissenschaftler und nicht an den „philologisch neutralen" Benutzer wendet. Allein der Umfang und der Kostenpunkt machen es dem Nichtphilologen schwer und unbequem, bei Problemfällen zum DWB zu greifen.

Es wäre aber auch verfehlt, in diesem Jahrhundertwerk das schnelle Nachschlagewerk, ein lexikographisches fast-food für jedermanns Regal zu sehen, das in Sekundenschnelle prompt über alles informiert. Dafür sorgt schon die (beinahe) konsequente Beibehaltung der Grimmschen Orthographie; der Verzicht auf die Großschreibung der Substantive und Satzanfänge sowie die Anwendung des der moderneren deutschen Rechtschreibung fremden Digraphen „sz" anstelle von „ß" in der alten Ausgabe. In dieser Hinsicht führt die Neubearbeitung im Vergleich zum klassischen Werk eine Neuerung ein, indem das scharfe „ß" nach den Regeln der 1901 reformierten deutschen Orthographie gebraucht wird.

Wenn der Benutzer im DWB nach einem Lemma sucht, wird diese Tätigkeit durch die fette Majuskelschreibung der Stichwörter erleichtert. Die Einrückung der Lemmata bzw. ihrer ermittelten Einzelbedeutungen bzw. Verwendungen erweist sich ebenfalls als hilfreich und benutzerfreundlich. Die mikrostrukturelle Untergliederung eines Lemmas, d.h. ob Sememe oder Verwendungen (z.B. Phraseologismen, Funktionsverbgefüge) die primären Klassifizierungseinheiten darstellen, bleibt der Kompetenz und der Entscheidung des bearbeitenden Lexikographen überlassen, was zu gewissen Diskrepanzen in der Bearbeitung des Wörterbuchbestandes führen kann. Erweist sich eine Wörterbucheinheit nach Ansicht des Bearbeiters als besonders polysem, kann das semasiologische Feld des Lemmas (bzw. eine bestimmte Verwendung) gliederungstechnisch und typographisch bis zu 4 Ebenen hierarchisch aufgeteilt werden. Bei der Ermittlung der Hierarchie kann die Praxis der Bearbeiter jedoch recht unterschiedlich sein; um dies darzustellen, möchten wir die Lemmata *Amt* (DWB. Bd. 2 Liefg. 5: 662-672) und *Ende* (DWB. Bd. 8, Liefg. 1/2) miteinander vergleichen.

Beim Stichwort *Amt* finden wir auf der Ebene I. 7 „primäre" Sememe (oder Bedeutungsgruppen), die mit fetten lateinischen Großbuchstaben markiert werden (**A**-**G**). Diesen Bedeutungsgruppen werden mit arabischen Ziffern bezeichnete, weitere Untergruppen zugeordnet (z.B. A1, B2), die auf der nächsten Ebene weiter zerlegt werden, und zwar in mit lateinischen Minuskeln angegebene Subgruppen (z.B. A1a, C2a). Falls sich diese Subgruppen noch weiter atomisieren lassen, stehen für die letzte Ebene griechische Kleinbuchstaben zur Verfügung (z.B. B1c).

Im Gegensatz zu *Amt* werden bei *Ende* nur drei Ebenen unterschieden, und die primären Ebenen beziehen sich nicht ausschließlich auf semasiologische Kriterien; unter Punkt **D** werden z.B. die phraseologischen Verwendungen des Substantivs dargestellt und erörtert. Es geht in erster Linie darum, im Interesse der Übersichtlichkeit und der leichteren Handhabung möglichst jedes Lemma in bestimmte Gruppen aufzuteilen und die dabei entstehenden semasiologisch hierarchischen Beziehungen darzustellen, wobei die Festlegung der Hierarchie den Bearbeitern zukommt.

Was als höhere und was als niedrigere Ebene in der Mikrostruktur eingestuft wird, läßt sich wohl kaum objektivieren. Übertragene, metaphorische oder metonymische Verwendungen können als markierte Einheiten getrennt, aber auch als nur kursiv gedruckte zusätzliche Informationen innerhalb einer Einheit vorkommen; vgl. die Lemmata *anfangen* bzw. *anführen* (Bd. 2 Liefg. 6: 864ff bzw. 913ff), die diese Praxis gut illustrieren.

Für das ganze DWB gilt jedoch, daß die Anordnung der Reihenfolge der mikrostrukturellen Einheiten diachronisch und nicht nach dem Häufigkeitsprinzip erfolgt, d.h. zunächst werden diejenigen Bedeutungen behandelt, die zeitlich am frühesten belegt sind; als Beispiel sei an dieser Stelle die Reihenfolge der Bedeutungen von *entdecken* (Bd. 8, Liefg. 1/2: 1360ff) erwähnt: A „aufdecken": A1 „von etwas bedeckendem freimachen" (790/802); A1a „entblößen"; A1b „öffnen" (863/71); „abdecken" A1c (regional) „kadaver beseitigen" (1453) (Die Zahlen in runden Klammern signalisieren die Daten der Erstbelegung).

Einen weiteren Unterschied finden wir in den Bedeutungserläuterungen der Lemmata. Die Erläuterungen bei *Amt* sind in der Regel längere Substantivgruppen mit erklärendem Charakter, während der Bearbeiter von *Ende* sich eher für kurze Synonyme als Erläuterungen entschied: *Amt* A1 „dienstleistung, verrichtung niederer arbeiten bei sozialer abhängigkeit oder aufgrund freiwilliger unterordnung; auch in bildl. verwendungen, ..."; A2 „auf der vorstellung des dienstes (als einer bestimmten, einmaligen dienstleistung) beruht der ausgeprägte gebrauch von *amt* für die feierliche kultische handlung, den gottesdienst ..." (Bd. 2: 663). *Ende* A1 „stelle, an der etwas aufhört" A1a „rand, grenze, äußerster begrenzungspunkt"; A2 „schluß, letzter teil einer abfolge" (Bd. 8: 1293f).

Die Autonomie der Bearbeiter erstreckt sich ebenfalls sowohl auf den Umfang als auch auf die Tiefe der etymologischen Informationen. Die etymologischen Angaben bei *ander* (Bd. 2: 799) und *Erbe* (Bd. 8: 1588) gehen in beiden Fällen bis zum Indogermanischen zurück, jedoch begnügt sich der Lexikograph im Falle von *Erbe* mit wesentlich weniger Informationen als beim Stichwort *ander*.

Natürlich wurden in den bearbeiteten Neulieferungen noch zahlreiche weitere Beobachtungen gemacht, die hier aus Raumgründen nicht besprochen werden können. Wir wollten an dieser Stelle lediglich einige Bemerkungen über dieses Projekt machen, die die Leser zu einer Auseinandersetzung motivieren möchten.

Ottó Korencsy
(Budapest)

Tibor Kiss: *Infinitive Komplementation.* Neue Studien zum deutschen Verbum infinitum. — Tübingen: Max Niemeyer Verlag 1995. (= Linguistische Studien 333). XI + 223 S.

Das vorliegende Buch befaßt sich trotz des ziemlich allgemeinen Titels nur mit einem Teilbereich der Infinitivkonstruktionen (IK) des Deutschen, und zwar mit einem Typ, der syntaktisch und semantisch einer Kopf-Komplement-Beziehung zuwiderläuft. Der dem HPSG-Modell (Head-Driven Phrase Structure Grammar) verpflichtete Autor setzt sich als Ziel, eine Theorie der infiniten Komplementation zu entwickeln, die sowohl Kohärenz als auch Orientierung gleicherweise berücksichtigt.

Die Zielsetzung und das nicht nur in germanistischen Kreisen relativ wenig bekannte linguistische Modell, das der Monographie zugrundeliegt, bedingen ihre Unterteilung in fünf Kapitel ungleicher Länge. Mit Bedauern muß der Leser eine gewisse umgekehrte Proportion zwischen Inhalt und Länge der einzelnen Kapitel feststellen: je deskriptiv interessanter und theoretisch folgenschwerer die dort aufgeworfenen Fragen, desto kurzatmiger wird der Verfasser. Das ist besonders kraß im letzen Kapitel, das den eigentlichen Prüfstein des ganzen Modells darstellen sollte, wo aber auf knapp 6 Seiten Desiderata für zukünftige Forschung katalogartig erfaßt werden.

In der Einleitung werden die relevanten Eigenschaften infiniter Komplemente sowie theoretische Prämissen wie Subjektfähigkeit, Kontrolle, Anhebung und Kohärenz beschrieben. Es fällt auf, daß sich Kiss auf Konstruktionen beschränkt, die Subjektkontrolle aufweisen, obwohl das Spektrum der Typen von IKs weit größer ist. Zustimmen muß man Kiss in seiner Diskussion der syntaktischen Satzwertigkeit in der generativen Grammatik, wenn er den Schluß zieht, daß sich aus einer a priori festgelegten kategoriellen Unterscheidung zwischen satzwertigen (CP) und nicht-satzwertigen (IP, VP) Komplementen keine echten Generalisierungen ableiten lassen und daß sie „als intuitiver Begriff charakterisiert werden" muß (S. 18). Es wundert dann nicht, daß der genialen Idee Bechs, Orientierung auf alle Statusformen des Supinums auszudehnen und somit den ganzen Phänomenbereich allgemeiner zu fassen als der später von Postal eingeführte Begriff Kontrolle, eine zentrale Rolle in Kiss' Ausführungen zukommt.

Das zweite Kapitel ist einer knappen Einführung in den formalen Apparat der HPSG gewidmet. Es stützt sich auf Darstellungen in Pollard und Sag (1987) und (1994).[1] Diese Einführung ist in methodischer Hinsicht leider nicht exemplarisch. Der HPSG-Formalismus ist an und für sich schon ziemlich kompliziert und muß oft aus praktischen Gründen vereinfacht dargestellt werden, denn die vollständige Beschreibung eines relativ unproblematischen erweiterten Satzes (Hauptsatz und Nebensatz) kann schon ein mehrseitiges Diagramm in Anspruch nehmen. Leider spart Kiss nicht mit Raum, wenn es um wenig relevante Aspekte des Modells geht, andererseits geht er mit den HPSG-Termini wie DTRS (S. 50) oder DLS (S. 67) relativ unvorsichtig um: wichtige Begriffe und Notationskonventionen werden entweder überhaupt nicht motiviert oder durch eine Reihe neuer, erläuterungsbedürftiger Begriffe erklärt.

Das dritte und das vierte Kapitel, die das eigentliche Zentrum der Monographie bilden, sind der Syntax der optional kohärenten bzw. der obligatorisch kohärent konstruierenden Verben gewidmet. Sie leisten zwar eine Beschreibung der Kohärenz, ihr Ertrag ist aber hinsichtlich der Kontroll- bzw. Orientierungsproblematik ziemlich trivial: Modalverben oder Prädikate wie *versuchen* erlauben sowieso nur eine einzige Möglichkeit und stellen somit ein Pseudoproblem dar.

Im fünften und zugleich kürzesten Kapitel deutet der Verfasser an, welche Schwierigkeiten sich ergeben, wenn man diese Herangehensweise auf AcI-Konstruktionen und

objektorientierte IKs anzuwenden versucht. In diesem Zusammenhang hätte man sich gewünscht, das Problem der impliziten, ambigen und arbiträren Kontrolle erwähnt zu sehen, wie es z.B. bei Sag und Pollard (1991)[2] geschieht.

Die Fragen und Bemerkungen zu den einzelnen Kapiteln sollen den Wert des Buches in keiner Weise mindern: Sie ergeben sich folgerichtig aus der Doppelnatur der vorliegenden Monographie: sie soll zugleich einen deskriptiven Beitrag leisten, aber auch, wenn nicht ein Paradebeispiel für die Vorteile der HPSG darstellen, dann mindestens Möglichkeiten ihrer erfolgreichen Anwendung auf deutsche Daten demonstrieren. Es versteht sich, daß es auch einige axiomatische Behauptungen und Lösungsvorschläge des Verfassers gibt, die nicht jeder Leser mit ihm teilen wird und die teils auf die Hartnäckigkeit der hier behandelten deskriptiven Probleme zurückzuführen sind, teils aber auch auf das Bemühen des Verfassers, die Möglichkeiten des HPSG-Modells voll auszunützen und es nur notfalls zu revidieren. Zusammenfassend kann man sagen, daß wir es hier mit einem Buch zu tun haben, das dank einer Fülle von Informationen und Anregungen eine anerkennenswerte Leistung darstellt.

Anmerkungen

1. Pollard, Carl - Sag, Ivan A.: *Information-Based Syntax and Semantics*. Vol. I: Fundamentals. — Chicago: University of Chicago Press 1987. Pollard, Carl - Sag, Ivan A.: *Head-Driven Phrase Structure Grammar*. — Chicago: University of Chicago Press 1994.
2. Sag, Ivan A. - Pollard, Carl: *An integrated theory of complement control*. — In: *Language*. 1991 (Jg. 67) Nr. 1, S. 63-113.

Mario Brdar
(Osijek)

Peter Rolf Lutzeier: *Lexikologie*. Ein Arbeitsbuch. — Tübingen: Stauffenburg Verlag 1995. 167 S.

Der Bestand der Arbeitsbücher für linguistische Teildisziplinen ist mit diesem Band thematisch wesentlich erweitert worden. Wie wichtig es war, die Lexikologie in die Reihe der Arbeitsbücher aufzunehmen, wird sich sehr bald in der praktischen Arbeit mit dem Buch, das die Lexikologie als „ein weites Feld an interessanten und verfolgenswerten Fragestellungen absteckt" (Lutzeier 1995: VII), in den Seminaren herausstellen.

Gleich im Vorwort wird daran erinnert, daß das Arbeitsbuch nicht als eine gewöhnliche Lektüre gedacht ist, denn es bedarf wohl einer Reihe anderer wichtiger (Er-) Kenntnisse, um vom Lexikon, vom Wortschatz einiges zu verstehen, will man sich eingehender in diese Fragen vertiefen.

Die Lexikologie als eine neubelebte, mit den Worten des Autors „faszinierende Disziplin" (1995: VII) gelangt wieder in den Mittelpunkt des linguistischen Interesses. Denn, so heißt es weiter im Vorwort, es geht um die Erkenntis, daß die „Wörter und auch der Wortschatz als in hohem Maße gegliederte Ganzheiten" (ebd.) zu betrachten sind und daß die Lexikologie eine Allgegenwart in der Linguistik erfahre.

Die Konzeption des Buches orientiert sich weitgehend an den heute aktuellen Forschungsergebnissen der Psycholinguistik, der Kognitionswissenschaften sowie der referentiellen Semantik, denen allen gemeinsam ist, daß sie sich mit dem Lexikon als einem

Gegenpart von Grammatik beschäftigen. Diese als erster Einstieg gedachte Darstellung kann auch als Exempel für eine interdisziplinäre Beschreibung des Wortschatzes gesehen werden.

Lutzeier geht es vorrangig um zentrale theoretische und praktische Fragen der Strukturierungen im Wortschatz bzw. auch um die dynamischen Prozesse, die sich in diesem Bereich der Sprache abspielen. Thematisch gliedert sich das Buch in XI Kapitel, mit der Literatur und einem Index (Verweis auf die Kapitel), sowie einem gut brauchbaren Glossar, das besonders für die gedachte Zielgruppe, für Studenten, einen schnellen Zugriff zu terminologischen Fragen oder gar Zweifelsfällen bereithält.

Neben einer klaren Abgrenzung von Lexikologie und Lexikographie präsentiert Kapitel I eine didaktisch gut aufbereitete Begriffsbestimmung von „mentales Lexikon" (= der Wortschatz als die mentale Speicherung von Wörtern beim Individuum), von „Wortschatz" (als Grundstock eines beliebigen Ausschnitts einer natürlichen Sprache) sowie von „Lexikon" (Lutzeier 1995: 3) als dem Wortschatz in seinem Verhältnis zur Grammatik. Das dazu gehörende Diagramm erleichtert Verständnis und Zugang zu der auf den ersten Blick kompliziert anmutenden Beziehung zwischen den drei Grundbegriffen.

Unter den von Lutzeier angegebenen Nachbardisziplinen der Lexikologie (in einem Diagramm: Graphematik, Phonologie, Morphologie, lexikalische Semantik, Psycholinguistik, kognitive Linguistik, Lexikographie, Grammatiktheorie, Computerlinguistik und klinische Linguistik) dürfte unseres Erachtens die Soziolinguistik und die Pragmatik nicht fehlen, da sich beide in ihren Fragestellungen grundsätzlich an der Inhaltsseite und der Benutzerseite des sprachlichen Zeichens orientieren.

Vom Autor werden zwei gewichtige Argumente angeführt, die als Anzeichen für ein eigenständiges Profil der Lexikologie zu deuten sind:

1. das Erscheinen der Zeitschrift „Lexikology. An international journal on the structure of vocabulary" seit 1995
2. Die Vorbereitung des Handbuches zur Lexikologie im Rahmen der Reihe der „Handbücher für Sprach- und Kommunikationstheorie" mit dem Titel: Lexikologie. Lexikology. Ein internationales Handbuch zur Natur und Struktur von Wörtern und Wortschätzen.

Darüber hinaus ist wohl auch das steigende Interesse an den Ausbaumöglichkeiten des Wortschatzes, u.a. auch die Problematik des Lehnprozesses und die der Fremdwörter und Internationalismen zu erwähnen, die sowohl theoretische als auch praktische Fragen der Wortschatzflexibilität anspricht.

Kapitel II ist dem Wortschatz als System von Systemen gewidmet, das die Fachliteratur zwar oft genug thematisiert hat, doch hier bekommen wir einen Einblick über die Vielzahl der ziemlich komplexen Beziehungen eines lexikalischen Elements, über die Strukturiertheiten des mentalen Lexikons, exemplarisch dargestellt an einigen Beispielen und Experimenten aus der Psycholinguistik. Um sich aber einen tieferen Einblick in die Problematik zu verschaffen, lohnt eine Lektüre z.B. in Kapitel 17. bei Aitchinson (1994).[1]

Kapitel III und IV behandeln die Formseite des Wortes, wo die immer problematische Abgrenzung einer lexikalischen Einheit, aber auch die terminologische Vielfalt dieses Bereichs mit großer Umsicht und aufgrund von Kriterien der Isolierbarkeit, der Separierbarkeit und der Substituierbarkeit angegangen werden. Eine Tabelle über die Erscheinungsformen vom morphologisch einfachen Wort bis zu Verkettungen schafft uns eine bessere Übersicht über die in diesem Kapitel behandelten Einheiten.

Kapitel V ist ganz der Bedeutungsseite gewidmet, die von ihrem Forschungsgegenstand her schon im voraus äußerst differenzierte Einsichten in die Frage der Lesarten, der Dimensionen für die Beschreibung der lexikalischen Bedeutung liefert.

Ist das vorliegende Buch als erster Einstieg in diesen Bereich für Studenten gedacht, so scheint uns ein zu hoher Komplexitätsgrad bei der Erörterung dieser zentralen Frage angesetzt worden zu sein. Dennoch vermag dieser Teil, allerdings erst nach einer intensiven Lektüre, eine gute Grundlage für die weiteren Auseinandersetzungen mit dieser Frage zu gewährleisten.

Kapitel VI schließt sich mit der Frage des Verhältnisses der lexikalischen Elemente untereinander auf der Inhalts- und Formebene als eine Teilfrage des oben Erwähnten an. Mehrere Diagramme sowie die Formeln aus der Logik verhelfen hier zur Klarsicht in diesen Fragen. Die aus der herkömmlichen lexikologischen Beschreibung bekannte Synonymie und Antonymie (vgl. SCHIPPAN, 1992: 208 ff. sowie 214 ff.)[2] wird in Lutzeiers Sicht vor dem Hintergrund der Logik interpretiert, nicht selten allerdings in einer schwer verständlichen Form (LUTZEIER 1995: 61 ff).

Im weiteren werden in den Kapiteln VII, VIII und IX die lexikalischen Relationen dargestellt. Für die vertikalen und horizontalen Beziehungen wird je ein Kapitel beansprucht. Zu den vertikalen Beziehungen rechnet der Autor die Hyponymie- und die Partonymie- (auch Meronymie-) Relationen, die er anhand des klassischen Beispiels „Tulpe" und „Blume" veranschaulicht, aber einschränkend hinzufügt, daß bei dieser Hyponymie-Relation nur eine einzige Lesart von „Tulpe" in Frage kommt, eine andere Lesart (nämlich das Pilsglas „Tulpe" und der Schaum darauf als „Blume") ist hier ausgeschlossen. Als Novum gilt hier die Relativierung der Sinnrelationen auf einen gegebenen Aspekt, woran die herkömmlich geschulten Lexikologen nicht gewohnt waren. Die dazu erstellte Formel aus der Logik führt das Besagte insbesondere den in der formalen Logik bewanderten Studenten/Lesern klar und eindeutig vor Augen.

Wir erhalten eine neuartige Auslegung der horizontalen Beziehungen. Während in der herkömmlichen Fachliteratur diese Beziehungen als Subgruppen der Antonymie erörtert wurden, wird hier eine neue Sichtweise eingeführt, die über fünf horizontale Relationen Auskunft gibt: die Inkompatibilitäts-, die Antonymie-, die Komplementaritäts-, die Konversen- und die Reversivitäts-Relationen.

Die syntagmatischen Relationen sind in drei Gruppen untergliedert: die auf Porzig zurückgehenden wesenhaften Beziehungen (PORZIG 1934),[3] die Assoziationen und die oft vernachlässigten Kollokationen, die alle erfreulicherweise eine anders geartete Betrachtungsweise für diese Art der „Bindungskraft" der lexematischen Einheiten betonen. Die Bezugnahme zur Psycholinguistik kommt hier erneut zum Vorschein, bilden doch die Assoziationen eine zentrale Fragestellung der Psychologie. Sehr einleuchtend wird die Problematik der Kollokationen, ihre wissenschaftliche Behandlung in der Fachliteratur ausgeführt und anhand zahlreicher Beispiele aus dem Deutschen und teils aus dem Englischen veranschaulicht. Für den Unterricht in Seminaren scheint dieser Teil einer der gelungensten zu sein.

Hervorgehoben werden sollte die absolute Priorität von Kapitel X (Gruppierungen im Wortschatz), denn bekanntlich ist der Autor selbst einer der bekanntesten Experten der Wortfeldforschung unserer Zeit.[4] Zu beachten ist, daß auch in diesem Teil die anfangs erwähnten neuesten Forschungsergebnisse der Semantik, der kognitiven Linguistik und Psychologie organisch in jedem einzelnen Kettenglied der Ausführung des Themas berücksichtigt und eingebaut werden. Dieser durchweg beibehaltene interdisziplinäre Aspekt, mit dem der Autor die Lexikologie betrachtet, trägt übrigens maßgebend zur Kohärenz des vorliegenden Buches bei.

Das letzte Kapitel, das ansonsten mehr Aufwand benötigt hätte, scheint ein wenig zu kurz gekommen zu sein. Die Dynamik und die Flexibilität des Wortschatzes verdienen in unseren Tagen nämlich immer mehr Beachtung. Auch hier macht der Autor den Versuch, dieses Thema von der kognitiven Linguistik her anzugehen und die relevanten Punkte in dem Dreieck Denken-Sprachliche Formen-Wirklichkeit zu

beschreiben. So gelangt er durch Konzeptualisierungen zur Frage der Repräsentationsmöglichkeiten der Wirklichkeit. Daran schließt er — leider nur ganz kurz — einige Gedanken über die metaphorischen Ausdrücke in der Sprache an, die bekanntermaßen immer mehr ins Blickfeld der Untersuchungen rücken.

Vielleicht hätte man auch in diesem Kapitel — wo es doch um dynamische Prozesse des Wortschatzes geht — der Lehn- und Fremdwortproblematik einen gebührenden Platz einräumen können, zumal diese Frage auch kognitive Aspekte hat und in einem Arbeitsbuch zur Lexikologie keinesfalls fehlen dürfte.

Der Gesamteindruck des Buches ist positiv: es ist eine anregende, ideenreiche und sehr kompakte Lektüre, die, wenn man in diese Problematik wirklich einsteigen will, zeitaufwendig ist. Doch sie spornt auf jeden Fall zum weiteren Nachdenken an. Nicht zu übersehen ist der Neuheitscharakter der Betrachtunsgweise des Autors, eine Betrachtungsweise, die von den meisten bislang bekannten traditionellen lexikologischen Grundwerken abweicht und eine neue Sicht in diese Disziplin bringt.

Hervorzuheben ist die typographische Gestaltung des Buches, die alle drucktechnischen Möglichkeiten nutzt, um eine klare Übersicht über die einzelnen Teile zu schaffen, die Definitionen, die Beispiele sowie Diagramme hervorzuheben und voneinander abzugrenzen.

Der Stil der Arbeit ist sachlich, auch er könnte wohl keiner bisher bekannten Tradition zugeordnet werden. Interessant ist der auffällige Kontrast, der zwischen dem durchgehenden, leicht verständlichen Text und den fettgedruckten Definitionen (logischen Formeln) besteht, die, wie bereits öfter erwähnt, den Einstieg in die Lexikologie nicht vorbehaltlos erleichtern. Aus diesem Grunde könnte dem Werk das Attribut „leserfreundlich" nicht unbedingt zugesprochen werden, wohl aber aus dem Grunde, daß nach den einzelnen Kapiteln die weiterführende Literatur sowie die Aufgaben mit eindeutig formulierten Aufgabenstellungen dem Leser/Studenten sehr hilfreich sein können. Die Stärke der Arbeit liegt in der Verflechtung von theoretischem Interesse und dem konkreten Beispielmaterial, wo auf das Grundlagenwissen durch exemplarische Beispiele Bezug genommen wird.

Die Arbeit zeichnet sich durch einen hohen Grad an Reflexion und Abstraktion aus. Doch beide Attribute können dem in solcher Lektüre noch unerfahrenen Studenten manchmal die Lust nehmen, insbesondere, wenn er kein entsprechendes Instrumentarium der Logik zur Verfügung hat. Dem sollte aber der Seminarleiter abhelfen können.

Die Arbeit ist für Studierende der Germanistik sowohl in Deutschland als auch im Ausland geeignet.

Anmerkungen

1. AITCHISON, JEAN: *Words in the mind. An introduction to the mental lexicon.* — Oxford: Basil Blackwell (2nd edition) 1994.
2. SCHIPPAN, THEA: *Lexikologie der deutschen Gegenwartssprache.* — Tübingen: Niemeyer Verlag 1992.
3. PORZIG, WALTER: *Wesenhafte Bedeutungsbeziehungen.* — In: *Wortfeldforschung* (Hrsg. L. SCHMIDT). Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1973. S. 78-103.
4. LUTZEIER, PETER ROLF: *Lexikalische Felder — was sie waren, was sie sind und was sie sein könnten.* — In: HARRAS, G. (Hrsg.): *Die Ordnung der Wörter.* Jahrbuch des Instituts für deutsche Sprache Mannheim 1993. — Berlin - New York: de Gruyter 1995. S. 4-29.

Elisabeth Knipf-Komlósi
(Budapest)

Peter Canisius – Elisabeth Knipf: *Textgrammatik: Ein Einführungskurs.* Ein Lehr- und Arbeitsbuch für Anfänger. — Budapest: Nemzeti Tankönyvkiadó 1996. (= Pécser Beiträge zur Sprachwissenschaft 1) 176 S.

Die Einführung in die Textgrammatik erschien als erster Band einer neuen,von Peter Canisius, Elisabeth Knipf und Katharina Wild herausgegebenen Reihe. Somit ist in Ungarn ein Buch in deutscher Sprache mit dieser Thematik und Zielsetzung zum ersten Mal veröffentlicht worden.

Wie es auch im Untertitel heißt, hat der interessierte Leser ein Lehr- und Arbeitsbuch in die Hand bekommen. Diesem Umstand tragen die knappen Begriffserklärungen, der leserfreundliche Text sowie auch die Aufgaben am Ende jedes Kapitels Rechnung.

Das Buch, das acht Kapitel umfaßt, steht in der Tradition der Harwegschen Schule und repräsentiert einen textgrammatischen Ansatz, was in der Vorbemerkung explizit erwähnt wird. Aus dieser Grundposition folgt auch die definite Verpflichtung zu einer „inklusiven" (S. 15) Konzeption bei der Beschäftigung mit textlinguistischen Fragen, die umfassender sei als die exklusive, die sich nur mit für den Text spezifischen Fragen beschäftigt. Die inklusive Konzeption „widmet sich auch den Problemen der kleineren sprachlichen Einheiten, tut dies aber unter einer textlinguistischen Perspektive, indem sie auch den Satz oder das Wort untersucht, aber jeweils in ihrer textuellen Funktion, als Einheiten in Texten." (S. 15). Dementsprechend sind auch die Proportionen: gut die Hälfte des Buches beschäftigt sich mit textgrammatischen Fragen (Kap. III: *Einige textgrammatische Grundbegriffe*, Kap. IV: *Exophora, Endophora, Esophora*, Kap. V: *Zwei traditionelle Probleme aus textgrammatischer Sicht*), ebenfalls hierzu zu zählen ist Kap. VIII. 1 (*Tempus*). Kapitel II, VII und VIII. 2 führen den Leser in einige textlinguistische Grundbegriffe (II), in dialogische Texte (VII) sowie in einige Kriterien von Text- bzw. Gesprächsklassifikationen (VIII. 2) ein. In den letzten beiden Kapiteln wird der eingangs deklarierte textgrammatische Ansatz zugunsten eines kommunikativ-funktionalen, also pragmatischen, aufgegeben. Dialoge werden sprachhandlungstheoretisch definiert, indem sie „Gemeinschaftshandlungen" darstellen, deren konstitutive Elemente der Sprecherwechsel sowie der Richtungswechsel bilden (S. 148). Auf eine detaillierte Erklärung dialogkonstituierender Faktoren wird nicht näher eingegangen. Im Kapitel VIII. 2: *Textsorten* werden nach einem Hinweis auf das Fehlen einer einheitlichen Textypologisierungsbasis textinterne und textexterne Klassifikationskriterien aufgezählt (S. 167), schließlich folgen exemplarisch einige pragmatisch fundierte Klassifikationen (S. Grosse 1976, E. Gülich – W. Raible 1975 sowie die Gesprächstypologie von H. Henne – H. Rehbock 1982).

Ein in Einführungen selten so ausführlich behandeltes Thema stellen Substitution, Exophora, Anaphora sowie Deixis dar. Diese sowie auch andere Begriffe (Referenzidentität oder Koreferenz) werden auch methodologisch vorbildhaft an Textbeispielen analysiert. So bekommt der Leser auch einen Einblick in methodologisches Umgehen mit Texten.

An dieser Stelle sei nur eine Aufteilung der Anaphora in Makro- (textverbindende), Normal- (satzverbindende) und Mikroanaphora (satzinterne) (S. 88) erwähnt: Makroanaphora „verweisen auf etwas, was häufig als Weltwissen bezeichnet wird" und „dieses Weltwissen hat man allerdings zum allergrößten Teil ebenfalls in sprachlicher Form und das heißt: in der Form von Texten vermittelt bekommen, z.B. in der Schule" (ebda). So sehr dies auch stimmen mag, liegt hier m.E. doch eher ein kognitiver Faktor vor, indem wir in Form von Inferenzziehen unser Wissen bei der Verarbeitung von Texten einsetzen müssen. Es handelt sich in dem genannten Beispiel (dem ersten

Absatz von H. von Kleists „Michael Kohlhaas) um ein Weltwissen und nur sehr vermittelt um frühere, im Gedächtnis gespeicherte Texte. Sollte sich jemand dieser Auffassung anschließen, so müßte man eher von „Texten verbindende Anaphora" sprechen.

Ein weiteres Verdienst dieser Einführung ist die kontrastive Position, die die Autoren beziehen. Besonders interessant ist Kapitel IV.3 (*Verschmelzungen: Ein Exkurs zum bestimmten Artikel im Deutschen und Ungarischen*), in dem Verschmelzungen und voll realisierte Formen (im Kino/in dem Kino, S. 109 ff.) vor dem Hintergrund von Referenz und Deixis analysiert werden. Das Ergebnis der Untersuchungen zum Artikel im Deutschen und Ungarischen wird in einer hypothetischen Verwendungsregel formuliert: „Der ungarische Artikel steht da, wo der deutsche Artikel (auch) Definitheit meint und er fehlt, wo der deutsche Artikel keine Definitheit ausdrückt" (S. 116).

Etwas zu kurz ausgefallen sind die Kapitel *Passiv* und *Tempus*. Vor allem ihre textuelle Funktion hätte an längeren Texten demonstriert werden können.

Begrüßenswert sind die Aufgaben, unter denen besonders die Analyse von Texten die neu erworbenen Kenntnisse zu vertiefen helfen können. Ein Schlüssel zu den eindeutigen Lösungen hätte das Selbststudium wesentlich erleichtert. „Abruffragen", die öfters als Aufgabe formuliert werden, finde ich weniger ertragreich.

Schließlich sei noch ein Kapitel hervorgehoben: Kapitel VI widmet sich Erzählanfängen in auktorial und in personal gestalteten Erzählungen sowie der Frage nach der sprachlichen Realisierung von Erzählperspektive und deren Auswirkung auf die Textkonstitution. Der interdisziplinäre Charakter von Textlinguistik wird in fast allen Einführungen erwähnt, jedoch nur selten wird Bezug genommen auf die Literaturwissenschaft. Dieses Kapitel schlägt nicht nur eine Brücke zwischen Linguistik und Literaturwissenschaft, sondern demonstriert auch, wie ertragreich linguistische Kenntnisse bei der Analyse literarischer Werke eingesetzt werden können.

Magdolna Bartha
(Budapest)

Uzonyi Pál: *Rendszeres német nyelvtan.* [Systematische deutsche Grammatik] — Budapest: Aula Kiadó 1996. 1071 S.

Eine umfangreiche, oft auch in Detailfragen eingehende, mit wissenschaftlichem Anspruch geschriebene deutsche Grammatik in ungarischer Sprache: der Gedanke scheint auf den ersten Blick ungewöhnlich. Die bisherigen deutschen Grammatiken, die auf ungarisch geschrieben wurden, sind nämlich Lernergrammatiken, meistens für bestimmte Schultypen oder für bestimmte Zwecke im Sprachunterricht. Wenn man aber die im Vorwort dargestellten Argumente des Verfassers bedenkt, wird man von der Nützlichkeit dieser Beschreibung überzeugt. Das Buch ist nämlich so aufgebaut, daß verschiedene Benutzer mit ihm erfolgreich arbeiten können. Der Sprachlerner findet in ihm eine systematische und didaktisch erklärte Elementargrammatik des Deutschen, reich mit Beispielen illustriert, deren Wortmaterial am Ende des Buches alphabetisch aufgelistet und übersetzt wird. Fortgeschrittene Lerner können aus dem Buch auch kompliziertere Strukturen kennenlernen, die nicht mehr zur Schulgrammatik gehören. Der ungarische Deutschlehrer oder Germanistikstudent bekommt aus der *Systematischen Grammatik* Tips, wie er über die an der Hochschule in deutscher Sprache gelernten grammatischen Regeln und Phänomene auf ungarisch sprechen kann.

Zu jedem Kapitel gehört ein kurzer kontrastiver Vergleich, der die Leser — Lehrer oder Lerner des Deutschen — auf die häufigsten Interferenz-Fehlerquellen der ungarischen Deutschlerner aufmerksam macht. Empfehlenswert ist das Buch auch für linguistisch interessierte Nicht-Germanisten (z.B. für Studenten der Allgemeinen Sprachwissenschaft), die sich mit dem System der deutschen Gegenwartssprache beschäftigen möchten, die aber eine deutsche Grammatik auf deutsch nicht lesen können. Auch Studienanfänger der Germanistik können hier nachschlagen, wenn sie mit den deutschsprachigen deutschen Grammatiken Verständnisschwierigkeiten haben. Für Germanisten ist das Buch besonders hinsichtlich seiner Terminologie sowie der kontrastiven Teile interessant.

Das erste Kapitel ist ein allgemeiner Überblick über Geschichte und Varietäten der deutschen Sprache. Damit wird dem ungarischen Deutschlerner die Möglichkeit gegeben, interessante und nützliche Informationen über die gelernte Sprache erfahren zu können — ein Aspekt im Sprachunterricht, der bisher ziemlich vernachlässigt wurde, der aber wichtig ist, wenn der Lerner ein lebendiges persönliches Verhältnis zur gelernten Sprache aufbauen möchte.

Auch Phonetik und Phonologie des Deutschen sind in dieser Grammatik repräsentiert: das Buch beschreibt die Bildung der deutschen Vokale und Konsonanten, erklärt die Transkriptionszeichen, vergleicht die deutschen und die ungarischen Sprachlaute, faßt das Phonemsystem des Deutschen zusammen und gibt einen kurzen Überblick über die wichtigsten deutschen intonatorischen Elemente. Eine Darstellung der Prinzipien der deutschen Rechtschreibung ergänzt den Phonetik/Phonologie-Teil, in der jedoch die neuen Regeln der Rechtschreibung noch nicht berücksichtigt werden.

Die beiden umfangreichsten Kapitel sind der Morphologie und der Syntax gewidmet. Im Morphologie-Kapitel stützt sich der Verfasser auf deutsche Grammatiken. Besonders zu begrüßen ist, daß außer Verb, Substantiv, Adjektiv und Adverb auch den Nebenwortarten (Präpositionen, Konjunktionen, Modalwörtern, Partikeln und Satzäquivalenten) große Aufmerksamkeit gewidmet wird. Die Einteilung der Wortarten erfolgt im Gegensatz zur in Deutschland immer mehr vorherrschenden grammatikographischen Praxis nicht unter dem Primat des syntaktischen Klassifizierungskriteriums, sondern unter gleichzeitiger Berücksichtigung semantischer, morphologischer und syntaktischer Eigenschaften der Wörter. Problematisch finde ich allerdings an diesem Kapitel, daß einige aktuelle Diskussionen, die auch für ausländische Deutschlehrer und Deutschlerner interessant sein könnten, hier unberücksichtigt bleiben. So werden z.B. die Funktionen der Tempora vor allem mit zeitlichen Begriffen erklärt. Die Unterscheidung der „besprochenen" und der „erzählten" Welt bei Weinrich oder die von Engel vorgeschlagene Methode, Bedeutungen der analytisch gebildeten Tempora mit Hilfe der Bedeutungen ihrer Bestandteile zu erklären, werden nicht reflektiert. Ebenso fehlt die Auffassung von Weydt und Hentschel bei der Behandlung der Partikeln. Überhaupt hat dieses Kapitel einen vielleicht zu starken „Resultatsgrammatik"-Charakter, es wird nur wenig darauf hingewiesen, was für wissenschaftliche Diskussionen über die behandelten Fragen im Gange sind.

Das Syntaxkapitel stützt sich vor allem auf das Modell der Valenz- und Dependenzgrammatik, es werden aber viele Ergebnisse sowohl der traditionellen Subjekt-Prädikat-Grammatik als auch der generativen Grammatik eingebaut. Daher finde ich den Syntaxteil unter dem Aspekt wissenschaftlicher Diskussionen am interessantesten. Der Verfasser zeigt, daß die drei Syntaxmodelle einander nicht ausschließen, sondern ergänzen. Nach der detaillierten Behandlung der Struktur der einfachen Sätze, die besonders mit Hilfe der Valenz/Dependenzgrammatik erfolgt, sowie nach Beschreibung der zusammengesetzten Sätze mit Hilfe der traditionellen Grammatik, widmet der Verfasser auch den grammatischen Transformationen ein Kapitel. Detailliert beschreibt

er daneben auch die deutsche Satzgliedfolge, die Rahmenkonstruktion und die funktionale Satzperspektive.

Zwei kürzere Kapitel müssen noch erwähnt werden: Nach dem Morphologie-Kapitel werden die Grundzüge der Wortbildungslehre beschrieben, und am Ende der Grammatik findet man ein Kapitel zur Textlinguistik. In diesem letzten Teil gibt der Verfasser eine knappe Zusammenfassung der deutschen Sprechakte, der textverknüpfenden sprachlichen Mittel und der Textsorten.

Zur *Systematischen Grammatik* gehört noch ein 124 Seiten starker Anhang: er enthält ein Literaturverzeichnis, eine ungarisch-deutsche und eine deutsch-ungarische Liste der linguistischen Fachausdrücke, das schon erwähnte kleine Wörterbuch zu den Beispielsätzen sowie ein Sachregister. Es wäre jedoch nützlich gewesen, wenn die benutzten Fachtermini nicht nur übersetzt, sondern auch erklärt worden wären. Trotz des Strebens nach einfachen Formulierungen benutzt nämlich der Autor Fachausdrücke (z.B. *artikulatorisch*, *emphatisch*, *Paraphrase*), die dem Nicht-Linguisten unbekannt sind.

Uzonyi vertritt eine ziemlich umfassende Auffassung von Grammatik: diese enthält nach seiner Meinung außer der Beschreibung des Wortschatzes die ganze Sprachlehre. Seine grundsätzliche Zielsetzung besteht auch darin, daß die *Systematische Grammatik* auf dem Bücherregal des ungarischen Deutschlehrers und Deutschlerners neben dem Wörterbuch das zweite Nachschlagewerk wird. Diese umfangreiche Darstellung wird in der Zukunft zum ungarischen Deutschunterricht sehr viel beitragen und kann allen, die über die deutsche Sprache mehr wissen wollen, wärmstens empfohlen werden.

Attila Péteri
(Budapest)

BÜCHERSCHAU

Henrike F. Alfes: *Literatur und Gefühl*. Emotionale Aspekte literarischen Schreibens und Lesens. — Opladen: Westdeutscher Verlag 1995. 203 S.

Das Buch von Henrike F. Alfes erschien in der Reihe *Konzeption Empirische Literaturwissenschaft*, die das Ziel vor Augen hat, erfahrungswissenschaftliche Grundlagen, Fragestellungen und Methoden als feste Bestandteile eines literatur- und medienwissenschaftlichen Paradigmas zu etablieren. Nicht die Interpretation literarischer Werke, sondern die Erforschung des gesamten literarischen Feldes steht im Vordergrund. Gegenstand dieser Untersuchung sind nicht Gefühle als Bestandteile literarischer Texte, sondern Gefühle als Bestandteile literarischer Prozesse; d.h. die Gefühle, die beim Schreiben und Lesen der Literatur eine Rolle spielen. Den Überlegungen ist eine sozialwissenschaftlich fundierte literaturtheoretische Konzeption zugrundegelegt, in der Literatur nicht als einstellige Textvariable, sondern als mehrstelliges Text-Aktant-Kontext-Syndrom verstanden wird. Somit besteht der literaturwissenschaftliche Objektbereich nicht aus literarischen Texten, sondern aus kontextuell eingebetteten literarischen Handlungen (Produktion, Vermittlung, Rezeption und Verarbeitung von Literatur).

Das ist die Position der Empirischen Theorie der Literatur (ETL), begründet und vertreten von S. J.Schmidt und der Arbeitergruppe NIKOL, der sich H. F. Alfes anschließt. Literatur realisiert sich danach erst durch den spezifischen Umgang einer Person mit einem Text in einem situativen Kontext. Eine so verstandene Literaturwissenschaft verändert Frage- wie Gegenstandsperspektivierungen und erfordert neben einer Erweiterung des herkömmlichen textorientierten theoretischen und methodischen Instrumentariums eine interdisziplinäre Orientierung des Fachs. Auch in der Arbeit von Alfes kommen daher unterschiedliche Disziplinen, Theorie-, Modell-Typen und Methoden zur Sprache. Untersucht wird unter anderem, welche konstitutiven Funktionen Emotionen (auf psychologischer, physiologischer und sozialer Ebene) für das ästhetische Produzieren und Rezipieren von Texten haben. Reine Spekulationen, Alltagsweisheiten, Esoterik und Metaphysik, die dem Gefühlsbereich ohnehin anzuhaften scheinen, versucht die Autorin aus den Themen auszuschließen.

An erster Stelle möchte die Arbeit eine systematische Aufarbeitung und kritische Untersuchung solcher Wissensbestände über Emotionen bieten, die sich als voraussetzungstheoretisch kompatibel, plausibel und produktiv für die Beschreibung literarischer Kommunikation erweisen. Außerdem beabsichtigt sie, die theoretischen Standortbestimmungen und modelltheoretischen Umsetzungsvorschläge für emotionale Anteile literarischer Produktion und Rezeption zu erarbeiten. Daran schließt sich eine Diskussion der Emotionsfrage unter dem Aspekt der Möglichkeiten und Grenzen medienspezifischer Ausdifferenzierung und Parallelisierung von Gefühlsdimensionen und schließlich ein Ausblick auf Möglichkeiten und Grenzen empirischer Emotionsforschung im Rahmen literatur- und medienwissenschaftlicher Fragestellungen. An dieser dargelegten Zielstruktur orientiert sich der Aufbau der Arbeit. Sie beginnt mit Darlegung und Begründung der hier verwendeten theoretischen Voraussetzungen, der Theorie des Radikalen Konstruktivismus, der Empirischen Theorie der Literatur (ETL) und ersten emotionstheoretischen Grundannahmen (Kap. 2). Es schließt sich ein Exkurs zur Vorgeschichte des *Themas Dichtung und Gefühl* in wesentlichen Strömungen der psychologischen Ästhetik an (Kap. 3). Diesem Versuch einer systematischen und historischen Einordnung des Themas folgt eine ausführliche Auseinandersetzung mit Gefühlen als Gegenständen psychophysiologischer und soziologischer Forschung. (Kap. 4). Die so gewonnenen differenzierteren Modellierungsmöglichkeiten emotionaler Erfahrungs- und Handlungsanteile werden in einem nächsten Schritt mit der bestehenden Konzeption literarischer Kommunikation der ETL verglichen (Kap. 5).

Einer Systematisierung möglicher modelltheoretischer Standorte emotionaler Komponenten folgt die Diskussion erster Erweiterungsmöglichkeiten emotionstheoretischer Kategorien für den Bereich der „Neuen Medien" (Kap. 6). Das letzte Kapitel beschäftigt sich mit Zukunftsfragen hinsichtlich der Grenzen und Möglichkeiten empirischer Methodologie und praktischer Anwendung von Emotionsforschung im Rahmen einer empirischen Literatur- und Medienwissenschaft (Kap. 7).

Die Motivationen, die hinter diesem Werk stehen, beruhen im wesentlichen auf dem Bedürfnis, einen wahrgenommenen Mangelzustand zu beheben, obwohl es seltsam erscheinen mag, ein Gefühlsdefizit in einer Wissenschaft zu entdecken, deren Gegenstand so eng mit dem Bereich menschlicher Emotionalität verknüpft zu sein scheint. In der alten Verwicklung von Literatur und Gefühl sieht H. F. Alfes den literaturwissenschaftlich bisher unaufgelösten „gordischen Knoten", den sie in ihrem Buch zu entwirren versucht. Die perspektivisch geöffneten Möglichkeiten ließen sich zu einem Netzwerk aus Beschreibungen dieser und benachbarter Gegenstände verknüpfen. Eine solche Vernetzung, die Konzepte und ihre Verbindungen so darzustellen, daß einige Zusammenhänge von „Literatur" und „Gefühl", nämlich emotionale Aspekte literarischen Schreibens und Lesens, in ihrer Spannweite deutlicher, überschaubarer, aber auch handhabbarer werden, ist das Ziel ihrer Arbeit. In diesem Sinne ist sie ein Versuch, ein neues Gefühl in die literaturwissenschaftliche Diskussion zu bringen.

Tünde Klesics
(Budapest)

Horst Schuller Anger: *Kontakt und Wirkung*. Literarische Tendenzen in der siebenbürgischen Kulturzeitschrift *Klingsor*. — Bukarest: Kriterion Verlag 1994. 263 S.

Schon oft beschäftigte die sagenumwobene Gestalt Klingsors die Phantasie von Dichtern verschiedener Zeiten. Er wurde als einer der Minnesänger verehrt, der beim Sängerkrieg auf der Wartburg alle mit seinem wunderbaren Gesang verzauberte. Gleichzeitig sah man in ihm einen mächtigen Zauberer des Artus-Sagenkreises. Laut zweier verschiedener Sagen stammte er aus dem mediterranen Sizilien oder aus dem fernen, unbekannten Ungarn bzw. Transsylvanien. Bekannte Autoren der deutschen Literatur — ich nenne hier nur Wolfram von Eschenbach, Novalis und Hermann Hesse — verewigten diese Sagenfigur in ihren Werken. Aber auch literarische Kreise, Gesellschaften, Kunst-Agenturen und Zeitschriften wählten ihn zu ihrer Leitfigur. So zum Beispiel eine Zeitschrift für Kultur aus dem siebenbürgischen Kronstadt, aus einem der vermuteten Heimatländer Klingsors. Die Zeitschrift erschien zwischen den beiden Weltkriegen und war ein wichtiges Organ der siebenbürgisch-sächsischen Intellektuellen, die sich die Förderung und Verbreitung der eigenen Kultur und deren Vermittlung an andere Kulturen Europas zum Ziel setzten. Horst Schuller Anger bietet in seiner Arbeit *Kontakt und Wirkung* eine ausführliche kulturhistorische Analyse und Darstellung auf dem Gebiet der Literatur in Siebenbürgen der Zwischenkriegszeit im Spiegel der Zeitschrift *Klingsor*. Der Autor macht den Versuch, den Standort dieser Zeitschrift in der einheimischen literarischen Entwicklung zu bestimmen, in einer heiklen Zeit, in der die wiedersprüchlichsten Richtungen parallel existierten und in einem Raum, in dem verschiedene Kulturen aufeinander wirkten. Horst Schuller Anger beschränkt sich daher lediglich auf die Untersuchung der literarischen Beiträge. Gebiete wie Kulturphilosophie, Politik, Glaubensbekenntnis, Musik, bildende und Bühnenkunst die im *Klingsor* ebenfalls vertreten sind, bleiben dabei unberührt. Beiträge aus der Zeit zwischen 1924 und 1939 werden einer Analyse unterzogen, auf verschiedene literarische Einflüsse und auf ihre Auswirkung hin überprüft.

Bereits im Vorwort gibt der Autor eine kurze Gliederung seiner Arbeit, wobei er den Leser mit seinem Konzept bekannt macht. Anschließend bekommt der Leser in der Einleitung einen Überblick der bisherigen Forschungsarbeiten zur Zeitschrift *Klingsor*.

Vor dem Hauptteil der Arbeit, vor der Untersuchung und Auswertung literarischer Texte im *Klingsor* führt uns der Autor in die kulturellen und politischen Umstände der Entstehungsgeschichte der Zeitschrift ein. Als ausschlaggebend bezeichnet er dabei die Auswirkungen des ersten Weltkriegs, die Vereinigung Siebenbürgens mit Rumänien, die zur damaligen Zeit bestehenden geistigen Kontakte zum Vor- und Nachkriegsdeutschland — letztere vermittelten literarische Strömungen wie Naturalismus und Expressionismus nach Siebenbürgen — und den Einfluß bereits existierender siebenbürgischer Kulturzeitschriften mit ähnlichen Zielsetzungen. Danach wird die Wahl des Namens *Klingsor* erklärt, Aufbau, Aufmachung und Programm der Zeitschrift in wesentlichen Zügen dargestellt. Im Weiteren wendet sich Schuller Anger der Analyse rumäniendeutscher Literatur zu, wie sie im *Klingsor* vertreten war. Dabei wird laut Aussage des Autors die spezifische Situation einer Nationalitätenliteratur berücksichtigt, die in einem „Spannungsfeld von rumänisch, rumäniendeutsch und europäisch" (z.B. deutsch, ungarisch, französisch) steht. Hierbei ist es fraglich, ob diese Nationalitätenliteratur von ihrer Tradition her nicht eher im speziellen Gefüge „Siebenbürgisch" zu betrachten sei, da zum Zeitpunkt der Gründung der Zeitschrift diese Region gerade erst fünf Jahre zu Rumänien gehörte. Auf dem Gebiet der Gattungen Lyrik, Prosa und Drama werden wichtige Leistungen einzelner Autoren untersucht, bestimmte Tendenzen und Themen dargestellt. Auch die Wertschätzung literarischer Debütanten oder die Rolle der Mundartliteratur im *Klingsor* werden in Betracht gezogen.

Im Folgenden wird die Vermittlerfunktion der Zeitschrift zwischen rumänischer, rumäniendeutscher und rumänienungarischer Literatur erläutert, indem die Rezeption zeitgenössischer Primärtexte, Aufsätze und Essays aus diesen Regionen im *Klingsohr* unter die Lupe genommen, die Übersetzertätigkeit vieler (u.a. Zoltán Franyó, Oscar Walter Cisek, Heinrich Zillich) gewürdigt wird. Neben Übersetzungen wird auch auf theoretische Erörterungen zu Übersetzungsfragen näher eingegangen. Darauf folgt eine Untersuchung der im *Klingsor* rezipierten Texte anderer deutschsprachiger Literaturen, wobei der Autor feststellt, daß diese hauptsächlich deutscher Herkunft waren. Es handelt sich dabei um Textabdrucke deutscher, österreichischer und schweizer Autoren, oder um Besprechungen oder zusammenfassende Berichte zu deren Werke. Am Ende der Arbeit wird dem Leser eine kurze Zusammenfassung der Untersuchungsergebnisse geboten, indem festgehalten wird, daß *Klingsor* in Siebenbürgen „für eine ganz bestimmte, positiv gewertete geistige Lebensform stand und ein Bekenntnis zur schöpferischen Eigenständigkeit und gleichzeitig zur völkerumspannenden Optik war". In ihm waren ausnahmslos alle wichtigen rumäniendeutschen Autoren der Zwischenkriegszeit und die wichtigsten literarischen Gattungen vertreten. In den sechzehn Erscheinungsjahren war die Zeitschrift auch von den verschiedensten literarischen Tendenzen gekennzeichnet. Dies ergab sich nicht zuletzt aus der bewußt ausgeübten literarischen Vermittlertätigkeit des *Klingsor*, insbesondere die rumänische und deutsche Literatur betreffend. Durch diese aktive Vermittlerrolle der siebenbürgischen *Klingsor*-Zeitschrift wird diese Publikation nicht nur für die Literaturgeschichte der rumäniendeutschen, sondern für die vergleichende Literaturforschung überhaupt wichtig.

Anke Wolter
(Veszprém)

Árpád Bernáth (Hrsg.): *Geschichte und Melancholie.* Über Herinrich Bölls Roman Frauen vor Flußlandschaft. — Köln: Kiepenheuer und Witsch 1995. 175 S.

Kurz nach dem Tod Heinrich Bölls im Juli 1985 erschien sein letzter Roman *Frauen vor Flußlandschaft*. Die Rezeption war verhalten: die öffentliche Trauer um den Nobelpreisträger zügelte deutlich den Drang zum Verriß, der seinem vorausgegangen Roman *Fürsorgliche Belagerung* zuteil wurde. Der „Literaturpapst" Marcel Reich-Ranicki behauptete sogar, man solle den Roman lieber nicht mit literaturkritischen Strenge betrachten. Diejenige, die es trotzdem wagten, berichteten — eher mit Befremden als mit Verständnis — von einem rätselhaften Werk bezüglich der schillernden Form dieses Romans sowie vom Mangel des sogenannten realistischen Inhaltes. Obwohl Böll nachweislich schon ein neues Projekt geplant hatte, wollte man auch mancherorts das postum veröffentlichte Buch als sein literarisches Testament betrachten, und in vielen Kritiken tauchten Zweifel auf, ob der Schriftsteller noch etwas zu sagen habe.

Der vorliegende Band hat sich zum Ziel gesetzt, aus der Perspektive des Böllschen Gesamtwerkes und aus der Kenntnis des literaturhistorischen Kontextes, den Roman *Frauen vor Flußlandschaft* zu bewerten und neue Lesarten anzubieten, um somit die Bedeutung des Kölner Schriftstellers in der heutigen Welt nach der sogenannten epochalen Wende des Jahres 1989 hervorzuheben. Ein dringendes Unterfangen also, nicht zuletzt angesichts einer aktuellen bundesdeutschen Tendenz, die literarische Leistung des Autors als redundant gewordene Nachkriegsliteratur herabzuwürdigen. Begrüßenswert ist deswegen die Tatsache, daß hier neben ausgewiesenen Böllkennern aus Deutschland wie Bernd Balzer, Klaus Jeziorkowski und Heinrich Vornweg auch führende Vertreter der internationalen Böll-Forschung zu Wort kommen: die US-Amerikaner Robert C. Conard und Hardy Friedrichsmeyer, der Rostocker Germanist Hans Joachim Bernhard, Verfasser der ersten Monographie aus Osteuropa über das erzählerische Werk Bölls, sowie der ungarische Herausgeber Árpád Bernáth.

Nachdem Heinrich Vornweg, ein häufiger Gesprächspartner von Heinrich Böll in den 70er und den frühen 80er Jahren, im ersten Kapitel auf die experimentellen Darstellungsmittel im Roman hinweist, die das Pauschalbild des einfachen Realisten Böll revidieren, untersucht der Frankfurter Professor Jeziorkowski die Aufhebung des Gleichgewichts in *Frauen vor Flußlandschaft* zwischen Vordergrund-Realität und Hintergrund-Metaphysik, das gerade in den frühen Werken des Autors wie *Wo warst, du Adam*? typisch war. Das nächste Kapitel, von Hardy Friedrichsmeyer geschrieben, greift Themen auf, die das Oeuvre durchdringen, und die den Schriftsteller durch seine vielzitierten *Frankfurter Vorlesungen* erläutern: die Suche nach Heimat und Sprache nach deren Zerstörung durch die verbrecherische Hitler-Diktatur. Dieser Beitrag widmet sich auch den erzählerischen Mitteln und bietet ergiebige Gedanken zum Verhältnis zwischen Humor und Trauer im Roman.

In den beiden darauffolgenden Aufsätzen geht es um die Dimensionen und Eigenschaften der Macht, die im Roman sichtbar werden. Der Ansatz von Conards durchweg interessantem Beitrag ist schon in seinem Titel angelegt: *Der Roman als eine Kritik der bürgerlichen Demokratie*. Balzer, der eine anregende und überzeugende *Lektüre nach Barschel* liefert, zeigt inwieweit Bölls Darstellung der politischen Machenschaften mit der Zeit relevanter wird. Im zweiten Teil seiner Untersuchung verfährt er textarchäologisch und stellt dabei die These auf, daß die Brüche und Schwächen der Romanchronologie sechs verschiedene Arbeitsstufen erkennbar lassen, die auf das Jahr 1976 zurückgehen. Es wäre interessant, diese These anhand der Notizen in den Arbeitsheften des Autors zu prüfen, die im Nachlaß aufgehoben sind.

Für Bernhard, der in dem vorletzten Aufsatz eine vorzügliche Analyse der Rezeption des Romans in der bundesdeutschen Literaturkritik bietet, ist der Roman „eine poetische summa", die Zusammenfassung einer lebenslangen Auseinandersetzung mit der Problematik Liebe und Macht. Die Reihe der Beiträge wird mit einer 44 Seiten umfassenden, vom Herausgeber verfaßten sehr kenntnisreichen Untersuchung geschlossen. Die eingangs erwähnte besondere Herausforderung der Form des Romans wird hier Gegenstand einer detaillierten Analyse, wodurch Bernáth die Spannung zwischen den dramatischen, erzählerischen und lyrischen Elementen aufspürt. Er behauptet, daß gerade das lyrische Element für die auch von ihm konstatierte Unschärfe, für den Realitätsschwund, für den Stilwechsel und für die Abschiedsstimmung verantwortlich ist.

Diesem Sammelband gelingt es auf eine hervorragende Art und Weise, die Aktualität des ästhetischen Anspruchs Bölls und seiner kritischen Zeitgenossenschaft deutlich zu machen. Dem Herausgeber ist zu danken, daß er eine solch hochkarätige Reihe von Böll-Experten zusammenstellen konnte. Zu bemängeln ist lediglich die Tatsache, daß es sich scheinbar keine Germanisten oder besser Germanistinnen finden ließen, die zweifelsohne weitere Anregungen zur neuen Lektüre der *Frauen vor Flußlandschaft* geboten hätten.

Frank Finlay
(Bradford)

Koch, Hans-Gerd (Hrsg.): *„Als Kafka mir entgegenkam ...".* Erinnerungen an Franz Kafka. — Berlin: Verlag Klaus Wagenbach 1995. 208 S.

Kafkas Werk scheint die Autor-Persönlichkeit mehr zu verhüllen als zu einer Klärung beizutragen, deshalb formte sich nach dem Tode des Dichters allmählich das Bild vom introvertierten, unter der Last des Alltags leidenden mystischen Autors heraus, der Seher einer absurden, von namenloser Bürokratie gelenkten Welt war. Diese stereotype Fiktion ist bis heute noch geläufig. Und daran können selbst die mit wissenschaftlicher Akribie verfaßten Biographien wenig ändern. Überraschend wirkt allerdings, daß sich die verstreut erschienenen Berichte der Zeitgenossen über Kafka nur schwerlich mit obigem Porträt vereinbaren lassen.

Dank Hans-Gerd Koch, dem Herausgeber des vorliegenden Sammelbandes, wird das Augenmerk aus verschiedenen Perspektiven auf das vermißte Persönliche gerichtet. Demzufolge wird dieser introvertierte Dichter endlich nicht bloß als Hunger-, sondern auch als Lebenskünstler, d.h. zugleich -genießer dargestellt. Freunde und Freundinnen — unter ihnen die Lebensgefährtin Dora Diamant —, Schulkameraden, Kollegen, sein damaliger Verleger, der Anarchist Michael Mares, sein Rezitator Ludwig Hardt, bis hin zu einer damals halbwüchsigen „Fahrstuhlmitfahrerin" aus der Nachbarschaft erinnern sich an ihn. „Einander widersprechend, ergänzend oder korrigierend vermögen sie aber am Ende doch alle — getreu dem Kafka-Wort, daß nur im Chor eine gewisse Wahrheit liegt — ein annähernd authentisches Bild zu liefern." — wie es in der Vorbemerkung betont wird.

Die einzelnen Artikel bzw. Aussagen sind also überhaupt nicht auf wissenschaftliche Exaktheit ausgerichtet; ihre Originalität besteht gerade darin, daß in ihnen vor allem lebhafte „Kafka-Geschichten" erzählt werden. (Daneben wirken die kompakten Lebenswerk-Interpretationen, etwa in zwei Absätzen zusammengefaßt, eher befrem-

dend; sie enthalten nämlich die meisten Stereotypien.) Daß sich die Ereignisse um Kafka hin und wieder nur schwer in Erinnerung rufen lassen, ist kein Wunder; die Rückschau erfolgt ja meistens aus mehr als 20 Jahren Entfernung. Die dadurch eintretende Unsicherheiten berühren allerdings nicht die entscheidendsten Fragen der Kafka-Forschung: ob der Autor musikalisch oder unmusikalisch, ob er bereits zur Gymnasialzeit oder erst danach mit dem Zionismus vertraut war, usw. Die Widersprüche werden dann von seiten der Literaturwissenschaft vom Herausgeber in den Fußnoten aufgelöst. Das reiche Bildmaterial dient nicht nur der Illustration dieses auch typographisch anspruchsvollen Buches, sondern als Beleg zur Korrektur des konventionellen Kafka-Bildes.

Ein vielleicht vom Herausgeber überhaupt nicht beabsichtigtes Verdienst dieses Buches ist, daß es auch Einzelheiten des pulsierenden Kulturlebens in Prag zur Zeit der Jahrhundertwende schildert. Folglich lohnt es sich allein schon wegen der eigentümlichen Anekdote über Else Lasker-Schüler und Kafka dieses Buch zu lesen.

Das Buch enthält nur Beiträge, die in Buchform bisher noch nicht erschienen sind; eine Ausnahme bilden die Studien von Gustav Janouch und Max Brod. Die Reihenfolge der Texte ist nach Kafkas Lebenslauf ausgerichtet, wiederum mit zwei Ausnahmen: Eröffnet wird der Band mit der Würdigung von Felix Weltsch, einem Freund. Am Ende steht die Erinnerung Max Brods, der wohl am meisten zur Verbreitung des kafkaschen Werkes beigetragen hat.

László Klemm
(Veszprém)

Rüdiger Krohn – Wulf-Otto Dreeßen (Hrsg.): *„Da hoeret ouch geloube zuo.“* Überlieferungs- und Echtheitsfragen zum Minnesang. — Stuttgart, Leipzig: Hirzel 1995. 209. S.

Die Herausgeber des Bandes Rüdiger Krohn (Chemnitz/Zwickau) und Wulf-Otto Dreeßen (Stuttgart) stellen Beiträge über die Überlieferungs- und Echtheitsfragen zum Minnesang dar, von denen die meisten auf einem Symposion an der Universität Stuttgart aus Anlaß des 65. Geburtstages von Günther Schweikle vorgestellt wurden. Günther Schweikle hat eine besondere Beziehung zu den in dem Band behandelten Themen: Er hat hinsichtlich des kritischen Umgangs mit mittelalterlicher Lyrik und der entsprechenden Berücksichtigung ihrer Überlieferung bahnbrechend gewirkt.

Der Band beinhaltet eine Vielfalt von Studien, die auf den Werken des *Minnesangs Frühling* von Karl Lachmann und Moriz Haupt (Leipzig 1857) bzw. in der neu bearbeiteten Auflage von Carl von Kraus (Leipzig 1940) beruhen und in denen die jüngeren Tendenzen der Minnesang-Forschung unter die Lupe genommen werden, wobei neue Prinzipien zur Beantwortung der Überlieferungs- und Echtheitsfragen der Minnelieder aufgeführt und von den Autoren des Bandes gefördert werden. Unter den Autoren des Minnesangs Frühlings werden Walther von der Vogelweide, Hartmann von Aue, Reinmar, Neidhart, „Herger“ (Spervogel?) — dessen Name aus einem Liedtext von der Forschung des 19. Jahrhunderts erschlossen wurde — und Ulrich von Baumburg behandelt. Eine Sonderstelle nimmt Gottfried von Straßburg als Minnesänger ein. Minnesang-Florilegien werden im Rappolsteiner Parzifal, im Berner Hausbuch und in der Berliner Tristan-Handschrift „N“ gesucht und gefunden.

Von den einzelnen Autoren des Bandes werden u.a. durch die Werke der vorher erwähnten Minnesänger neue Kriterien und Lösungsversuche der Problematik vorgeschlagen. Wenn man sich mit solchen Fragen beschäftigt, stößt man schon wegen der wahren Deutung historischer Sachverhalte auf das Problem des Argumentierens: Möglichst nur die Bereiche der philologischen Detailforschung müssen ausgewählt werden, die noch am ehesten intersubjektiv nachvollziehbare und in gewisser Weise auch nachprüfbare Argumente für die Echtheitskritik liefern. Überlieferungs- und Echtheitsfragen setzen einander voraus, wie es sich bei der Behandlung der aufgetauchten Probleme im folgenden zeigt. Die heutigen Liedersammlungen wurden aus den Aufzeichnungen einzelner Lieder zusammengestellt, wobei diese Einzelaufzeichnungen als Grundlage weiterer Vorträge und Abschriften bzw. Umarbeitungen dienen konnten. Manchmal entstanden dadurch Textvarianten und Fassungsvarianten der mehrfach überlieferten Lieder -- mal durch das simple Abschreiben, mal durch die Kompilatorarbeit oder eben durch das gegenseitige Geben und Nehmen einerseits unter den Autoren und andererseits mit den Vortragskünstlern. Dabei ergeben sich bereits die Autorenfragen und in Verbindung damit die Anwendungsmöglichkeiten des Einheitlichkeits-Prinzips eines Autoren-Oeuvres. Die überlieferten Namen (Autornamen) dieser literarischen Epoche stehen ja in der Regel in keinem Lebenszusammenhang wie Namen in Urkunden, Annalen usw. Sie sind eher Bild- bzw. Textüberschriften oder Einträge in Inhaltsverzeichnissen von Handschriften, daher sind sie also nur als Etiketten oder als Zuschreibung durch die Tradition zu werten. Werk und Autor sind aber eng aufeinander bezogen, Texte verweisen auf ihre Verfasser und umgekehrt. Die Zuschreibungen eines Liedes zu einem bestimmten Autor in der handschriftlichen Überlieferung oder Mehrfachüberlieferung unter einem Namen oder die Zuschreibung eines Liedes zu einem Dichter durch einen anderen Autor können Kriterien für die Echtheit des Liedes sein, abgesehen davon, daß diese Namen auch als Abgrenzung und Klassifizierung, aber auch als Konservierung von Texten in der literaturwissenschaftlichen Tradition dienen. Die Zuschreibung kann auch durch die Argumente stilistischer Übereinstimmung und formaler Ähnlichkeit des bestimmten Liedes mit „sicheren“ Liedern des Autors gestützt werden, deren Zugehörigkeit zum Oeuvre des Autors nicht bezweifelt wird. Dabei darf auch nicht außer Acht gelassen werden, daß der Minnesang Variationskunst ist, d.h. er bedient sich weitgehend aus einem Repertoire einmal gefundener Inhalts-, Stil- und Formenelemente, die allen an dieser Kunst Beteiligten zugänglich sind. Bei manchen Autoren kann man zwar Vorlieben und Tendenzen für bestimmte Elemente aus dem Repertoire erkennen, aber diese Vorlieben und Tendenzen ergeben sich immer nur aus dem Werkganzen. Bei der Untersuchung der Echtheit der Minnelieder gehen aber oft subjektive Geschmacksurteile und noch objektive Deskription von Textphänomenen aufgrund der aufgestellten Kriterien ineinander über. Die Autoren dieses Bandes üben gerade in der Hinsicht der Vermischung von subjektiven und objektiven Urteilen bei der Beantwortung von Authentizitätsfragen anhand der hier untersuchten Lieder Kritik.

Das Hauptanliegen dieser Studien erscheint darin, daß man sich durch die Hilfe der in diesem Band vorgestellten Beiträge mit Problemen der Überlieferungs- und Echtheitsfragen der Minnesang-Epoche auseinandersetzt, daß man im Zusammenhang damit neue Lösungsvorschläge kennenlernt. Außerdem wird die Aufmerksamkeit darauf gerichtet, daß die Literaturwissenschaft in *Des Minnesangs Frühling* vieles neu bearbeiten und bewerten muß.

Tünde Radek
(Veszprém)

Halina Ludorowska: *Christa Wolf*. Das Leben im Tagebuch. — Lublin: Wydawnictwo Universytetu Marii Curie-Sklodowskiej 1996. 125 S.

Neben dem vor kurzem verstorbenen Heiner Müller steht unter allen ehemaligen DDR-Autoren ohne Zweifel das bisherige Lebenswerk der Schriftstellerin Christa Wolf im Mittelpunkt des literarkritischen Interesses. Diese Behauptung gilt nicht nur für den deutschen Sprachbereich, sondern auch für das Ausland. Eine unlängst erschienene Bibliographie der sehr umfangreichen Sekundärliteratur über ihr bisheriges Schaffen ist einer der besten Beweise dafür. Das trotz bescheidenen Umfangs sehr inhaltsreiche Büchlein der polnischen Verfasserin untersucht die bisherigen Leistungen der Schriftstellerin unter einem speziellen Aspekt, der Verflechtung von Alltagsleben und belletristischem Text. Somit rückt mit Recht das Tagebuch als vorherrschende „Gattung" bzw. als Vorstufe, ja nicht selten als „Rohmaterial" für weitere Bearbeitungen in den Mittelpunkt der Analyse.

Aus den Untersuchungen der Verfasserin geht im einleitenden Teil hervor, daß das Tagebuch in den vergangenen Jahrzehnten in der Tendenz, auf Zeitereignisse, auf Äußerungen von zeitgenössischen Autoren, ja auch auf eigenes Verhalten, auf frühere Taten und/oder Versäumnisse, auf das „Tun und Lassen" des Alltags, zu einem beliebten Verfahren von Dichtern und Schriftstellern geworden ist. Es stößt auch auf immer größeres Interesse bei den Lesern. Der unterschiedliche Grad von Tatsachenberichten, eigenes Verhalten und Fiktionalität beherrscht in immer größerem Maße die Literatur unserer Zeit. Auf überzeugende Weise führt Ludorowska vor, auf welche Vorbilder sich Christa Wolf in ihrer Tätigkeit beziehen kann/konnte und auf welche Weise sie, diesen Vorbildern, u.a. auch einem Goethe oder Thomas Mann (siehe dazu u.a. ihre Lesung im Lübecker Theater über *Begegnung mit Thomas Mann in Santa Monica 1992/93*) würdig geworden, ihren eigenen Weg — trotz tiefgreifender äußerer Veränderungen und davon begleiteter Anfeindungen und innerer Erschütterungen — konsequent fortsetzt.

Der Versuch, die Kindheitsgeschichten von Christa Wolf von seiten der literarischen Gattungsebene zu erfassen, wirkt überzeugend: es sind — laut Ausführungen im Buch — eigentlich Kurzgeschichten, die sich, dem allgemeinen Trend der deutschen Nachkriegsliteratur entsprechend und von der vorherrschenden Gattung der früheren „deutschen Novelle" abweichend, der von Übersee nach dem Zweiten Weltkrieg „importierten" short story annähern, die bei Christa Wolf jedoch einen pointeartigen Ausklang, d.h. eine spezielle, eine persönliche Note erhalten. Auf ähnliche Weise finde ich sehr beachtenswert die zahlreichen Hinweise auf konkrete literarische und auch außerliterarische Belege einer von Christa Wolf angewendeten Intertextualität. Anstatt theoretischer Allgemeinheiten wird uns an praktischen Beispielen bzw. konkreten Fakten vorgeführt, wie, auf wen bzw. was und auf welche Weise im Text reflektiert wird. Dieses Verfahren setzt jedenfalls eine erstaunlich breite Belesenheit der Verfasserin voraus. Die im Anhang verzeichnete Primär- und Sekundärliteratur bestätigt dies auf überzeugende Weise.

Antal Mádl
(Budapest)

Donald A. Prater: *Thomas Mann. Deutscher und Weltbürger*. Eine Biographie. Aus dem Englischen von Fred Wagner. — München, Wien: Carl Hansen Verlag 1995.

Der Verfasser des Buches, ein Übersetzer und Germanist aus London, veränderte den Titel des Originals „*Thomas Mann. A Life.*" zu „*Thomas Mann. Deutscher und Weltbürger.*" Diese Veränderung ist berechtigt, denn — wie bekannt — strebte der alte Thomas Mann nach einer Weltföderation, wo sich die Solidarität der Nationen im Zeichen des Friedens verwirklichen kann. Er hielt sich selbst für einen Repräsentanten des Deutschtums, auch wenn das eher mit einem Schamgefühl als mit Stolz verbunden war. Er ist als Deutscher geboren, aber seine Weltbürgerschaft, eine bewußte Entscheidung, eine Verpflichtung für die Ganzheit des Menschentums, für die Humanismusidee mußte er sich durch seine Werke erkämpfen. Donald A. Prater führt verschiedene Aspekte zusammen, die bisher nur vereinzelt behandelt wurden. Aus Tagebüchern, Briefen, Aufzeichnungen von Familienmitgliedern, Zeitschriftenkritiken entfaltet sich sein Schicksal, ein gesamtes Lebenswerk in seinem Entstehungsprozeß. Prater berichtet, informiert, ohne unbedingt den Leser überzeugen zu wollen; die Deutung und Wertung von Taten und Werken wird dem Rezipienten überlassen, nur gelegentlich ist eine durch leichte Kritik gefärbte subjektive Meinungsäußerung zu spüren. Der Schriftsteller erscheint nicht nur als Künstlergenie, sondern vor allem als Mensch mit sämtlichen Schwächen und Meriten seines irdischen Wesens. Dazu liefern die Tagebücher die meisten und besten Dokumente; zahlreiche Zitatstellen sorgen für das Zustandekommen der persöhnlichen Begegnungen zwischen den Lesern und dem Autor. Das Werk schildert den Kampf Manns um Anerkennung: die jugendlichen Gehversuche, der Durchbruch mit den *Buddenbrooks* und schließlich das Ringen mit sich selbst und der literarischen Elite um den Dichterberuf. Die Begrüßung des Ersten Weltkrieges und die damit verbundene Auseinandersetzung mit dem Bruder Heinrich erfährt eine nachträgliche Korrektion — wie Prater das mit reichlichem Material belegt — und findet ihren Niederschlag im *Zauberberg*. Statt einer kontemplativen Haltung von Hans Castorp übt er eine scharfe Kritik am nationalsozialistischen Fanatismus, was ihn schließlich in die Emigration, in die nachbarliche Schweiz trieb und von dort in die Geborgenheit Amerikas. Hier wird er zum aktiven antifaschistischen Kämpfer und zum eigentlichen Weltbürger. Aber die Niederlassung auf amerikanischem Boden erwies sich wieder nicht definitiv, die Angriffe wegen einer angeblichen Untreue gegen die ‚amerikanischen Ideen' konnte er ignorieren, und die Manns kehrten in ihre „schweizerische Heimat" zurück. Prater berichtet auf Grund von noch weitgehend unbekanntem Material mit erstaunlicher Offenheit über diese Zeit. Er arbeitet mit der Gründlichkeit eines Archäologen, und legt Schicht für Schicht den Fund frei. Wesentlich stärker als sonst in der Fachliteratur wird von Prater Thomas Mann als „literarischer Geschäftsmann" vorgeführt, ein wohlhabender, praktisch denkender, der die finanziellen Aspekte, in denen er die Gewähr seiner luxuriösen Lebensweise sah, nie außer Acht ließ. Die homoerotische Neigung wird von dem Biographen mit feiner Diskretion behandelt, d.h. keinesfalls ignoriert, um so weniger darin eine Sensation suchend; er durchschaut die Komplexität des Problems vielmehr als manche Sensationshascher der vergangenen Jahre. Praters gewissenhafte und gründliche Arbeit ermöglicht dem Leser, durch wertvolle Informationen seine Kenntnisse in dem Mannschen Lebenswerk reichlich erweitern zu können. Diese ausgewogene Thomas-Mann-Biographie verspricht eine Bereicherung für die Kenner des dichterischen Lebenswerkes, und gleichzeitig eine stabile Erstorientierung für Stu-

denten. Wer den großen deutschen Erzähler unserer ersten Jahrhunderthälfte kennenlernen will, darf dieses Werk keinesfalls übersehen.

Katalin Folly
(Veszprém)

Publikationen über südosteuropäische Regionalliteraturen

Die deutschen Regionalliteraturen aus Südosteuropa scheinen ihren angebrachten Platz zwischen den germanistischen Forschungsthemen eingenommen zu haben. Diese Feststellung kann zumindest aus der Buchproduktion der letzten Jahre getroffen werden. Die vertiefte Beschäftigung mit diesem, seit dem zweiten Weltkrieg vernachläßigten Forschungsgegenstand, sowie durch die politische Wende begünstigte Zusammenarbeit der Germanisten aus dem Westen und Osten bringen jetzt ihre Früchte. Neue Kräfte sind merkbar, die die schweren Bürden der Geschichte allmählich zur Geschichte, zur Literaturgeschichte umwandeln.

Am leichtesten kann man diesen Umbruch an dem zweibändigen, groß angelegten Werk des Südostdeutschen Kulturwerks merken (*Die Deutschen in Ostmittel- und Südosteuropa.* Geschichte, Wirtschaft, Recht, Sprache. 2 Bände. Hrsg. von Gerhard Grimm und Krista Zach. München: Südostdeutsches Kulturwerk 1995 und 1996. Reihe B: Wissenschaftliche Arbeiten. Band 53 und 73. 327 bzw. 251 S.), das die vor zehn Jahren entstandenen Aufsätze sammelt. In dem repräsentativ betitelten Buch wurden vorwiegend historische Beiträge über die Entstehung, Entwicklung und Zukunft sowie über die Forschungsmethoden der Siedlungsgebiete im Südosten, in Ungarn, in der Zips, in Siebenbürgen, in der Bukowina und in Serbien aufgenommen, die durch ihre hohe wissenschaftliche Qualität das Thema des Deutschen in Osteuropa wieder in das wissenschaftliche Blickfeld bringen wird. Manche Beiträge sind aber auch für die Literaturwissenschaft wichtig, weil sie den modernen Begriffsapparat des Germanisten aus kulturhistorischer Sicht klären oder in Diskussion stellen. Aus diesem Blickwinkel ist hier der Beitrag von Günther Schödl über den Regionalismus hervorzuheben, wo der Autor zu dem Schluß kommt, daß dieser Begriff die historische Entwicklung der Südostdeutschen nicht exakt genug beschreibt. Trotz seinen gut fundierten Argumenten hat sich in der Literaturwissenschaft der Begriff des Regionalen als Abgrenzung zum Binnendeutschen durchgesetzt, wahrscheinlich weil kein besserer Terminus technicus gefunden worden ist. Jedenfalls ist es besonders wichtig, daß der Begriff wieder in die wissenschaftliche Diskussion eingebracht wird, wie auch der von der „Sprachinsel" im Beitrag von Helmut Protze. Der Autor nimmt keine Neudefinition vor, er bleibt bei der altbewährten Auffassung der Sprachinsel als gesamte Lebensäußerung einer vom Mutterland abgetrennten und isoliert existierenden sprachlichen und kulturellen Entität, obwohl in den letzten Jahren die Modewörter Inter-, Multi- und Plurikulturalität diesen Begriff etwas ins Wanken gebracht haben, da sie die Unmöglichkeit und die Inhumanität einer isolierten Existenz verkündeten. Jedoch bleibt offen, ob der Beitrag auf die „Multikultiwelle" reagieren möchte, aber das neuere Erscheinungsdatum des Buches spricht doch eher für die traditionelle Auffassung. Drittens ist der Beitrag von Gerhard Seewann hervorzuheben, der darin nach den adäquaten Methoden der Zeitgeschichtsschreibung sucht. Das Interview wird als solches angegeben, weil es Informationen vermittelt, die aus anderen Quellen nicht zu entnehmen seien. Es handelt sich hier um Gefühlszusammenhänge, Motivationen, Menschenschicksale, also um solche „Daten", die ansonsten der Literatur zueigen sind. Auf diese Weise fließen Literaturwissenschaft und Geschichtsschreibung zusammen; das verrät übrigens auch

das Namensregister: trotz des historischen Grundthemas erwähnt das Buch verhältnismäßig viele Literaten, so wird auch von dieser Seite der Wunsch nach einer deutschen Literaturgeschichte Südosteuropas laut.

Die zwei Bände spiegeln die alten Forschungspräferenzen, Strukturen und Themen der Kultur der Südostdeutschen wider, und man merkt, daß die neueren Forschungen nur sehr bedingt koordiniert sind. Die Herausgeber haben ganz offensichtlich alle Gebiete gleichmäßig behandeln wollen, dennoch analysiert die Mehrzahl der Texte die Rumäniendeutschen, und viele theoretisierende Arbeiten untermauern ihre Thesen mit Beispielen aus Siebenbürgen. Daher scheint es notwendig, in naher Zukunft ein Buch ähnlichen Zuschnitts, jedoch mit konsequenter herausgearbeiteten Ergebnissen zu veröffentlichen, damit in der Folge ein Handbuch zu dieser Region vorliegt.

Wie in der Geschichtsschreibung, so bahnt man auch in der Literaturwissenschaft den Weg zu einem umfassenden Werk. Zu den ersten Schritten gehört der Band *Deutsche Sprache und Literatur in Südosteuropa — Archivierung und Dokumentation* (Hrsg. von Anton Schwob und Horst Fassel. München: Südostdeutsches Kulturwerk 1996. Reihe B: Wissenschaftliche Arbeiten, Band 66. 327 S.), der die Beiträge der Tübinger Fachtagung vom 25.-27. Juni 1992 veröffentlicht, dessen literaturwissenschaftlicher Teil über die südostdeutschen Bestände deutscher Bibliotheken, über Archivmaterialien im genannten geographischen Raum und über Forschungsmöglichkeiten und Einzelbeispiele berichtet. Zwei Aufsätze bieten hervorragende, für die wissenschaftliche Forschung grundlegende Zusammenfassungen über zwei umfangreiche Themen. Wolfgang Kessler läßt alle Bibliographien des deutschen Schrifttums in Südosteuropa kritisch Revue passieren, und hat dabei zahlreiche Lücken aufgedeckt, womit gleichzeitig die Arbeit der kommenden Bibliothekarengenaration festlegt ist. Zum Schluß muß aber der Verfasser die bittere Bemerkung machen, daß die fehlende Institutionalisierung des Faches keine besseren Ergebnisse ermöglicht. Aus diesem Band soll zweitens Mária Rózsas Aufsatz hervorgehoben werden, der mit einer positivistischen Genauigkeit die wichtigsten deutschen Presseorgane des historischen Ungarns beschreibt, wo nolens volens auch auf Fehlendes und auf die mangelnden Repertorien hingewiesen wird. Liest man etwa die Berichte über das Gundelsheimer Archiv der Siebenbürger Deutschen oder über das Hermannstädter Staatsarchiv, so spürt man — bei allem Unbehagen — dennoch Freude, weil das Material dieser Institutionen wenigstens gut aufgehoben wird, wenn schon die Kräfte für eine Erschließung scheinbar nicht ausreicht. Auf diese Weise hängt also die Archivistik mit einer qualitativ besseren Literaturgeschichte des Raumes zusammen, diese letztere wird nur nach einer institutionalisierten und in internationaler Kooperation vorgenommenen Grundlagenarbeit der Bibliothekare möglich sein.

Wie schwer und mühsam die bibliothekarische Arbeit, die Sicherung und Sammlung der Daten ohne einer entsprechenden Institutionalisierung bewältigt wird, sieht man sehr deutlich am Beispiel des fünften Bandes (A-C) des *Schriftsteller-Lexikons der Siebenbürger Deutschen.* (Hrsg. von Hermann A. Hienz. Köln, Weimar, Wien: Böhlau 1995. Schriften zur Landeskunde Siebenbürgens. Bd. 7/V.) Dieses Lexikon wurde 1868 von Joseph Trausch gegründet, dann 1902 von Friedrich Schuller ergänzt und neu ediert. Seit diesem Zeitpunkt hinkt dann das Lexikon der Literatur und den Ereignissen nach, sehr pauschal könnte man sagen, in dreißig-vierzig Jahren werden die Daten einer Zeitspanne von zehn Jahren gesammelt und geordnet, womit die Kluft zwischen der aufgearbeiteten Periode und Jahr der Fertigstellung ins Tragische wächst. In diesem neuen Band wurden nur Schriftsteller von A bis C bis zum Geburtsjahr 1915 aufgenommen. Erfreulich ist es aber, daß die Systematik der modernen Anforderungen entspricht, die Datensammlung strebt eine Vollständigkeit bis zu den neuesten Publikationen an, und daß die Drucklegung der weiteren Ergänzungsbände in absehbarer Zeit folgen wird.

Die Schwierigkeiten der wissenschaftlichen Arbeit sind aber nicht nur von organisatorischer Natur, sondern — wie das im historischen Teil des Bandes *Die Deutschen in Ostmittel- und Südosteuropa* dokumentiert wird — auch vom politisch-historischen Charakter: Die Last der Vergangenheit ist nicht überall bewältigt worden. Auch dann, wenn die Literatur heute als eine ästhetische Erscheinung gesehen wird, müssen wir in manchen Fällen die uns auferlegten politisch-historischen Aufgaben wahrnehmen und sie beantworten, damit der Literatur Gerechtigkeit widerfahren lassen wird. Die Neuerscheinung des für diese Aufgabe engagierten **Südostdeutschen Kulturwerks** bearbeitet einen solchen Fall: Anastasius Grün, der Vormärz-Dichter der damals zweisprachigen Region Sloweniens vertrat in einer Zeit des Umbruchs zuerst eine liberale, später dann aber eine konservative Richtung, womit er die negative Beurteilung des slawischen Nachbarvolkes herausrief. Man nannte ihn den Feind par excellence, indem sein (inzwischen verblaßter) Ruhm in Österreich nichts einbüßte. Diese Kluft zu überbrücken und die literaturwissenschaftliche Diskussion über ihn anzuregen bestrebt der von Anton Janko und Anton Schwob herausgegebene Band *Anastasius Grün und die politische Dichtung Österreichs in der Zeit des Vormärz.* (Internationales Symposion Laibach/Ljubljana 3.-6. November 1994. Hrsg. von Anton Janko und Anton Schwob unter Mitarbeit von Carla Carnevale. — München: Südostdeutsches Kulturwerk 1995. Wissenschaftliche Arbeiten. Bd. 68. 231 S.) Die Diskussion über A. Grün wurde bisher immer in der jeweiligen Landessprache geführt, jetzt sind aber die Literaturwissenschaftler gemeinsam mit gemeinsamen Zielen aufgetreten: Der Band bringt Beiträge, die die Bedeutung des Dichters aus slowenischer und aus deutscher Sicht beurteilen. Grün hat slowenische Volkslieder übersetzt, war ein Freund von France Prešeren, wurde aber durch sein Benehmen und durch seine Rolle im Jahre 1848 negativ beurteilt. Für die deutsche Literatur war er ein Bahnbrecher des Vormärz, seine Wirkung im Karpathenraum war (bis heute) ungeahnt stark, später wurde er dann zu einem Zeugen des Zeitkolorits herabgestuft. Der Band ist eine Bestandsaufnahme, enthält kritische Reflexionen zur vorhandenen Sekundärliteratur und möchte darauf hinweisen, daß der Zugang zu den Quellen, Grüns Briefwechsel und überhaupt die historisch-kritische Werkausgabe fehlen. Manche Aufsätze tragen durch die Analyse paralleler Lebenswege zur besseren Kenntnis der Literatur der Region bei, wie der ausgezeichnete Aufsatz über den Schriftsteller Leopold Kordesch (von Mira Miladinovic-Zalaznik) oder über die jüdischen Literaten der Zeit (Péter Varga). Es bleibt nur zu hoffen, daß der Band Impulse zu manchen Dissertationen geben wird.

In den letzten zwei Jahren sind auch die Forschungsergebnisse jüngerer Autoren herausgegeben worden, die die Kontinuität der Forschung sichern werden. Claire de Oliveira veröffentlichte ihre Dissertation über die zeitgenössische rumäniendeutsche Lyrik (*La poésie allemande de Roumanie. Entre hétéronomie et dissidence 1944-1990.* — Bern: Peter Lang 1995. Collection Contacts, Serie III — Etudes et documents. Bd. 32. 375 S.) Da dieses umfangreiche Buch in französicher Sprache geschrieben worden ist, und der Autor dieser Zeilen ebenfalls ein Buch über dieses Thema verfaßte, allerdings auf ungarisch, so entsteht die seltene Situation, daß eine relativ kleine Literatur, getragen von etwa zweihunderttausend Menschen, vor eine breitere, internationale Öffentlichkeit getreten ist. Aus den fehlenden Vorkenntnissen dieser internationalen Öffentlichkeit ergibt sich auch das Dilemma des besprochenen Buches von de Oliveira: Die Verfasserin möchte die Geschichte der Rumäniendeutschen zusammenfassen, um überhaupt das Thema verständlich zu machen, und füllt damit gleich hundert Seiten zum Nachteil des maßgebenden literaturwissenschaftlichen Teils. Die historische Einführung bietet ansonsten eine gute Zusammenfassung, die kleineren Sachfehler gehen wahrscheinlich auf die in den Weltsprachen zugänglichen, wegen des rumänisch-ungarischen Historikerstreits divergierenden Veröffentlichungen zurück, so z.B. daß die landnehmenden Ungarn Pannonien, einen Teil des ehemaligen Daziens

eroberten, und unmittelbar danach festigten sie ihre Ostgrenzen gegen die Türkengefahr (S. 59) mit deutschen Kolonisten. Die historischen Erklärungen machen ein Drittel des Gesamtumfangs des Buches aus, sie bringen aber auch einen positiven Aspekt in die literaturwissenschaftliche Diskussion ein, weil die tiefen politischen Wurzeln durch die Agitationsfunktion der Dichtung veranschaulicht werden. Dieser Aspekt ist deshalb wichtig, weil der Höhepunkt des Buches mit der Analyse des poetischen Schaffens derjenigen Dichtergruppe erreicht wird, die auch durch ihren Namen, der „Aktionsgruppe Banat" ihre politische Zielsetzung kundgaben.

De Oliveira führt in ihrem Buch eine klassische Analyse durch. Der schon erwähnten langen historischen Einführung folgt ein fragwürdiger Periodisierungsvorschlag, eine mit feinem ästhetischen Sinn verfertigte stilistische Analyse der Haupttendenzen dieser Literatur, die wichtige Ergebnisse bringt und ein Kapitel über die Interkulturalität des geographischen Raumes. Die sehr konsequent aufgebaute, aber doch nicht unbestreitbare Periodisierung behauptet, die unmittelbaren Nachkriegsjahre brächten eine „langsame Renaissance" mit sich: diese These ist für den nichtsahnenden Leser verwirrend, weil in der Einführung nichts vom Schicksal der deutschsprachigen Juden Rumäniens steht, aus deren Reihen nach dem Krieg sehr bedeutende Autoren hervorgetreten sind, die nicht über die Grausamkeiten des Krieges (horreur de la guerre, S. 130) schrieben, sondern über den Holocaust. Deutsche Autoren durften erst nach 1949 veröffentlichen, so kam die wirkliche Renaissance erst nach diesem Zeitpunkt. Die folgenden Etappen der Periodisierung De Oliveiras richten sich eindeutig nach den historisch-politischen Entwicklungsphasen Rumäniens, obwohl die innenpolitischen Ereignisse nur indirekt die literarischen Tendenzen bestimmten. Dies trifft besonders auf die 50er Jahre zu, als die Politik die Literatur sehr stark, auch administrativ, ideologisieren wollte: Diese Periode erscheint im besprochenen Werk als Sowjetisierung und Dogmatismus, was lediglich auf die Äußerlichkeiten zustimmt. Dabei wird die indogene Entwicklung der demokratisch gesinnten, auf bürgerlich-patriotistischen Werte basierenden, ästhetische Ziele anstrebenden Literatur in die Periodisierung nicht einbezogen. Dies erscheint uns deshalb problematisch, weil die kommunistische Ideologie in die Literatur nicht eingegangen ist: Die Handlanger dieser Ideologie (siehe Heinz Stănescu) konnten zwar die Schriftsteller zügeln, sie konnten sie sogar ins Gefängnis schicken (der Schriftstellerprozeß wird hier gar nicht erwähnt!), aber die Werturteile der zweiten Öffentlichkeit konnten sie nicht beeinflussen. Die Studie bringt alle wichtigen Informationen über die Institutionen und Veröffentlichungen dieser kleinen Literatur, sie ist in dieser Hinsicht sogar als Handbuch zu benützen, aber die nicht publizierten, oder nur zwischen den Zeilen vorhandenen Informationen von dieser zweiten Öffentlichkeit wurden nicht aufgenommen. Die Studie erreicht ihren Höhepunkt in der Analyse der stilistischen Formen der offiziellen und der dissidenten Dichtung, in der feinen Beschreibung der Hyperbeln, der Antithesen und der Neudefinition des Engagements, das unter dem Vorwand eines konstruktiven Dialogs die Gedanken der Freiheit trug. Ein bleibendes Verdienst der Arbeit ist die multikulturelle Annäherung an das Thema, die sowohl die Entwicklung der rumänischen Literatur als auch die der ungarischen in der Analyse berücksichtigt, und auf diese Weise die Verflechtungen der Kulturprozesse scharfsinnig aufspürt, womit die Autorin bewußt ein Beispiel gegen die einseitige Analyse liefern möchte.

Aus der reichen Buchproduktion ist auch die Doktorarbeit von René Kegelmann hervorzuheben: *„An den Grenzen des Nichts, dieser Sprache ..." Zur Situation rumäniendeutscher Literatur der achtziger Jahre in der Bundesrepublik Deutschland* (Bielefeld: Aisthesis 1995. 231 S.) Der Autor setzt quasi die Arbeit von De Oliveira fort, er untersucht die Etablierung der in die BRD ausgewanderten Schriftsteller der Aktionsgruppe Banat, wobei auch Autoren in die Analyse mit einbezogen werden, die nur sehr lose Kontakte zur Gruppe pflegten, oder nur von der Kritik dazugerechnet worden

sind. Die Arbeit vereinigt Dokumentation und literaturwissenschaftliche Analyse: das erste Mal werden hier die Quellen der Gruppe und des Prozesses gesammelt und ausgewertet. Der analytische Teil des Buches möchte durch Einzeluntersuchungen die theoretische und terminologische Frage beantworten, ob man in Deutschland weiterhin über eine rumäniendeutsche Literatur sprechen kann, ob die Autoren nicht schlicht und einfach als deutsche Schriftsteller einzuordenen sind. Durch spitzfindige Beobachtungen, feine Werkanalysen und genaue Sach- und Hintergrundkenntnisse beweist der Verfasser der Studie, daß die westdeutsche Literaturkritik in den 80er Jahren einen grundsätzlichen Fehler gemacht hat, indem sie diese Autoren als eine Gruppe rumäniendeutsche Schriftsteller behandelte, weil sie damit ihre individuellen Züge verwischte. Die Werke von R. Wagner, H. Müller, K. Henschel, obwohl schon in der BRD entstanden, sind einerseits weiterhin von rumäniendeutscher Prägung, auch wenn das von den Autoren selbst verleugnet wird, andereseits aber reflektieren sie die neue, nicht immer bewältigte Lebenssituation dieser Autoren. Als Anmerkung zu dieser Schlußfolgerung soll hinzugefügt werden, daß die Verwendung des Begriffs „rumäniendeutscher Autor" auf die ausgewanderten Autoren verwirrend wirken kann, weil er eine ständige und feste Anbindung an die rumäniendeutsche Minderheit suggeriert. In der Tat haben sich diese Autoren von Rumänien und von der deutschen Minderheit losgelöst, ihren Schreibstil kann man aus den Problemen der 70er Jahre und nicht aus den aktuellen ableiten. Es liegt aber noch kein besserer Terminus vor.

Die rumäniendeutsche Literatur monopolisiert aber die Interessen der Forscher nicht: Ingmar Brantsch, der Kölner Germanist veröffentlichte 11 Kurzporträts in dem kleinen Büchlein *Das Leben der Ungarndeutschen nach dem Zweiten Weltkrieg im Spiegel ihrer Dichtung* (Wien: Österreichische Landsmannschaft 1995. Eckartschriften Heft 134. 116 S.). Der Leser erfährt aber wenig vom realen Leben und von den Problemen der Ungarndeutschen, außer der Sprachkrise und Vertreibung wird kaum etwas Nennenswertes mitgeteilt. Der Autor nimmt keine im engeren Sinne aufgefaßte literatursoziologische Untersuchung vor, er bietet eigentlich mehr als nur literarische und statistische Fakten; im Rahmen der Einzelporträts geht er den Entwicklungsweg der Autoren und auch den der ungarndeutschen Literatur nach. Das Bändchen ist somit der erste Pseudo-Versuch einer kleinen Literaturgeschichte der Ungarndeutschen, obwohl literarischen Tendenzen nicht detailliert beschrieben, und keine Abstraktionen vorgenommen werden. Brantsch verknüpft durch einen ungebundenen Ton Biographisches mit den Werkanalysen, erzählt Anekdoten, an gut ausgewählten Stellen rekurriert er auch auf die Fachliteratur. Sein nicht offizieller Stil, der wohlwollende Ton fördert die nicht immer hohe ästhetische Werte aufzeigende Literatur, die eben deshalb sehr oft getadelt wurde und noch keinen richtigen Eingang in den binnendeutschen Literaturbetrieb gefunden hat. Die Ungebundenheit des Verfassers führt manchmal zu kleinen Fehlern, der Essay über Márton Kalász wurde zum Beispiel nicht beendet, einige von den sonst sehr guten Parallelen mit der ungarischen Literatur werden nur anhand des gleichen Lebenswegs und nicht anhand der ähnlichen ästhetischen und stilistischen Gemeinsamkeiten erstellt. Alles in allem kann man behaupten, daß das Büchlein erreicht, was in diesem Rahmen und was aufgrund der bisherigen Forschungsergebnisse erreichbar ist, denn es wird von den Vorläufern und Idealen dieser Literatur, von Lenau und Heine, bis zur zeitgenössischen Literatur ein Bogen gespannt.

Wenn auch die Erforschung der ungarndeutschen Literatur nicht besonders stark angetrieben wurde, ist wenigstens das Vorbild dieser Literatur (besser gesagt das Vorbild der meisten Vertreter dieser Literatur), Nikolaus Lenau in der höchsten Form philologischer Arbeit geehrt worden. Die Veröffentlichung des zweiten Bandes der historisch-kritischen Ausgabe (*Nikolaus Lenau: Werke und Briefe. Band 2. Neuere Gedichte und lyrische Nachlese*. Hrsg. Antal Mádl. — Wien: Deuticke, Klett-Cotta 1995. Historisch-kritische Gesamtausgabe. 916 S.) führt jetzt die Erschließung des

lyrischen Schaffens des unruhigen Poets aus Csatád zu Ende. Die Voraussetzungen der Herausgabe dieses philologischen Grundwerkes waren alles andere als die üblichen und angewohnten Bedingungen der Bearbeitung der südosteuropäischen Literaturen: Lenau gehört zum Kanon der deutschen Literatur, viele bedeutende Forscher arbeiten über ihn, und deswegen konnte man vom vornherein mit vielen Ergebnissen rechnen. Nach der jahrzehntelangen Beschäftigung des Herausgebers mit dem Lenauschen Oeuvre entstand jetzt nicht nur ein Standardwerk, sondern es kamen auch Überraschungen zur Tageslicht: bisher unveröffentlichte und nicht bekannte Texte wurden jetzt das erste Mal abgedruckt. Wahrscheinlich werden uns die geplanten Bände der Edition mit weiteren Überraschungen bescheren.

András Balogh
(Budapest)

Joseph P. Strelka (Hrsg.): *„Für all, was Menschen je erfahren, ein Bild, ein Wort und auch das Ziel."* Beiträge zu Grillparzers Werk. — Bern: Lang 1995. (New Yorker Beiträge zur österreichischen Literaturgeschichte; Bd. 2) 291 S.

Der Sammelband enthält 12 Beiträge zu Grillparzers Werk, die Materialien des Symposiums, das im Grillparzer-Jahr 1991 an der Staatsuniversität New York, Albany organisiert wurde. Der Herausgeber empfiehlt uns den Band als eine Sammlung von Aufsätzen über bestimmte Aspekte des Werkes von Grillparzer sowie über seine Beziehungen zu anderen Autoren und Literaturen, in denen zum ersten Mal interessante Fakten und Zusammenhänge aufgezeigt werden, wie etwa Grillparzers Beeinflussung durch Ovid und die Antike, seine musikalischen Versuche oder die sprachkünstlerische und besonders rhythmische Wirkung seiner Lyrik. Joseph P. Strelka stellt in seiner Eröffnungsrede zum Symposium fest, daß das Grillparzer-Jahr 1991 Anlaß zur Bereicherung und Vertiefung des Grillparzerverständnisses.

Der erste Aufsatz (Werner M. Bauer: *Grillparzer und Ovid. Ein Beitrag zur Rezeption der Antike in der Literatur Österreichs,* S. 9-57.) bereitet die erste Enttäuschung. Nach einer kurzen Schilderung der Rezeption der Antike in der Literatur des 18. Jahrhunderts in Deutschland und in Österreich geht Bauer auf Grillparzers Ovidrezeption über, aber er verbleibt leider bei der sorgfältigen Aufzählung der Quellen und der Angabe der entsprechenden Stellen in Grillparzers Werken. Wir erfahren manches über Grillparzers Ovidrezeption nur aus den zitierten Tagebucheintragungen. Es fehlt eine intertextuelle Analyse der zitierten Gedichte und Dramen Grillparzers, die eine Feststellung der Funktion der Ovidzitate bei Grillparzer ermöglichen würde. Klaus Weissenberger versucht, Grillparzers Lyrik vom „Maßstab des Herderschen und Goetheschen Lyrikbegriffs" zu trennen und ihre Eigenart mit Grillparzers Tagebuch konfrontiert hervorzuheben (*Franz Grillparzers Lyrik vor dem Hintergrund seiner Tagebücher*, S. 253-280.).

Fünf Aufsätze tragen zur Interpretation von Grillparzers Dramen bei, darunter zwei interessantere im Bereich der Komparatistik: Ritchie Robertson: *The Failure of Enlightment in Grillparzer's Ein Bruderzwist in Habsburg and Goethe's Die natürliche Tochter* (S. 165-185.) und Robert G. Weigel: *Theatralik und Melodramatik: Zu Franz Grillparzers Des Meeres und der Liebe Wellen und Eugene O'Neills Anna Christie* (S. 231-251.). Die übrigen: Ivan Cvrkal: *Tschechische Themen Grillparzers*, (S. 59-71.); Gerwin Marahrens: *Über Grillparzers Auffassung der Geschichte in seinen theore-*

tischen Reflexionen und seiner dichterischen Praxis (S. 107-136.); Konrad Schaum: *Die Polarität von Seele und Geist in Grillparzers Des Meeres und der Liebe Wellen* (S. 187-209.) bringen methodologisch nichts Neues.

Weitere Beiträge sind der Grillparzerrezeption in Österreich und im Ausland gewidmet. Donald G. Daviaus Aufsatz: *The Rezeption of Franz Grillparzer by Turn-of-the-Century-Writers*, (S. 73-105.) liefert einen interessanten Stoff nicht nur für die Grillparzerforscher, sondern auch für diejenigen, die sich mit Hermann Bahr, Hofmannsthal, Schnitzler, Raoul Auernheimer und Karl Kraus beschäftigen. In Antonín Mišans Aufsatz *Grillparzer, Böhmen und die Tschechen* (S. 137-150.) steht nicht Grillparzers Kunst, sondern das Nationalgefühl der Tschechen im Zentrum. Carl Steiner in seinem Beitrag *Franz Grillparzer and Marie von Ebner-Eschenbach: A Father-Daughter Relationship* (S. 211-229.) und Paul Wimmer in seinem Aufsatz *Grillparzer und die Musik* (S. 281-291.) behandeln selten besprochene Themen der Grillparzerbiographieforschung.

Die Fragen der Rezeptionsforschung dominieren im ganzen Band gegenüber der Analyse und der Interpretation von Grillparzers Werken. Die Beiträge liefern viele Daten und bereichern zwar dadurch das Material der Grillparzerforschung, aber diese Fülle der Daten an und für sich und die Behandlung von eher marginalen Themen reichen zu einer Vertiefung unseres Grillparzerverständnisses kaum aus.

Judit Domány
(Budapest)

BERICHTE, INFORMATIONEN 1996

KÖNYVTÁR
Germanisztikai Intézet
DEBRECENI EGYETEM

Bericht über die erste Jahrestagung der Gesellschaft Ungarischer Germanisten

Die Gesellschaft Ungarischer Germanisten (GUG) hielt ihre erste Tagung in Szeged am 16. 12. 1996 ab. Im Zentralgebäude der József-Attila-Universität sprach der Vorsitzende der Gesellschaft, András Vizkelety, über Ziele und Aufgaben der Gesellschaft, die vorhat, die in Ungarn tätigen Hochschulgermanisten zusammenzufassen. Herr Vizkelety hob drei Gebiete hervor, auf denen die Tätigkeit der Gesellschaft der Entwicklung der ungarischen Germanistik besonders förderlich sein kann. Es gelte, den Informationsaustausch zwischen den einzelnen Zentren der germanistischen Lehren und Forschung in Ungarn zu stärken, um die aktuellen Schwerpunkte einer Zusammenarbeit erkennbar zu machen und gemeinsame Problemlösungen zu ermöglichen. Hauptforen dieser Arbeit sollten die jährlichen Tagungen der Gesellschaft und das *Jahrbuch der ungarischen Germanistik* sein. Die Germanisten dürften ihre Aufgaben nicht isoliert von den Schwesterdisziplinen betrachten. Es wäre daher notwendig, vor allem mit Kollegen einen regelmäßigen Kontakt aufrechtzuhalten, die auf dem Gebiet der Hungarologie, anderer fremdsprachiger Philologien und der allgemeinen und vergleichenden Sprach- und Literaturwissenschaft tätig sind. Um dieses Ziel zu erreichen, sollte die Gesellschaft Verbindung zu den Organisationen dieser Fachbereiche aufnehmen. In Rundtischgesprächen und workshops könnten Fragen von gemeinsamem Interesse behandelt werden. Schließlich seien wir weiterhin bestrebt, Forschung und Lehre im internationalen Rahmen zu betreiben. Die Gesellschaft sollte fähig sein, über die einzelnen Fachkontakte hinaus die ungarische Germanistik in ihren allgemeinen Anliegen zu vertreten und sie auch auf dieser Ebene in den internationalen Austausch einzubinden. Mittel zu diesem Zweck seien Bibliographien, Datenbanken und Periodika, die die Tätigkeit der ungarischen Germanistik kontinuierlich erfassen und internationale Konferenzen, die die Geschichte, den Stand und die Perspektiven der ungarischen Germanistik zum Thema haben. Ein Beispiel für die zukünftige Arbeit kann die dreibändige Bibliographie von Sándor Komáromi (Rezeption der deutschsprachigen Literatur in Ungarn 1945-1980) sein. Die Gesellschaft begrüßt die bibliographische Leistung von Mária Rózsa, die ab 1992 die jährliche Produktion der ungarischen Germanistik für das *Jahrbuch* erfaßt. Die Gesellschaft solle auch ausländischen Organisationen, die in einem internationalen oder länderspezifischen Rahmen zyklisch oder einmalig die Daten ungarischer Germanisten erfassen wollen, Hilfe leisten. Es müsse auch erwogen werden, Daten über die ungarische Germanistik durch das Internet zugänglich zu machen. In der Diskussion über das Referat des Vorsitzenden wurden spezifische Aspekte des Informationsaustausches diskutiert. Es zeigte sich ein Bedürfnis über Informationen besonders auf dem Gebiet der Diplomarbeiten, der Stipendienpolitik und der Einladung ausländischer Gastdozenten. Árpád Bernáth, stellvertretender Vorsitzender der Gesellschaft, sprach in Abwesenheit des zuständigen Ressortvertreters, András Masát, über die externen Angelegenheiten der Gesellschaft. Es sei selbstverständlich, daß die Gesellschaft bestrebt ist, so eng wie möglich mit den Kernländern der Germanistik, mit den Fachgremien in Deutschland, Österreich und in der Schweiz zusammenzuarbeiten. Dieses Gebiet sei aber zu erweitern, weil die Gesellschaft in Abgrenzung ihres Tätigkeitsgebietes die Auffassung der IVG teilt. Schwerpunkte bilden innerhalb der internationalen Germanistik die Nachbarländer und die Region Mitteleuropa. Es böte sich an, die erste internationale Tagung der Gesellschaft gemeinsam mit dem Verband Österreichischer Germanisten zu veranstalten. Österreich gehöre nicht nur zu den Kernländern der Germanistik und sei ein Nachbar-

land Ungarns. Es wurden zudem in die Österreichische Gesellschaft für Germanistik mehrere ungarischen Germanisten aufgenommen, und zwar bereits zu einem Zeitpunkt, zu dem die GUG noch gar nicht existierte. So war es möglich, bereits im Mai 1996 in Innsbruck auf die Initiative von Zoltán Szendi zu beschließen, die nächste Jahrestagung im Mai 1997 in Pécs (Fünfkirchen) abzuhalten. Das Bedürfnis, die Germanistik in Ost- und Mitteleuropa besser kennenzulernen, führte nach 1989 bereist zu zwei größeren Konferenzen. Nach Marbach (1992) wurde eine Konferenz über die Germanistik in Mitteleuropa in Warschau (1996) veranstaltet. Hier wurde von vielen Teilnehmern angeregt, aus diesen Konferenzen eine Reihe zu bilden, um die Umgestaltung der Germanistik, die in der ganzen Region ein neues Gewicht und Gesicht erhält, mit dem Austausch von Informationen und der Koordinierung wichtiger Aufgaben zu fördern. Die Gesellschaft Ungarischer Germanisten ist bereit, die nächste Konferenz — frühestens im Jahr 1999 — in Ungarn zu veranstalten. Die ungarischen Teilnehmer der Warschauer Konferenz (Bernáth, Földes, Mádl) schlugen als Konferenzort die Universitätsstadt Veszprém vor. Die Gesellschaft betrachtet sich als eine Organisation, die auf nationaler Ebene die Arbeit der IVG unterstützt. Daher ist die Vorbereitung des IVG-Kongresses im Jahre 2000 in Wien auch eine wichtige Aufgabe der Gesellschaft. Es ist den Mitgliedern der Gesellschaft zu empfehlen, auch Mitglied in der IVG zu werden und möglichst in großer Zahl und aktiv am Wiener Kongreß teilzunehmen. In der Diskussion des Referats wurden die Tagungs-, Konferenz- und Kongresspläne unterstützt. Hingewiesen wurde auch auf die Wichtigkeit der Medienarbeit: das Erscheinungsbild der ungarischen bzw. ostmitteleuropäischen Germanistik in den ausländischen Medien ist nicht immer angemessen. Als fachlichen Schwerpunkt gab es ein Rundtischgespräch über die Erfahrungen auf dem Gebiet der dreijährigen postgraduierten Doktorandenausbildung, die in Ungarn 1993 eingeführt wurde. In der ersten Runde wurden für die Doktorandenausbildung die Institute an der Eötvös-Loránd-Universität in Budapest und an der József-Attila-Universität in Szeged akkreditiert, 1995 konnte sich auch das Institut für Germanistik an der Kossuth-Lajos-Universität in Debrecen anschließen. Der Kreis der akkreditierten Institute wird sich in der nächsten Zeit kaum erweitern, daher ist die Arbeit an diesen drei Universitäten für alle Universitäten und Hochschulen mit den Fächern Germanistik oder Deutsch in Ungarn besonders wichtig. Der wissenschaftliche Nachwuchs soll und kann sich in absehbarer Zeit nur an diesen drei Ausbildungsorten promovieren. Das erfordert Verantwortung, Offenheit und Transparenz von den drei Instituten für Germanistik mit akkrediertem Doktorandenprogramm. Es wurde festgestellt, daß die Linguistik zahlenmäßig im Nachteil ist, obwohl hier der Bedarf noch größer ist, als bei den Literaturwissenschaftlern. Es wurde auch diskutiert, wie wichtig es wäre, für die Doktoranden Möglichkeiten zu schaffen, einander bereits auf dieser Entwicklungsstufe der Ausbildung in Fachdiskussionen kennenzulernen. Personalien: Entsprechend der Satzung der Gesellschaft wurde ein neuer stellvertretender Vorsitzender (Zoltán Szendi) und ein neuer Schatzmeister (József Czirják) gewählt. Árpád Bernáth gehört satzungsgemäß noch eine Wahlperiode lang dem Vorstand an. Die Gesellschaft dankt der ausscheidenden Schatzmeisterin, Márta Baróti, für ihre Arbeit.

Beschlüsse

1. Die nächste Jahrestagung findet in Pécs vom 8. bis 11. Mai 1997 statt. Veranstalter ist das Germanistische Institut der Janus-Pannonius-Universität in Zusammenarbeit mit der Österreichischen Gesellschaft für Germanistik.
2. Der Vorstand der Gesellschaft soll eine internationale Konferenz über die Lage der Germanistik in Mitteleuropa vorbereiten. Als Veranstalter ist das Institut für Germanistik an der Universität Veszprém ins Auge gefaßt worden. Vorgesehene Zeit: 1999.
3. Der Vorstand soll eine Medienstrategie ausarbeiten.

Árpád Bernáth
(Szeged)

Satzung der Gesellschaft Ungarischer Germanisten

I. Allgemeine Bestimmungen

§ 1 Die Gesellschaft Ungarischer Germanisten (im weiteren GUG) besitzt den Rechtsstatus eines Dachvereins, sie ist eine, nach dem Gesetz Nr. II vom Jahre 1989 errichtete selbständige gesellschaftliche Organisation.

§ 2 Die Gesellschaft übt ihre Tätigkeit aufgrund der einschlägigen Rechtsnormen, ihrer Satzung und der Beschlüsse ihrer Organe aus.

II. Angaben

§ 3 (1) Name der Gesellschaft: Magyar Germanisták Társasága

(2) Abkürzung: MGT. Mit derselben Rechtswirkung kann bei allen Aktivitäten der deutsche Name und dessen Abkürzung gebraucht werden: Gesellschaft Ungarischer Germanisten (GUG)

(3) Sitz der Gesellschaft ist der Dienstort des Präsidenten: Péter-Pázmány-Katholische-Universität, Egyetem u. 1., Piliscsaba

(4) Gründung: 14. Februar 1994

(5) Dauer: Die Gründung erfolgt auf unbegrenzte Zeit

(6) Name und Anschrift des Gesellschaftsvertreters: Prof. Dr. András Vizkelety, Váci u. 56-58, 1056 Budapest

III. Ziele und Aufgaben

§ 4 (1) Die GUG bezweckt die Förderung und Harmonisierung der germanistischen Forschung und des Unterrichts in Ungarn bzw. die Vertretung der fachlichen Interessen der Mitgliedschaft.

(2) Unter Germanistik wird hier verstanden: die altgermanische, deutsche, skandinavische, niederländische, friesische und jiddische Sprach- und Literaturwissenschaft.

(3) Die GUG definiert ihre Aufgaben im einzelnen wie folgt:

(a) Förderung und Vetretung der Anliegen der Germanistik im In- und Ausland

(b) Unterstützung von wissenschaftlichen Forschungsprojekten

(c) Herausgabe eines Jahrbuches, das den fachlichen Kontakt sowie den Informationsaustausch der Mitgliedschaft fördert

(d) Koordinierung der germanistischen Forschungen in Ungarn, Veranstaltung von landesweiten Aktionen, Förderung der Gastdozentur und

Gasthörerschaft, Abhalten von Besprechungen um Erfahrungen zu vergleichen, Vorträge zu halten und gemeinsame Forschungsarbeiten durchzuführen.

(e) Aufrechterhaltung von Beziehungen zu Institutionen mit gleicher Zielsetzung, im besonderen aber mit der Ungarischen Akademie der Wissenschaften

(4) Im Interesse der Verwirklichung ihrer Ziele darf die Gesellschaft wirtschaftliche Tätigkeiten nur sekundär ausüben.

IV. Mitgliedschaft

§ 5 (1) Die Mitgliedschaft der GUG besteht aus ordentlichen Mitgliedern, Ehrenmitgliedern und fördernden Mitgliedern.

(2) Mitglied der GUG kann jedwede natürliche und juristische Person sein, die

(a) die ungarische Staatsangehörigkeit besitzt

(b) ausländische Staatsangehörigkeit hat und eine Niederlassungs- bzw. eine Aufenthaltsbewilligung für Ungarn besitzt, sowie

(c) keine ungarische Staatsangehörigkeit hat,

über einen akademischen Grad verfügt und im Hochschulunterricht oder an wissenschaftlichen Instituten (Akademie der Wissenschaften, Forschungsinstitute etc.) an germanistischen, wissenschaftlichen Projekten arbeitet, die Satzung der GUG für sich verbindlich hält, sowie der die Teilnahme an öffentlichen Angelegenheiten nicht verboten wurde.

(3) Die Aufnahme wird durch das Ausfüllen der Beitrittserklärung beantragt. Sie wird durch das Präsidium mit einfacher Mehrheit beschlossen; im Falle von Stimmengleichheit ist die Stimme des Präsidenten entscheidend. Im Falle von Ablehnung kann binnen 15 Tagen nach Erhalt des schriftlichen Abschlags bei der Mitgliederversammlung Einspruch erhoben werden.

(4) Ehrenmitglied der Gesellschaft kann jedwede natürliche und juristische Person sein, die

(a) die ungarische Staatsangehörigkeit besitzt

(b) ausländische Staatsangehörigkeit hat und eine Niederlassungs- bzw. eine Aufenthaltsbewilligung für Ungarn besitzt, sowie

(c) keine ungarische Staatsangehörigkeit hat und im Bereich der Germanistik herausragende Ergebnisse erzielt hat.

(d) Ehrenmitgliedschaft ist auf Angebot des Präsidiums durch die Erklärung der Annahme zu erwerben.

(5) Fördernde Mitglieder können in- und ausländische, die Arbeit der Gesellschaft unterstützende natürliche und juristische Personen aufgrund der Entscheidung des Präsidiums werden.

(6) Die Mitgliedschaft endet durch

(a) Austrittserklärung. Die Austrittserklärung ist schriftlich bei dem Präsidenten einzureichen. Der Präsident hat die Austrittserklärung zu akzeptieren. Sollte der Austritt während der ersten neun Monate des Geschäftsjahres erfolgen, tritt der Austritt am Jahresende in Kraft.

(b) Ausschluß. Sollte das Mitglied seinen Pflichten nicht nachkommen oder eine Tätigkeit, die mit seinem Amt nicht zu vereinbaren ist, ausüben

bzw. aus jegwelchem Grund die Voraussetzungen der Mitgliedschaft nicht erfüllen, ist es auszuschließen. Über Ausschluß entscheidet auf Antrag jedwedes Mitgliedes mit einfacher Mehrheit die Mitgliederversammlung.

(c) Streichung. Sollte ein Mitglied trotz mehrmaliger Mahnung des Präsidiums seine finanziellen Pflichten der GUG gegenüber nicht erfüllen, ist dies als Austrittserklärung zu deuten.

(d) Tod

(e) Auflösung der Gesellschaft.

V. Rechte und Pflichten der Mitglieder

§ 6 (1) Jedes ordentliche Mitglied der Gesellschaft hat das Recht

(a) zu wählen und in die Organe der Gesellschaft gewählt zu werden,

(b) sein Vorschlagsrecht geltend zu machen, bei dem Gesellschaftspräsidenten Beschwerde einzureichen und sich zu Wort zu melden,

(c) aufgrund seines Mitgliedsbeitrags das *Jahrbuch der Gesellschaft* kostenlos zu erhalten,

(d) an der Tätigkeit und an den Aktivitäten der Gesellschaft teilzunehmen sowie deren Hilfe zu beanspruchen.

(2) Ehrenmitglieder haben die gleichen Rechte wie ordentliche Mitglieder.

(3) Fördernde Mitglieder können an den Mitgliederversammlungen teilnehmen, die Dienstleistungen der Gesellschaft in Anspruch nehmen, sie haben jedoch kein Stimmrecht und können zu keinem Amt gewählt werden.

§ 7 (1) Jedes Mitglied hat den Bestimmungen dieser Satzung Genüge zu tun, sich für die Verwirklichung der Ziele der Gesellschaft tätig einzusetzen und sich von Handlungen zu distanzieren, die mit seiner Eigenschaft als Mitglied nicht zu vereinbaren sind.

(2) Alle Mitglieder verpflichten sich bei ihrem Eintritt zur Zahlung eines jährlichen Mitgliedsbeitrags.

(3) Die Höhe des Beitrags wird von der Mitgliederversammlung festgesetzt. Der Mitgliedsbeitrag ist immer bis zum 1. März des Kalenderjahres zu zahlen.

(4) Die ordentlichen Mitglieder, die Ehrenmitglieder beziehungsweise die fördernden Mitglieder können die Gesellschaft durch Mehrzahlungen, Spenden und auf andere mögliche Weise unterstützen.

VI. Die Organe der Gesellschaft

§ 8 Die Organe der GUG sind:

(1) Die Mitgliederversammlung

(2) Das Präsidium

(3) Ausschüsse

(a) Aufsichtsrat als ständiger Ausschuß

(b) Beratungs- und Fachausschüsse als Ausschüsse mit ad hoc Status

(4) Die Jahrbuchredaktion

Die Mitgliederversammlung

§ 9 (1) Das oberste Organ der Gesellschaft Ungarischer Germanisten ist die aus der Gesamtheit der Mitglieder bestehende Mitgliederversammlung.

(2) Die Mitgliederversammlung muß nach Bedarf, aber mindestens einmal jährlich einberufen werden (ordentliche Mitgliederversammlung). Das Präsidium hat die Mitgliederversammlung auch auf den schriftlichen Antrag mit Grund- und Zweckangabe von mindestens einem Drittel der Mitglieder einzuberufen (außerordentliche Mitgliederversammlung).

(3) Die Mitgliederversammlung faßt ihre Beschlüsse — mit Ausnahme von Personalfragen — in öffentlicher Abstimmung. Auf Antrag von einem Drittel der Mitgliedschaft beschließt die Mitgliederversammlung auch die unter öffentlicher Abstimmung fallenden Sachen durch geheime Stimmzettelabgabe.

(a) Die Mitgliederversammlung beschließt mit einfacher Mehrheit folgende Angelegenheiten, die zu ihrem ausschließlichen Wirkungskreis gehören:

- Genehmigung des Arbeitsplans und der Aktivitäten der Gesellschaft für das nächste Geschäftsjahr
- Genehmigung des Jahresberichts des Präsidiums
- Ausschluß von Mitgliedern
- Berufungsproteste in bezug auf Aufnahme von Mitgliedern
- Wahl des Präsidenten, des Präsidiums, des Aufsichtsrates beziehungsweise des Redakteurs des Jahrbuches
- alle Fragen, die zu entscheiden zum Wirkungskreis von keinem anderen Organ gehören und die von der Mitgliederversammlung nicht mit Zweidrittelmehrheit zu entscheiden sind.

(b) Mit Zweidrittelmehrheit beschließt die Mitgliederversammlung:

- Festlegung, Änderung und Ergänzung der Satzung
- Fusion mit anderen Vereinen sowie die freiwillige Vereinsauflösung.

(4) Die Mitgliederversammlung ist beschlußfähig, wenn mehr als die Hälfte der Mitglieder mit Stimmrecht anwesend ist.

(5) Die Mitgliederversammlung wird von dem Präsidenten, im Falle seiner Verhinderung von dem Vizepräsidenten geleitet.

(6) Über den Verlauf der Mitgliederversammlung muß ein Protokoll erstellt werden; dieses wird von dem Präsidenten (bei Präsidententenwahl von dem gewählten Präsidenten), vom Protokollführer und von zwei, durch die Mitgliederversammlung von den Mitgliedern zur Beglaubigung ernannten Personen unterfertigt.

Das Präsidium

§ 10 (1) Im Zeitraum zwischen den Mitgliederversammlungen ist das Präsidium das höchste Organ der Gesellschaft.

(2) Das Präsidium besteht aus dem Präsidenten, dem Vizepräsidenten (für ein Jahr), dem Sekretär, dem Schatzmeister, dem Koordinator für auswärtige Angelegenheiten und dem Herausgeber des Jahrbuchs.

(3) Das Präsidium hält seine Sitzungen nach Bedarf, aber mindestens jedes Halbjahr ab. Die Präsidiumssitzungen werden vom Präsidenten einberufen.

(4) Das Präsidium ist beschlußfähig, wenn an der Sitzung mindestens die Hälfte seiner Mitglieder anwesend ist. Seine Beschlüsse faßt es mit einfacher Mehrheit. Bei Stimmengleichheit ist die Stimme des Präsidenten entscheidend.

(5) Über die Präsidiumssitzungen ist ein Protokoll zu erstellen.

(6) Befugnisse des Präsidiums:

- Aufnahme von Mitgliedern
- Anbieten des Ehrenmitgliedschaft-Status
- Durchführung der Beschlüsse der Mitgliederversammlung
- Festsetzung der Geschäftsordnung der Mitgliederversammlung
- Vorschlagsrecht auf den Jahresarbeitsplan und die Aktivitäten der Gesellschaft
- Mitarbeit sowie — aufgrund der Genehmigung der Mitgliederversammlung — Vertragsabschluß mit in- und ausländischen gesellschaftlichen Organisationen.

(7) Das Präsidium kann zu bestimmten Zwecken Beratungs- und Fachausschüsse bestellen.

(8) Das Präsidium führt seine Tätigkeiten nach dem von der Mitgliederversammlung genehmigten Jahresarbeitsplan durch.

§ 11 Das Präsidium hat auf der ordentlichen Versammlung einen Rechenschaftsbericht über die Aktivitäten des Geschäftsjahres vorzulegen. Die erforderlichen Dokumente sind beizufügen.

§ 12 (1) Die Amtsdauer der Mitglieder des Präsidiums beträgt — mit Ausnahme des Vizepräsidenten — drei Jahre. Der Vizepräsident bleibt nach Ablauf seiner Beauftragung ein Jahr lang Mitglied des Präsidiums.

(2) Einmalige Wiederwahl des Präsidenten und zweimalige Wiederwahl der anderen Vorstandsmitglieder ist statthaft.

§ 13 Der Präsident, bei Behinderung der Vizepräsident, vertritt die GUG nach außen.

§ 14 Der Sekretär übernimmt die Verwaltungsaufgaben der Gesellschaft.

§ 15 Der Schatzmeister berät den Präsidenten und das Präsidium in allen finanziellen Angelegenheiten. Er trägt die Verantwortung für die Finanzen der Gesellschaft und für die Einkassierung der Mitgliedsbeiträge.

Aufsichtsrat

§ 16 (1) Der Aufsichtsrat ist ein von der Mitgliederversammlung für drei Jahre gewähltes, uneingeschränkt wiederwählbares Organ, das sich aus drei Mitgliedern zusammensetzt. Der Aufsichtsratsvorsitzende wird auch von der Mitgliederversammlung gewählt.

(2) Der Aufsichtsrat kontrolliert die gesetz- und satzungsgemäße Arbeit des Präsidiums, die Regelmäßigkeit des Etataufwands und die Geschäftsunterlagen. Im Rahmen dessen hat er Einsicht in die Bücher und Dokumente der Gesellschaft, er kann Fragen an die Amtsinhaber stellen, die zu beantworten sie verpflichtet sind. Sollte der Aufsichtsrat Unregelmäßigkeiten wahrnehmen, hat er sie innerhalb von 8 Tagen nach der Wahrnehmung dem Präsidium zur Kenntnis zu bringen. Sollte das Präsidium binnen 30 Tagen nach

der Bekanntgabe die Unregelmäßigkeit nicht aufheben, ist der Aufsichtsratsvorsitzende berechtigt, die Mitgliederversammlung einzuberufen.

Beratungs- und Fachausschüsse

§ 17 (1) Das Präsidium kann zu bestimmten Zwecken Beratungs- und Fachausschüsse bestellen.

(2) Nach Erfüllung ihrer Aufgabe lösen sich die Ausschüsse auf.

Herausgeber des Jahrbuchs

§ 18 Der Herausgeber versieht alle Tätigkeiten im Zusammenhang mit der Redaktion des jährlich erscheinenden Jahrbuches. Die Arbeit des Herausgebers wird durch einen Redaktionsausschuß unterstützt. Das Jahrbuch erscheint in Deutsch. Sein Titel lautet: Jahrbuch der ungarischen Germanistik.

Auflösung der Gesellschaft

§ 20 (1) Die Auflösung der Gesellschaft wird durch ihr höchstes Organ mit Zweidrittelmehrheit und öffentlicher Abstimmung beschlossen. Sollte die Gesellschaft ohne Rechtsnachfolger aufgelöst werden, wird das Vereinsvermögen gemeinnützigen Zwecken zugeführt. Über die Art der Verwendung entscheidet die einfache Mehrheit der Mitglieder.

(2) Die Gesellschaft löst sich auch auf, wenn sich ihr höchstes Organ für eine Fusion mit einer anderen Organisation ausspricht.

(3) Aufgrund des Beschlusses von zuständigen Behörden.

Klausel

Beschlossen einstimmig auf der Gründungsversammlung der Gesellschaft Ungarischer Germanisten am 14. Februar 1994.

150 Jahre Erste Germanistenversammlung in Frankfurt am Main 1846-1996

Zur Geschichte und Problematik der Nationalphilologien in Europa

Ein bislang weniger beachtetes und wahrgenommenes Ereignis diente als Anlaß zu einer monumentalen internationalen Tagung (24.-26. September 1996), veranstaltet vom Institut für deutsche Sprache und Literatur II der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main.

Auf Initiative des Tübinger Professors der Rechtswissenschaft, August Reyscher, versammelten sich 1846 in Frankfurt am Main etwa 200 Gelehrte des Rechts, der Geschichte und der deutschen Sprache. Unterstützt vom Senat der Stadt Frankfurt, der für die Deckung der Kosten 250 Gulden bewilligte und den Kaisersaal im Rathaus (Römer) zur Verfügung stellte, präsentierten die Teilnehmer die neuen Ergebnisse ihres Faches und berieten sich über die neue(n) deutsche(n) Wissenschaft(en). Anwesend waren, um nur einige zu nennen, Arndt, Dahlmann, Gervinus, die Brüder Grimm, Ranke und Uhland. Wie aus den Namen hervorgeht, können wir die Tagung keine Versammlung der Germanisten in unserem heutigen Sinne nennen. Die drei Wissenschaften waren im Verständnis der damaligen Organisatoren „aufs innigste unter sich zusammenhängend", und waren durch einen „eigentümlichen vaterländischen Reiz" verbunden. Heute würde man sagen: Sie bemühten sich, eine germanisch-deutsche Geschichte, ein germanisch-deutsches Recht und eine germanisch-deutsche Sprach- und Literaturgeschichte, d.i. eine nationale Identifikationsbasis herauszuarbeiten. Auch der Tagungsort hatte einen Symbolwert: Der Kaisersaal des Römers, mit der damals neuen Bilderreihe der deutschen Kaiser, erinnerte an die (ehemalige) Einheit, während die städtisch-bürgerliche Umgebung der Veranstaltung die Aura bürgerlicher Freiheitsgedanken verlieh. Ein Bericht über die damaligen Ereignisse von Professor Ernst Erich Metzner (Frankfurt), Initiator der jetztigen Tagung, bietet weitere Angaben und Einzelheiten. (Frankfurter Forschungen. Wissenschaftsmagazin der Johann Wolfgang Goethe-Universität; 3/1996)

Zum 150jährigen Jubiläum dieser ersten Germanistenversammlung gelang es den Organisatoren, eine beeindruckende und ereignisvolle Tagung mit guter Dramaturgie zu veranstalten. Auf den Tag genau 150 Jahre nach der historischen Versammlung im Jahre 1846 eröffnete der Bundespräsident, Prof. Dr. Roman Herzog, als Schirmherr die Veranstaltung in der Paulskirche. Hierzulande (= Ungarn) hört man, meistens mit Recht, eher mißtrauisch zu, wenn sich hochgestellte Politiker über Kunst, Literatur und Wissenschaft auslassen, aber Roman Herzog, wie auch sein Vorgänger Richard von Weizsäcker, wurden und werden gerne angehört. Der Präsident meinte, daß die frühen Vertreter, die „Väter" der Germanistik, nicht in dem engen Rahmen eines wissenschaftlichen Faches arbeiteten, sondern sie „trieben Kulturpolitik", indem sie die kulturellen Grundlagen für die Nation erarbeitet haben. Die heutige Germanistik hingegen habe sich in ihren Elfenbeinturm zurückgezogen, sei in eine „öffentliche Resonanzlosigkeit" gesunken und äußere sich nicht zu entscheidenden Themen wie dem der Vereinigung, der Globalisierung der Politik, Wirtschaft und Kulturen oder der neuen Medien und der Vorherrschaft des Visuellen vor dem Sprachlichen. Eine Zukunft werde die Germanistik nur haben, wenn sie wieder eine „öffentliche und auf die Gesellschaft bezogene Wissenschaft" werde. Die Germanistik, so der Präsident weiter, habe aufgehört, Werte und Maßstäbe zu vermitteln. Eine früher praktizierte strenge und absolute Kanonisierung sei durch eine „bloße Beliebigkeit" ersetzt worden, und man habe vergessen, „daß es wichtige und weniger wichtige Texte gibt — lohnende

und weniger lohnende." Tatsächlich hat Roman Herzog auf einen entscheidenden Punkt hingewiesen. Auf die Fassade der Alten Oper in Frankfurt am Main konnte noch 1880 optimistisch geschrieben werden, „Dem Wahren, Schönen, Guten", weil damals noch die Überzeugung stark war, daß man das Wahre, Schöne und Gute erkennen kann, daß das Wahre, Schöne und Gute überhaupt existieren, aber heutzutage zerfällt die Wissenschaft in Diskurse und die singuläre Wahrheit wurde durch den Pluralis abgelöst. Ob endgültig, und ob zum Schaden oder zum Glück des Faches, möchte der Berichterstatter nicht entscheiden. Im weiteren hieß es in der Rede des Bundespräsidenten, daß die Bestimmung der Nation auf Grund der Sprache bzw. das „Zusammenzwingen von Staat, Nation und sogenannter nationaler Kultur", wie es die Väter getan haben, immer fragwürdig war. Heute sei es sogar anachronistisch, aber er wünscht sich „sehr eine friedliche Präsenz der deutschen Sprache an Orten, an denen sie eine große Geschichte hat, wie etwa in Prag, in Krakau, in Triest, in der Bukovina." All das ist auch als Antwort auf den jüngsten Vorfall, der die Gemüter in Deutschland erregte, zu verstehen: Am „Tag der Heimat", veranstaltet vom Bund der Vertriebenen, bekräftigte der Bundespräsident in seiner Ansprache, daß die Bundesrepublik keine Gebietsansprüche habe, worauf er in einem Zwischenruf „Staatsverräter" genannt wurde.

In vier Sektionen wurde die Entwicklung des Faches in vier Zeitabschnitten (1846, 1896, 1946 und 1996) besprochen. Die Daten können tatsächlich wichtige Perioden der Entwicklung der Germanistik repräsentieren: 1846 den Anfang, 1946 einen Neuanfang, 1996 den heutigen Stand und die Zukunft, allein das Jahr 1896 scheint nicht zwingend zu sein.

Es ist selbstverständlich kaum möglich, über etwa siebzig Vorträge etwas Zusammenfassendes zu sagen, da das Angebot sehr heterogen war, und der Berichterstatter ist — wegen der Aufteilung in Sektionen — auf lückenhafte abstracts angewiesen. Wenn man jedoch versuchen wollte, einige Schwerpunkte hervorzuheben, so empfehlen sich die folgenden:

1. Entstehung, Entwicklung und Zukunft der Germanistik

Gesprochen wurde über die Entstehung der germanistischen Szene um 1846, die Entwicklung der institutionellen Rahmen (Institute, Seminare), die Wandlungen der Literaturwissenschaft und über exemplarische Fälle, wodurch sich die historischen Rahmen des Faches abzeichneten, ohne daß sich dabei eine systematische Geschichte der Germanistik ergeben hätte. Auffallend war dabei das Fehlen einiger Themen, so zum Beispiel (bis auf einen Vortrag) die DDR und die Wiedervereinigung. In der und für die Germanistik scheint die Wiedervereinigung nicht das bestimmende Ereignis der letzten Jahre gewesen zu sein.

2. Die Wechselbeziehung zwischen der Germanistik und anderen Nationalphilologien

Eine ganze Reihe von Vorträgen präsentierte die Entwicklung der Germanistik im Ausland und die der anderen nationalen Philologien. Vor allem konnte durch die vielen Vorträge bewußt werden, wie groß der Einfluß der deutschen Philologie auf die anderen Nationalphilologien war.

Der Untertitel der Konferenz, *Zur Geschichte und Problematik der Nationalphilologien in Europa*, klang wie ein Hinweis darauf, daß hier nicht die Germanistik im Mittelpunkt stehen würde, sondern die Nationalphilologien, die, wie immer wieder suggeriert wurde, überwunden werden sollen. Die versprochene Pluralität im Untertitel wurde dagegen nur teilweise eingelöst, da die Germanistik, abgesehen von einigen wenigen Vorträgen, etwa über die Bestimmung des Chinesischen durch die einheitliche Schrift, doch im Mittelpunkt stand, oder als Bezugspunkt diente. Es wurde auch nicht darüber gesprochen, was eine Nationalphilologie ist, bzw. wie sie überwunden werden

soll(te). Prof. Peter Wiesinger (Wien) formulierte dazu in einer Diskussion seinen Zweifel, da die Sprachwissenschaft, abgesehen von der theoretischen Linguistik, zwangsläufig sprachgebunden ist, und damit Nationalphilologie. Soll dann, fragte Wiesinger, die Germanistik in der Zukunft in eine nichtnationale Literaturwissenschaft und in eine (zwangsläufig) nationale Sprachwissenschaft geteilt werden? Es schien übrigens auch der institutionelle Rahmen die Germanistik in den nationalphilologischen Schranken (?) zu halten: Die Mehrheit der etwa zweihundert anwesenden Gäste waren, soweit ein Gast es überhaupt feststellen kann, ausländische Germanisten, und nicht etwa amerikanische Amerikanisten oder Slawisten, polnische Polonisten oder Romanisten und ungarische Hungarologen oder eben Skandinavisten. Dieser Zustand wurde aber angestrebt, und die daraus folgenden neuen Aspekte haben die Tagung interessant gefärbt.

Vielleicht soll hier erwähnt werden, daß Ungarn mit dem Referat Antal Mádls über die Germanistik in Ungarn vertreten war. Im Horizont der Referate waren der angelsächsiche Raum, Frankreich und die Nachbarn (Tschechien, Polen) und weitere Länder/Kulturen anwesend.

3. Das fragwürdige ideologische Erbe der Germanistik

Ein auffallender Zug der Tagung war die kritische Auseinandersetzung mit dem ambivalenten ideologischen Erbe des Faches. Die Initiatoren hatten wohl auch die Absicht, ein Stück progressiver Geschichte für ihr Fach zu gewinnen, oder stärker zum Vorschein zu bringen. Eine Ankündigungsschrift von Professor Metzner in Frankfurter Forschungen trägt den Titel Geburt der Germanistik aus dem Geist der Demokratie, und es heißt weiter, daß die Gründungsväter auch durch „ihr Engagement für demokratische Reformen und eine geeinte deutsche Nation" zusammengeführt worden waren, daß die Germanistenversammlung eine Vorläuferin des Frankfurter Parlaments in der Paulskirche war. Letzteres zeigte sich auch darin, daß 18 Teilnehmer von 1846 Abgeordnete im Frankfurter Parlament waren. Diese Betrachtung ist zwar nicht falsch, aber wir wissen auch, daß der demokratische Gedanke, der bürgerliche Liberalismus, Hand in Hand mit dem Nationalismus ging, daß für viele Nachfolger seit der Gründungszeit eher die nichtliberalen Schichten des Erbes als Grundlage dienten. Die Teilnehmer konnten mit dieser Ambivalenz gut umgehen, und ein früher eher verdrängtes Thema scheint so in den Vordergrund zu treten. Eine Reihe von Vorträgen zeigte die fragwürdige Entwicklung des Faches und es wurde auch versucht, Heiligenbilder und Legenden (die Brüder Grimm, die Göttinger Sieben) mit „säkularen" Augen zu sehen. Besonders interessant war die Einbeziehung von Juristen. Es wurde dem heutigen Germanisten klar, wie Herders Idee von der Individualität der Völker in der Rechtswissenschaft zur Suche nach einem deutschen, im Volksgeist wurzelnden Recht führte, wie dann diese Rechtsidee in das nationalsozialistische Parteiprogramm und Rechtsdenken mündete.

Die Veröffentlichung der Vorträge wird geplant. Unter der Leitung Ernst Erich Metzners wird darüber hinaus die Herausgabe der kommentierten Dokumente der Germanistenversammlung im Jahre 1846 vorbereitet.

Kálmán Kovács
(Debrecen)

Deutsch und Auslandsgermanistik in Mitteleuropa

Daß die deutsche Sprache und damit im Zusammenhang die Hochschulgermanistik in Mittel- und Osteuropa ihre traditionelle Hochburg haben, gehört schon längst zu den Gemeinplätzen bei der Standortbestimmung unseres Faches. Dennoch fördert die Auseinandersetzung mit der Situation der deutschen Sprache und der Germanistik im Zentrum sowie im Osten Europas immer neue und aktuelle Aspekte zutage.

Unter dem Titel „Deutsch und Auslandsgermanistik in Mitteleuropa. Geschichte — Stand — Ausblicke" hat der Verband Polnischer Germanisten vom 9. bis 13. Oktober 1996 an der Universität Warschau eine internationale Konferenz veranstaltet, die der Erörterung von Situation und Aufgaben unseres Faches in der Vergangenheit und vor allem in der Gegenwart gewidmet war. Die Tagung ging davon aus, daß der fundamentale politische und wirtschaftliche Wandel, der sich Anfang der neunziger Jahre in unserem Teil Europas abgespielt hat, auch für die Germanistik eine Herausforderung ersten Ranges bedeutet, der wir uns zu stellen haben. Er macht auch die Ausarbeitung einer übergreifenden Strategie erforderlich, die in jedem Lande zwar jeweils anders sein muß, im wesentlichen sich jedoch an analogen Paradigmen orientiert. Mit der Konferenz wollte man einen intensiven Erfahrungs- und Meinungsaustausch ermöglichen, der insbesondere das Ziel hatte, einerseits die Alterität der Germanistik im nicht-deutschsprachigen Raum zu diskutieren und andererseits das Gemeinsame der Auslandsgermanistik in den ostmitteleuropäischen Ländern zu erörtern. Es sollte um Fragen der Forschung sowie der Lehre gehen: Beide bedürfen besonders heute einer eingehenden Reflexion. Dabei gilt zu fragen, ob das bislang vorherrschende Modell der Germanistik den neuen subjektiven und sozialen Erwartungen in vollem Maße gerecht wird. Sind Modifikationen unumgänglich, so ist zu überlegen, welche neuen Ziele dabei anzustreben sind.

Die Konferenz begann unter der Teilnahme von rund 110 Wissenschaftlern aus 17 Staaten im imposanten Saal des Universitätssenats mit einem stimmungsvollen musikalischen Auftakt. Die Erföffnungsfeier wurde auch durch einen schönen Akt bereichert, indem Herrn Dr. Dietrich Papenfuß, dem stellvertretenden Generalsekretär der Alexander-von-Humboldt-Stiftung (Bonn) durch den Kultusminister der Republik Polen der Orden „Komisja Edukacju Narodowej" verliehen wurde.

Den Eröffnungsvortrag hielt der Gastgeber: Franciszek Grucza, Leiter des Instituts für Angewandte Linguistik an der Universität Warschau unter dem Titel „Mitteleuropa — Deutsch — Auslandsgermanistik". Der Referent unternahm den Versuch, den allgemeinen terminologischen und begrifflichen Rahmen in diesem hochkomplexen und nicht selten auch teilweise brisanten Themenbündel abzustecken. Die den ganzen ersten Kongreßtag beherrschenden kontroversen Debatten über den Begriff „Mitteleuropa" (geographisch, kulturell usw.) haben einmal mehr eindrücklich vor Augen geführt, wie aspekt- und facettenreich die einem auch noch so einfach vorkommenden Termini sein können. Eine Reihe von Vortragenden haben aktuelle Länderberichte geliefert: Peter Wiesinger aus Österreich, Zrinjka Glovecki-Bernardi und Marijan Bobinac aus Kroatien, Zdenek Masarik aus Tschechien, Horst Schuller Anger aus Rumänien sowie Zoran Žiletić aus Jugoslawien. Ungarn wurde durch die Beiträge von Árpád Bernáth und Csaba Földes repräsentiert. Es gab relativen Konsens darüber, daß Deutsch in „Mitteleuropa" auf eine besondere Geschichte zurückblicken kann und die steigende Nachfrage nach Deutsch der ostmitteleuropäischen Germanistik neue Chancen und Perspektiven bietet. Nur von einigen wenigen Teilnehmern wurde teilweise in Abrede gestellt, daß der ostmitteleuropäischen „Auslandsgermanistik" ein erweitertes Fachverständnis mit besonderen Forschungs- und Lehraufgaben und beruflichen Orientierungen zugrunde gelegt werden muß, das neben germanistischer Linguistik und

Literaturwissenschaft auch Übersetzungswissenschaft, Sprach- und Literaturdidaktik, Kulturwissenschaften u.a. einschließt. Hingegen sorgte die Problematik der Begriffsbestimmung und Abgrenzung der „Auslandsgermanistik" gegenüber der „Inlandsgermanistik" für lebhafte Diskussionen. Der Schreiber dieser Zeilen wandte u.a. ein, daß mit Auslandsgermanistik unzulässigerweise Landesgrenzen mit Sprachgrenzen gleichgesetzt werden. Denn streng genommen müßte ja aus deutscher Perspektive auch ein österreichischer Germanist Auslandsgermanist sein, was aber in aller Regel nicht gemeint ist. So wäre es m.E. vielleicht sinnvoller, von eigenkultureller vs. fremdkultureller Germanistik zu sprechen.

Der zweite Kongreßtag war den Sektionssitzungen gewidmet. Im Rahmen der Themenbereiche „Germanistische Sprachwissenschaft", „Germanistische Literaturwissenschaft", „Germanistische Kulturkunde" und „Germanistische Glottodidaktik" haben zumeist polnische, aber auch andere ostmitteleuropäische und einige deutsche Kolleg(inn)en einerseits hochschulpolitische Aspekte der betreffenden Wissenschaftsdisziplin diskutiert, andererseits globale Überblicksdarstellungen bzw. Lageberichte geliefert, in manchen Referaten wurden jedoch punktuelle fachwissenschaftliche Fragestellungen erörtert. In der Sektionsarbeit war Ungarn durch Csaba Földes (in der Linguistik) vertreten.

Unter der Überschrift „Zur Rolle und den Aufgaben der Germanistik in Mitteleuropa: Stand — Aufgaben — Ausblicke" wurden am letzten Vormittag von polnischen, österreichischen und deutschen Germanisten sechs Plenarvorträge gehalten. Am Nachmittag fand eine Podiumsdiskussion zum Thema „Standortbestimmung und Rückbezüglichkeit der Germanistik" statt, an der sich neben Germanisten aus Deutschland und dem Gastgeberland auch Antal Mádl beteiligt hat. Anschließend kam es zu den zusammenfassenden Berichten der Sektionsleiter sowie zum Statement des Koordinators der ursprünglich vorgesehenen, aber aus Mangel an Interesse nicht verwirklichten Sektion „Translatorik" über die Situation der Übersetzungswissenschaft in Polen.

Insgesamt war festzustellen, daß unter variierenden Titeln und thematischen Vorgaben letzten Endes doch immer wieder dieselben thematischen Schwerpunkte im Fokus der Auseinandersetzungen standen. Obwohl die Teilnehmer aus verschiedenen „postsozialistischen" Ländern gekommen waren, traten — abgesehen von gewissen regionalen Spezifika — im Grunde genommen einander durchaus ähnliche Lageberichte in Erscheinung: Vor allem, was die unmittelbare Vergangenheit der letzten Jahrzehnte und die Gegenwart der Germanistik betrifft, kristallisierte sich ein nicht widerspruchsfreies Erbe heraus, das den Ausgangspunkt für vergleichbare Problemfelder bildet und für die Zukunft ähnliche Lösungsansätze nahelegt. Die Tagung hat überzeugend demonstriert, daß die Germanisten und die Deutschlehrer der Region den Herausforderungen der sich wandelnden Zeit und dem spürbar wachsenden Bedarf an Kenntnissen in deutscher Sprache und Kultur mit schlüssigen Konzepten zu begegnen bemüht sind. Ungeachtet der unüberhörbar artikulierten Klagen insbesondere bezüglich der finanziellen Lage hat die ostmitteleuropäische „Auslandsgermanistik" einmal mehr ein beredtes Zeugnis kompetenten und engagierten Handlungswillens abgelegt. Es dürfte wohl eine Ironie des Schicksals sein, daß sich fast gleichzeitig mit der Veranstaltung in der *Deutschen Universitätszeitung* (Nr. 17/1996) ein relativ langer Artikel aus der Feder von Anna-Katharina Kálmán mit dem Hochschulwesen in den mittel- und osteuropäischen Staaten — am Beispiel der Germanistik — beschäftigt. Die Verfasserin betrachtet uns aus der Optik bundesdeutscher Lektoren und kommt zu sehr harten Beurteilungen. Sie meint, daß den „Studierenden [...] die Möglichkeit zu eigenständigem wissenschaftlichen Arbeiten immer noch verwehrt" bleibe (S. 26), und daß unsere germanistischen Institute „nicht von einem 'außenstehenden' Lektor erschüttert werden wollen" (S. 27). Ebenda wird behauptet: „Neues Lehrmaterial steht oft viel

zu lange unbenutzt in seinen Kisten in den Institutssekretariaten, verschwindet auch häufiger in den Privatbibliotheken einiger Professoren [...]." Als Gesamturteil formuliert die Verfasserin folgendes Verdikt: „Mangelnde Strukturierung des Fachbereiches, fehlende Differenzierung von Abschlüssen, Frontalunterricht und die Didaktik des kritiklosen Auswendiglernens — nach fast sechs Jahren hat sich an den mittel- und osteuropäischen Hochschulen nichts Grundlegendes geändert. [...] Die Wandlungsunfähigkeit in diesen Ländern ist keine Frage des Systems mehr, sie ist eine Frage der Bequemlichkeit."

Die Warschauer Tagung hat gerade das Gegenteil recht eindrücklich vor Augen geführt. Es wurden vielfach auch Wunsch und Bereitschaft zu engerer Kooperation innerhalb unseres ostmitteleuropäischen Areals geäußert. In diesem Sinne wurde als Schlußakt der Konferenz einstimmig eine Resolution verabschiedet. (Den vollständigen Text der Abschlußerklärung können Sie als Anlage zu diesem Kongreßbericht lesen.) Die Teilnehmer haben einhellig verlangt, daß die Warschauer Initiative fortgeführt wird und ein Nachfolgekongreß veranstaltet wird. Als eine Art Anerkennung der ungarischen Germanistik dürfte wohl gelten, daß die Stafette an Ungarn, speziell an den Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur der Universität Veszprém weitergereicht wurde.

Csaba Földes
(Veszprém)

Deutsch und Auslandsgermanistik in Mitteleuropa. Geschichte — Stand — Ausblicke

Abschlußerklärung der Konferenz in Warschau, 9. - 13. Oktober 1996

Veranstalter: Verband Polnischer Germanisten

Die Warschauer Konferenz versammelte rund 110 Wissenschaftler aus 17 mitteleuropäischen Ländern, um sich mit den spezifischen Aufgaben der Auslandsgermanistik in dieser Region und ihrer Bedeutung für die gesamte Germanistik zu beschäftigen. Die Teilnehmer und Teilnehmerinnen erklären zum Abschluß der Konferenz:

1. Deutsch hat in Mitteleuropa eine besondere Geschichte. Heute besteht hier wieder eine besondere Nachfrage nach Deutsch. Dies eröffnet der mitteleuropäischen Auslandsgermanistik viele neue Möglichkeiten. Die Warschauer Konferenz steht als Beweis für die große und noch zunehmende Bedeutung des Deutschen und für das Potential, das die Auslandsgermanistik Mitteleuropas für die gesamte Germanistik darstellt.
2. Die mitteleuropäische Auslandsgermanistik berücksichtigt die gegenwärtige Entwicklung, aber auch die besondere Geschichte des Deutschen in den mitteleuropäischen Ländern. Darin besteht ihre erste Besonderheit.
3. Ein weiteres Spezifikum der mitteleuropäischen Auslandsgermanistik ergibt sich aus ihren Lehraufgaben, die berufliche Orientierungen wie z.B. die Fremdsprachenlehrerausbildung, die Ausbildung von Übersetzern und Dolmetschern, von Kulturvermittlern sowie die Ausbildung für Tätigkeiten in Wirtschaft, Politik, Verwaltung u.ä. im Blick haben müssen.

4. Hervorzuheben ist die Tatsache, daß die Studenten und Studentinnen der Auslandsgermanistik in unterschiedlicher Form mit der deutschen Sprache (als Muttersprache, als Fremdsprache, als „Deutsch vor Ort") konfrontiert sind und schon daher unterschiedliche Lernvoraussetzungen mitbringen. Die sprachpraktische Ausbildung ist deshalb keine lästige Pflicht, sondern integrativer Bestandteil für die mitteleuropäische Germanistik und sollte wissenschaftsbezogen angelegt sein.
5. Die mitteleuropäische Germanistik geht von einem erweiterten Fachverständnis aus, das außer Sprach- und Literaturwissenschaft auch Glottodidaktik, Translatorik, Literaturdidaktik, Kulturwissenschaften, Landeskunde u.a. einschließt. Dieses erweiterte Fachverständnis hat zur Konsequenz, daß auch Qualifikationsmöglichkeiten (Diplomarbeiten, Dissertationen, Habilitationen) in diesem erweiterten Spektrum möglich sein müssen.
6. Zu den wichtigen Aufgaben der Auslandsgermanistik gehört die Vermittlung zwischen Kulturen, wobei der vergleichende Ansatz von entscheidender Bedeutung ist.
7. Die Inlandsgermanistik — in den verschiedenen Ausprägungen der einzelnen deutschsprachigen Länder ist der notwendige Partner der Auslandsgermanistik. Die mitteleuropäische Germanistik stellt aber keine Kopie der Inlandsgermanistik dar. Diese sollte die Eigenständigkeit der Auslandsgermanistik, ihre spezifischen Gegenstände, Aufgaben und Leistungen zur Kenntnis nehmen.
8. Damit der Gedankenaustausch über die spezifischen Aufgaben der Auslandsgermanistik unter den besonderen Bedingungen Mitteleuropas fortgeführt werden kann, schlagen die Konferenzteilnehmer vor, regelmäßige Konferenzen der Auslandsgermanisten Mitteleuropas zu etablieren, die — in enger Kooperation mit den Germanisten der deutschsprachigen Länder — außerhalb des deutschsprachigen Raumes veranstaltet werden. Die Konferenz bittet die Veranstalter der erfolgreichen Warschauer Tagung, dafür Sorge zu tragen, daß der Warschauer Anfang fortgesetzt wird.

Diese Abschlußerklärung wurde von den Teilnehmern und Teilnehmerinnen der Konferenz am 12. Oktober 1996 einstimmig verabschiedet.

Berichte der Institute 1996

Germanistisches Institut an der Eötvös-Loránd-Universität Budapest

Vorträge eingeladener Gäste

5. März

Martina Mangasser (Universität des Saarlandes, Saarbrücken)
Prototypentheorie nach Rosch und Einblick in empirische Methoden

29. April

Doz. Dr. Karl Wagner (Germanistisches Institut Wien)
Gesellschaftliche Utopie in Adalbert Stifters „Der Nachsommer"
(Gemeinsam mit der Pázmány-Péter-Universität)

30. April

Dr. Karl Wagner (Germanistisches Institut Wien)
Peter Handkes „Niemandsbucht". Eine poetische Bilanz

16. Mai

Miklós Győrffy
Vorstellung des Buches „A német irodalom rövid története" (Corvina Kiadó)
Gesprächspartner: László F. Földényi, Wilhelm Droste

15. Oktober

Prof. Dr. Barbara Sandig (Universität des Saarlandes, Saarbrücken),
Perspektivierung und perspektivierende Stile

8. November

Prof. Dr. Klaus Zatloukal (Universität Wien)
Das Nibelungenlied: Eine geschändete Dichtung. Zur Rezeption des Nibelungenliedes im 19. und 20. Jahrhundert

Teilnahme an ausländischen Konferenzen und Lehrveranstaltungen

20. Januar - 3. Februar

Zsuzsa Thurzó (International House, Hastings)
Pädagogische Gesprächsführung und feedback

20. - 22. Februar

Erich W. Schaufler (University of Beijing/China)
International AAP-Conference zum „National Literatures"
Vortrag: Österreich und seine bösen Buben: Lebert — Bernhard — Turrini

22. - 24. März

Katalin Boóczy-Barna (Universität und Gesamthochschule Kassel)
FMF-Kongreß
Referat:Videobeispiele in der DaF-Lehrerausbildung

4. - 8. Juni

Katalin Boóczy-Barna (Graz, Europäisches Fremdsprachenzentrum)
Seminar über „Using videotaping in teacher training"

27. April

Dr. Magdolna Orosz (Wien Institut für Sozio-Semiotische Studien)
Vortrag über Intertextualität

10. - 11. Mai

Dr. Rita Brdar-Szabó
Jahrestagung der Kroatischen Gesellschaft für Angewandte Sprachwissenschaft in Zagreb
Vortrag: Kontrollprobleme und der Kompetenzmythos (zusammen mit Mario Brdar)

17. - 18. Mai

Dr. Magdolna Orosz (Wien, Konferenz Bild — Bildsprache — Visualisierung)
Vortrag: Erzählte Bilder — Bild als narratives Element

10. - 12. Juni

Edit Király (Wien, Symposion der Österreichischen Gesellschaft für Literatur)
Vortrag: Späte Abenteuer (erscheint demnächst im Symposions-Band)

22. Juni

Dr. András Balogh
Stephan Ludwig Roth in der ungarischen Kultur (München, Haus des deutschen Ostens)

4. - 8. August

Dr. Magdolna Orosz (Amsterdam, 8. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Semiotik)
Vortrag: Raumsemantik und Modalität — Raumstrukturen bei E.T.A. Hoffmann

31. August - 3. September

Dr. Magdolna Orosz (Sao Paulo, 3. Latein-Amerikanischer Kongreß für Semiotik)
Vortrag: Text structures and the concept of »chaos« in German Romanticism

September

Prof. Dr. László Tarnói (Rom, Internationale Hungarologie-Konferenz: A kereszténység és Magyarország)
Vortrag: Értékítéletek a magyarországi német nyelvű irodalmi életben a XVIII/XIX.sz. fordulóján

14. September

Dr. András Balogh
Das Bild der Sachsen in der ungarischen Literatur (Universität Leipzig, Konferenz zum Thema „Das Bild des Anderen")

24. - 26. September

Prof. Dr. Dr. h.c. Antal Mádl (Frankfurt a. M., 150 Jahre Erste Germanistenversammlung in Frankfurt am Main 1846-1996)
Vortrag: Neue Möglichkeiten einer „Anrainer-Germanistik". Vergangenheit, Gegenwart und Zukunftsperspektiven

3. Oktober - 5. Oktober

Dr. Katalin Petneki, Anna Szablyár (2. Konferenz des Kroatischen Deutschlehrerverbandes: Gegenwart und Zukunft des Deutschunterrichts)
Referate zum Thema Regionale Lehrwerke

9. - 13. Oktober

Prof. Dr. Dr. h.c. Antal Mádl (Warschau, Deutsch und Auslandsgermanistik in Mitteleuropa. Geschichte — Stand — Ausblicke)
Podiumsgespräch zum Thema: Standortbestimmung und Rückbezüglichkeit der Germanistik

18. - 19. Oktober

Erich W. Schaufler (Universität Graz)
Symposion Deutsch als Fremdsprache
Vorträge: 1. Österreichische Landeskunde anhand literarischer Texte nach 1945
2. Lektorentätigkeit im Ausland

29. - 30. Oktober

Dr. Magdolna Orosz (Nitra, Konferenz From Modernism to Postmodernism)
Vortrag: Postmoderne Modernität — Intertextualität, Ironie und Parodie bei E.T.A. Hoffmann

28. - 30. November

Dr. Gábor Kerekes (Strasbourg, Literatur im Kontext Robert Musil)
Vortrag: Musils Ungarnbild. Vergleich zu anderen österreichischen Autoren der Jahrhundertwende in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts (Kafka, Hofmannsthal, Schnitzler, Horváth, Roth, Zweig, Werfel).

Konferenzen im Land

15. - 17. September

Symposium „Hermann Broch" an der Attila-József-Universität Szeged
Vorträge:
Dr. Gábor Kerekes
Hermann Broch in Ungarn — Brochs ungarische Rezeption
Dr. Péter Zalán
Zwischen konstruktiver Radikalität und radikalem Konstrukt — über Möglichkeiten und Grenzen konkurrierender Lesestrategien

23. - 25. September

Dr. Gábor Kerekes (Szeged, Symposium: Kaiser Franz Joseph I. als literarische Gestalt in den Literaturen der k.-u.-k.-Monarchie und der Nachfolgestaaten)
Vortrag: Das Franz Joseph-Bild bei Krúdy.

28. November

Dr. András Balogh
Der „Klingsor"-Kreis und die Schriftsteller der „Erdélyi Helikon"-Gesellschaft: Versuch einer literarischen Annäherung in der Zwischenkriegszeit (Pécs, Lenau-Haus).

Sonstiges

Lesungen im Café Dürer

27. März

Imre Kurdy, Ádám Nádasdy
Dr. Arno Dusini (Germanistisches Institut, Wien)
Das Tagebuch. Ein Buch von den Tagen.

22. April

István Géher, Sándor Tatár

24. April

Friederike Mayröcker
Einleitung: Dr. Klaus Kastberger

9. Mai

Franzobel (Gewinner des Ingeborg-Bachmann-Wettbewerbes 1995)
Lesung aus „Kraftflut" u.a. Texten

14. Mai

Doron Rabinovici
Lesung aus „Papirnik"

29. Mai

Paul Nizon
Gesprächspartner: György Konrád

Oktober-November

Studentenaustausch

Bereich Sprachdidaktik/Studienseminare Dortmund
Dr. Katalin Petneki, Zsuzsanna Thurzó
Zweiwöchiger Studentenaustausch von 20 Referendaren bzw. Lehramtanwärter

Personalia

- Am 11. Oktober hielt Doz. Dr. Vilmos Ágel an der Loránd-Etvös-Universität seinen Habilitationsvortrag mit dem Titel „Finites Substantiv".
- Doz. Dr. Magdolna Orosz wurde zum Mitglied des Redaktionsausschusses der Interdisciplinary Journal for Germanic Linguistics and Semiotic Analysis berufen (Berkeley, California).

Institut für Germanistik an der Kossuth-Lajos-Universität Debrecen

Vorträge eingeladener Gäste

Frühjahrssemester

Prof. Dr. Ferenc Kiefer (Ungarische Akademie der Wissenschaften)
Doktorandenseminar zu den Grundfragen der kognitiven Linguistik

Februar

Prof. Herbert van Uffelen (Universität Wien)
Gastprofessur: Vorlesungen und Seminare zur niederländischen Literatur

April

Dr. Helmut Frosch (Mannheim)
Kompaktseminar für Doktoranden zu Fragen der Montage-Grammatik; Gastvortrag zum Thema „VG-Adverbiale: Prädikatmodifikation und Komplementbezug"

Prof. Johan Vanparijs (Universität Namur, Belgien)
Vorlesungen in Nederlandistik

Mai

Prof. Dr. Andreas Weis (Salzburg)
Kompaktseminar für Doktoranden zu den österreichischen Dialekten

Prof. Lut Baten (Universität Leuwen, Belgien)
Vorlesungen in Nederlandistik

September

Prof. Dr. János S. Petőfi (Macerata)
Kompaktseminar und von Vorlesungen zu Grundfragen der Sprachphilosophie für Doktoranden

Dr. Gerard Termorshuizen (Universität Leiden, Niederlande)
Vorlesungen in Nederlandistik

Oktober

Prof. Dr. Karl Müller (Universität Salzburg)
Gastprofessur: Vorlesungen und Seminare zur deutschen Literatur vom Naturalismus bis 1950; zum Thema „Jüdische Schriftstellerinnen in der österreichischen Literatur nach 1945"; weiterhin literaturtheoretische Seminare für PhD-Studenten

November

Prof. Herbert van Uffelen (Universität Wien)
Gastprofessur: Vorlesungen und Seminare zur niederländischen Literatur

Teilnahme an ausländischen Konferenzen und Lehrveranstaltungen

Dr. András Kertész
Forschungsprojekte an der Universität Tübingen

19. Mai – 2. Juni

Dr. Magdolna Balkányi
Studienaufenthalt in Wien mit dem Stipendium der Stiftung „Aktion Österreich-Ungarn"

23. Juni – 7. Juli

Dr. Magdolna Balkányi
Veranstaltung des Goethe-Instituts „Theater im Unterricht"

September

Dr. Tamás Lichtmann
Konferenz zum Thema „Österreichische Literatur aus internationaler Sicht" in Wien

Oktober

Bernhard Riedel und *Dr. Zsófia Lieli*
Konferenz zu Projektarbeiten für Fachmethodik in Venedig

28. Oktober – 1. November

Dr. Magdolna Balkányi
3. Kongreß der Gesellschaft für Theaterwissenschaft mit dem Titel „Grenzgänge"

Sonstiges

März

Redewettbewerb für Studenten mit den Gästen Christa Wenzel aus dem Österreichischen Kulturinstitut Budapest und Susanne Schmid aus dem Österreichischen Außenministerium Wien.

Buchausstellung, anschließend Vortrag am 19. März, gehalten von Walter Fanta über österreichische Landeskunde und Literatur

August

Vorträge für Deutschlehrer im Themenkreis „Österreichische Landeskunde und Literatur", gehalten von Walter Fanta

November

„Haben Lieder Seelen ?" — ein Liederabend mit Literatur, gehalten von einer Künstlergruppe aus Voralberg.

Personalia

- Am 1. Juli wurde *Doz. Dr. Piroska Kocsány* zur Leiterin der Abteilung für Sprachmethodik und Lehrerausbildung ernannt.
- Am 1. Juli wurde *Dr. András Kertész* zum o. Professor ernannt.
- Am 1. Juli wurde *Dr. András Kertész* zum Direktor des Instituts für Germanistik ernannt.

Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur an der Eszterházy-Károly-Pädagogische Hochschule Eger

Vorträge eingeladener Gäste

1. Februar – 31. März

Prof. Dr. Peter Barth (Pädagogische Hochschule Erfurt)
Vorlesungen und Kollegien im Bereich Sprachgeschichte:
Die territoriale und soziale Differenzierung des Deutschen
Die hypothetische indoeuropäische Grundsprache
Die erste oder germanische Lautverschiebung und das Vernersche Gesetz
Gliederung der germanischen Sprachen

23. – 30. September

Dr. Altrud Dumont und Dr. Kornelia Siehr (Pädagogische Hochschule Erfurt)
Vorlesungen über:
Fragen der Frühromantik
Problematik von Faust und dem deutschen Geist
Entwicklung der deutschen Novelle von Goethe bis Storm
Zur Lyrik der Wende

Institut für Germanistik an der József-Attila-Universität Szeged

Vorträge eingeladener Gäste

8. – 15. Februar

Prof. Dr. Burkhard Schaeder (Universität-Gesamthochschule Siegen)
Rechtschreibreform; Lexikographie des Deutschen

21. – 23. Februar

Prof. Dr. Wolfgang Pauels (Englisches Seminar, Universität Bonn)
Psycholinguistische Probleme der Aneignung einer Fremdsprache

21. – 23. Februar

Dr. Uwe Multhaup (Englisches Seminar, Universität Bonn)
Fremdsprachliches Verstehen und Lernen

24. Februar – 9. März und 27. April – 12. Mai

Prof. Dr. Wolfgang Wiesmüller (Universität Innsbruck)
Adalbert Stifter und das österreichische Biedermeier (Blockseminar)
Lyrik des 20. Jahrhunderts (Blockvorlesung)

Teilnahme an ausländischen Konferenzen und Lehrveranstaltungen

8. – 31. März

Prof. Dr. Károly Csuri (an der Karl-Franzens-Universität, Graz)
Gastprofessur
Förderndes Institut: CEEPUS
Thema: Literarische Texte als mögliche Welten. Am Beispiel von Georg Trakls Dichtung

12. – 28. März

Claudia Sándor (Institut für Dolmetscherausbildung, Universität Graz)
Studienreise

30. April – 7. Mai

Dr. Éva Kocziszky (Berlin)
Fördernde Universität: FU Berlin
Thema: Tragische Charaktere bei Hölderlin

1. – 31. Mai

Dr. Márta Gaál (an der Comenius-Universität, Bratislava)
Fördernde Stiftung: CEEPUS
Thema: Die deutsche Romantik (Vorlesung)

12. Mai – 19. Mai

Dr. Éva Kocziszky (Jena)
Fördernde Universität: Universität Jena
Thema: Mythosforschung zwischen Philologie und Philosophie: Der Fall Hölderlins

5. – 8. Mai

Prof. Dr. Árpád Bernáth (Göttingen)
Fördernde Universität: JATE/Georg-August-Universität Göttingen
Thema: Wie endet der Roman: *Und sagte kein einziges Wort.* Ein Einblick in die Wekstatt von Heinrich Böll

15. – 18. Mai

Prof. Dr. Árpád Bernáth (Innsbruck)
Fördernde Institute: JATE Német Irodalomtudományi Tanszék/Verband Österreichischer Germanisten
Teilnahme an der Tagung des Verbandes Österreichischer Germanisten

28. Mai – 2. Juni

Judit Szklenár
Fördernde Universität: Georg-August-Universität Göttingen, FaDaF
Ort: Göttingen

1. – 6. Oktober

Tünde Katona (Königswinter/Bonn)
Förderung: OTKA
Thema: Neue Aspekte zu Georg Wernhers Tätigkeit

9. – 11. Oktober

Prof. Dr. Árpád Bernáth (Warschau)
Förderndes Institut: Verband Polnischer Germanisten
Thema: Germanistik in Ungarn — Geschichte, Stand, Ausblicke

20. – 24. November

Prof. Dr. Árpád Bernáth (Köln)
Fördernde Stiftung: Heinrich-Böll-Stiftung
Thema: Beitrag zu den Vorarbeiten einer „Kölner-Ausgabe" der Werke von Heinrich Böll

Konferenzen im Land

15. – 16. Februar

Internationaler Workshop — „Literaturwissenschaft als Wissenschaft über Fiktionalität." / Szeged
Förderung: Partnerschaft der Germanistischen Institute Siegen und Szeged (DAAD)
Vorträge von Mitarbeitern des Instituts:
Árpád Bernáth:
Mögliche Welten und fiktionale Texte
Collin Scholz (Lektor):
Fiktionale Semantik

Christian Oberwagner (Lektor):
Überlegungen zu dem Begriff der Fiktionalität aus dem Blickwinkel der (Text)-linguistik

15. – 17. September

Symposium „Hermann Broch" / Szeged

Förderung: Institut für Germanistik, JATE; Österreichisches Kulturinstitut, Budapest; Goethe-Institut, Budapest; Institut für Philosophie, ELTE; Gesellschaft für Moderne Philologie der Ungarischen Akademie der Wissenschaften

Vorträge von Mitarbeitern des Instituts:
Árpád Bernáth:
Die Funktion der Literatur in einer Welt des Zerfalls der Werte

23. – 25. September

Symposium „Kaiser Franz Joseph I. als literarische Gestalt in den Literaturen der k.-u.-k.-Monarchie und der Nachfolgestaaten" / Szeged
Förderung: Aktion Österreich-Ungarn; Lehrstuhl für Österreichische Literatur und Kultur, JATE; Gesellschaft für Moderne Philologie der Ung. Akademie der Wissenschaften, Szeged; Österreichisches Kulturinstitut, Budapest; Stadtgemeinde Szeged

Vorträge von Mitarbeitern des Instituts:

Árpád Bernáth/Márta Horváth:
Kaiser Franz Joseph als historische Gestalt bei Robert Musil

Anita Auckenthaler-Nikics:
Ein Treffen mit Franz Joseph erzählt von Zoltán Jékely

Sonstiges

9. Mai

„Das Sterben ist des Müllers Lust oder Wo warst du, Manfred?" — Aufführung der Theatergruppe der Szegeder Germanistikstudenten „Die phantastischen 4zehn"

Personalia

- *Dr. Árpád Bernáth* und *Dr. Károly Csuri* erhielten ab dem 1. Juli den Ruf zum Professor.

Fachbereich Germanistik an der Juhász-Gyula-Pädagogische-Hochschule Szeged

Vorträge eingeladener Gäste

13. Februar - 18. Februar

Dr. Sabine Frilling (Erziehungswissenschaftliche Fakultät der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel, Seminar für Deutsche Sprache und Literatur und ihre Didaktik) (DAAD)
Erstspracherwerb — Zweitspracherwerb

27. September - 6. Oktober

Prof. Dr. Friedhelm Debus (Christian-Albrechts-Universität zu Kiel, Germanistisches Seminar)
Die deutsche Sprache nach 1945
Sprachentwicklung oder Sprachverfall — Über die Entwicklung der sprachlichen Norm im Deutschen
Sprachkontakte in Vergangenheit und Gegenwart

Teilnahme an ausländischen Konferenzen und Lehrveranstaltungen

17. Januar

Prof. Dr. Csaba Földes (Bildungswissenschaftliche Hochschule Flensburg-Universität, Abteilung Deutsch als Zweitsprache/Deutsch als Fremdsprache)
Deutsche Phraseologie kontrastiv: intra- und interlinguale Zugänge

20. Januar

Prof. Dr. Csaba Földes (In: Westfälischer Arbeitsskreis „Phrasologie/Parömiologie" 5. Sitzung, Ruhr-Universität Bochum)
Konzepte der kontrastiven Phraseologie

30. Januar

Prof. Dr. Csaba Földes (Institut für deutsche Sprache Mannheim)
Interferenz und Code-switching in Sprachkontaktsituationen

12. Februar

Prof. Dr. Csaba Földes (Universität Koblenz-Landau, Abteilung Landau, Präsidialamt)
Studienorganisation und Hochschulpolitik in Ungarn

25. - 27. März

Prof. Dr. Csaba Földes (In: 6. Münchner Linguistik-Tage der Gesellschaft für Sprache und Sprachen /GESUS e.V/, Universität München)
Die deutsche Sprache im Kontakt. Am Material des Deutschen als Minderheitensprache

26. April

Prof. Dr. Csaba Földes (Universität Zürich, Deutsches Seminar)
Deutsch als Minderheitensprache in Ostmitteleuropa — mit besonderer Berücksichtigung Ungarns

13. Mai

Prof. Dr. Csaba Földes (Martin-Opitz-Bibliothek, Zentrale Ostdeutsche Bibliothek, Herne)
Aktuelle Aspekte der Kultur der Ungarndeutschen

14. Mai

Prof. Dr. Csaba Földes (Essener Linguistisches Kolloquium, Universität-GH Essen, Fachbereich 3, Literatur- und Sprachwissenschaften)
Dimensionen der kontrastiven Phraseologie: intra- und interlinguale Zugänge

23. Mai

Prof. Dr. Csaba Földes (Konstanzer Linguistisches Kolloquium, Universität Konstanz, Fachgruppe Sprachwissenschaft + Sprachlehrinstitut)
Intra- und interlinguale Konzepte der kontrastiven Phrasologie

10. Juni

Prof. Dr. Csaba Földes (Ruhr-Universität Bochum, Germanistisches Seminar)
Probleme der Sprachkultur und Sprachpflege unter Mehrsprachigkeitsbedingungen — am Beispiel der Ungarndeutschen

11. Juni

Prof. Dr. Csaba Földes (Westfälische Wilhelms-Universität Münster, Seminar für deutsche Sprache und Literatur und ihre Didaktik)
Die Deutschen in Ungarn: Aspekte ihrer Sprache und Kultur

17. Juni

Prof. Dr. Csaba Földes (Pädagogische Hochschule Heidelberg, Fakultät II: Fachgebiet Deutsch)
Deutschunterricht im Spannungsfeld von zwei Sprachen und Kulturen. Aspekte der Spracherziehung bei deutschen Minderheiten

20. Juni

Ildikó Szoboszlai (Lehrstuhl für Germanistik der Babes-Bólyai Universität Klausenburg)
Syntaktische Konkurrenzformen der deutschen Gegenwartssprache aus der Sicht der grammatischen Synonymie

18. Juli

Prof. Dr. Csaba Földes (Ludwig-Maximilians-Universität München, Institut für Deutsch als Fremdsprache + Goethe-Institut München)
Spracherziehung bei deutschen Minderheiten als Problem der interkulturellen Bildung

15. - 19. September

Prof. Dr. Csaba Földes/Baur, Rupprecht S. (In: Symposion Deutschdidaktik 1996 in Berlin und Potsdam „Europa — Nation — Region: Von anderen lernen")
Einführung in die Themenschwerpunkte der Sektion 13: Minderheiten in Europa: Sprachen- und bildungspolitische Besonderheiten sowie didaktische Implikationen

26. - 28. September

Prof. Dr. Csaba Földes (In: „Norm und Variation", 27. Jahrestagung der Gesellschaft für Angewandte Linguistik, Erfurt)
Deutsch als Kontaktsprache — Deutsch als Minderheitensprache

26. - 28. September

Prof. Dr. Csaba Földes (In: Norm und Variation. 27. Jahrestagung der Gesellschaft für Angewandte Linguistik, Erfurt)
Forschungsprojekte in der Angewandten Linguistik auf dem Mittel- und Osteuropa-Forum.

9. - 13. Oktober

Prof. Dr. Csaba Földes (In: Deutsch und Auslandsgermanistik in Mitteleuropa. Geschichte — Stand — Ausblicke. Universität Warschau, Verband polnischer Germanisten)
Deutschunterricht und Germanistik in Ungarn. Geschichte — Stand — Ausblicke)
Von der Synchronie zur Diachronie: Entwicklungstendenzen in der germanistischen Linguistik in Ungarn

24. - 26. Oktober

Prof. Dr. Csaba Földes (In: 24. Arbeitstagung österreichischer Linguisten, Workshop Österreichisches Deutsch, Karl-Franzens-Universität Graz)
Überlegungen zur Phraseologie im österreichischen Deutsch

7. November

Csaba Földes (Österreichische Akademie der Wissenschaften + Institut für Germanistik an der Universität Wien)
Verwendung von Redewendungen und Sprichwörtern im Text: Funktionen und Leistungen

Personalia

Berufungen:

- *Dr. Márta Harmat* wurde zur Hochschuldozentin ernannt.

Lehrstuhl für deutschsprachige Literatur an der Janus-Pannonius-Universität Pécs

Vorträge eingeladener Gäste

18. - 29. März

Dr. Bernd Steinbauer (Graz)
Wolfram von Eschenbach: *Parzifal* (Blockseminar im Rahmen einer Gastprofessur)

30. April

Univ. Doz. Dr. Karl Wagner (Wien)
Peter Handkes *Niemandsbucht* — eine poetische Bilanz

April/ Mai (jeweils eine Woche)

Sylvia Deltl (Wien)
Der österreichische Film: Auf der Suche nach Identität. Teil II
(Fortsetzung der Blockveranstaltung des vorigen Semesters)

24. September - 4. Oktober

Univ-Prof. Dr. Anton Schwob (Graz)
Überblick über die deutsche Literatur des Mittelalters. (Blockvorlesung im Rahmen einer Gastprofessur)

Oktober/November (jeweils eine Woche)

Sylvia Deltl (Wien)
Österreichischer Film. Teil III. Von den 70er Jahren bis heute.
(Fortsetzung der Blockveranstaltung des vorigen Semesters)

28. Oktober - 19. Dezember

Dr. Jürgen Trinks (Wien)
Philosophie der neuen Medien (Blockvorlesung im Rahmen einer Gastprofessur)

28. Oktober - 19. Dezember

Dr. Maria Fürst (Wien)
Der Umbruch der Wiener Moderne in Literatur und Philosophie (Blockseminar im Rahmen einer Gastprofessur)

Teilnahme an ausländischen Konferenzen und Lehrveranstaltungen

16. - 18. Mai

Mag. Barbara Mariacher
Dr. Zoltán Szendi (in Innsbruck)
Jahrestagung der Österreichischen Gesellschaft für Germanistik

5. - 6. Juni

Dr. Zoltán Szendi (in Graz)
Vortrag zur *Situation der Lektoren in Ungarn*
Tagung der österreichischen Lektoren

1. - 14. September

Dr. Zoltán Szendi (in Wien)
Forschungsaufenthalt

1. - 4. Oktober

Dr. József Czirják (in San Sebastian)
Hegels „Arten des Geschichtsschreibens" als Einleitung in die Philosophie der Geschichte.
Konferenz der Internationalen Hegel-Gesellschaft

Konferenzen im Land

31. Oktober

Dr. József Czirják (an der Pädagogischen Hochschule Juhász Gyula Szeged)
Marx és Derrida

22. - 23. November

Dr. Schauer Hilda (an der JPTE Pécs)
A német szakos hallgatók nyelvi alapvizsgára való felkészítése és a nyelvi teljesítmény mérése
(Megmérettetések: A hazai értékelés jelene és távlatai. Idegennyelvoktatási konferencia)

29. - 30. November

Dr. Horst Lambrecht (im Lenau-Haus Pécs)
Schreibweisen. Anmerkungen zur ungarndeutschen Literatur der achtziger Jahre.

Dr. Zoltán Szendi (im Lenau-Haus Pécs)
Thomas Mann und Karl Kerényi: Eine geistige Begegnung
(Internationale Tagung: Deutsche Literatur im Donau- und Karpatenraum (1918-1996). Regionale und gesamtstaatliche Ansätze.)

Sonstiges

24. September

Autorenlesung von *Elfriede Herb* in der Österreich-Bibliothek

18. Oktober

Feier des 40jährigen Jubiläums der Gründung des Deutschen Lehrstuhls in Pécs

14. November

Konferenz für die neue Rechtschreibreform: Deutsche Sprache und Deutschunterricht heute — und morgen?

Berzsenyi Dániel Pädagogische Hochschule Szombathely und EECALL-Zentrum

Vorträge eingeladener Gäste

18. - 22. März

Prof. Graham Davies, Thames Valley (Universität London)
Tempus

15. - 17. November

Dr. Bruno Prowaznik (Universität Wien)
Erstellung von Programmen für den DaF-Unterricht

Teilnahme an ausländischen Konferenzen und Lehrveranstaltungen

5. - 12. Januar

Dr. Lajos Szalai (an der Universität Magdeburg mit der Förderung des DAAD)
Thema der internationalen Veranstaltung: Germanistikcurricula an Hochschulen und Universitäten
Vortrag: Neue Wege der Germanistikausbildung an der Pädagogischen Hochschule in Szombathely

8. - 11. Mai

Dr. Éva Balogh
MOE-Tagung in Warschau
Entsender: ZTE-Köln

23. - 25. September

Dr. János Kohn
GAL-Tagung in Erfurt „Norm und Variation„
Vortrag: Förderung der Sprachbewußtheit durch computergestützten Sprachvergleich

25. - 29. September

Dr. Mária Barota
Teilnahme an der Jahrestagung der Rilke-Gesellschaft in Marburg

24. - 26. Oktober

Dr. János Kohn (an der Universität Temesvar)
40 Jahre Germanistik in Temesvar
Vortrag: Computerunterstützte Textanalyse. Stilistische Aspekte

Teilnahme an Konferenzen im Land

24. - 26. Januar

Dr. Mária Barota (XXII. Dn'i slawjanskoj filologü — KLTE Debrecen)
Vortrag: R. M. Rilke i K. M. Fofanow

26. - 27. April

Dr. Mária Barota (Teorija i prakt'ika prepodavanija inostrannych jazykow. — JPTE Pécs)
Vortrag: Obras ikonopisza w stichotworenijach Rilke

29. - 31. August

Das von Dr. János Kohn geleitete EECALL-Zentrum veranstaltete an der BDTF die Internationale EOROCALL-Konferenz mit dem Thema: *Neue Wege im computerunterstützten Fremdsprachenunterricht,* an der über 250 Gäste (cca 180 aus 30 Ländern) teilgenommen haben. Der Konferenzband erscheint bis Juli 1997

5. - 7. September

Dr. János Kohn (an der Internationalen Konferenz Transferre necesse est... in Budapest. Aktuelle Frage der Übersetzung)
Vortrag: Korpuslinguistik und Übersetzung

Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur an der Universität Veszprém

Vorträge eingeladener Gäste

4. - 5. Oktober

Prof. Dr. Friedhelm Debus (Univ. Kiel — IdS Mannheim)
Einführung in die Kontaktlinguistik

13. November

Dr. Klaus Heller (IdS Mannheim)
Die neue Rechtschreibreform

11. Dezember

Ass. Prof. Univ.-Doz. Dr. Peter Ernst (Universität Wien)
Einführung in die Sprachsystemforschung

Studienjahr 1996/97

Prof. Dr. Dr. h.c. Wolfgang Bachofer (Universität Hamburg)
Gastprofessur
Geschichte der deutschen Sprache und der älteren deutschen Literatur

ab 1. September 1996

Annette Kraus (Bosch-Stipendiantin)
Tutorin

Konferenzen im Land

3. - 6 Juni

Ewa Drewnowska-Vargáné (in Balatonalmádi)
V. International Second Language Acquisiton Workshop
Vortrag: Themenentfaltung und Tempora als Indikatoren der kommunikativen Textfunktion

29. - 30. November

Horst Lambrecht (Pécs)
Deutsche Literatur im Donau- und Karpatenraum. Regionale und gesamtstaatliche Ansätze, Internationale Tagung
Vortrag: Schreibweisen. Anmerkungen zur ungarndeutschen Literatur der 80er Jahre

29. - 30. November

Virág Cseresznyés (in Pécs)
Deutsche Literatur im Donau- und Karpatenraum. Regionale und gesamtstaatliche Ansätze, Internationale Tagung
Zwischen Vater- und Mutterland. Das schriftstellerische Werk des ungarndeutschen Autors Hans Christ

Sonstiges

„Füreinander", Studentenzeitschrift am Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur, erschien mit der ersten Nummer.
Errichtung einer Home Page des Lehrstuhls für deutsche Sprache und Literatur (http://www.vein.hu/uni/facult/teach/germ/germd.html)

Personalia

- Am 16. August 1996 hat *Csaba Földes* die Leitung des Lehrstuhls für deutsche Sprache und Literatur (Nachfolge von *Prof. Dr. Dr. h.c. Antal Mádl*) übernommen.
- Herr *Prof. Dr. Wolfgang Bachofer* (Emeritus von der Universität Hamburg) hat die Ehrendoktorwürde: Dr. h.c. phil. der Universität Veszprém erhalten.

Beförderungen:

- *Dr. István Bogner,* zum Universitätsdozenten
- *Ágnes Csukás,* zur wiss. Oberassistentin
- *Dr. Ewa Drewnowska-Vargáné,* zur wiss. Oberassistentin

Hans-Georg Werner

(1931-1996)

Hans-Georg Werner, einer der bedeutendsten deutschen Germanisten, starb am 4. 12. 1996 in Eisleben, nicht weit entfernt von Halle, wo er über 40 Jahre lang an einer Universität tätig war: seit 1950 als Student der Germanistik, Geschichte und Philosophie, dann als wissenschaftlicher Mitarbeiter, seit 1969 als ordentlicher Professor. Seine Lektoratstätigkeit 1955-58 in Bukarest bot ihm zu Zeiten der DDR die einzige Möglichkeit, im Ausland zu arbeiten; später, als er im Fach prominent wurde, erhielt er zunehmend die Möglichkeit, als Teilnehmer von Tagungen und als Vortragender ins Ausland zu reisen, seit den späten siebziger Jahren auch in das westliche Ausland. Freilich: Das Reisen, die Begegnung mit dem Anderen, die Herausforderung durch das Fremde, mußte punktuell bleiben, es verlagerte sich in den Kopf, in die Phantasie.

Es war sicher kein Zufall, daß Hans-Georg Werner seine Dissertation über einen ‚phantastischen' Autor schrieb *(E.T.A. Hoffmann. Darstellung und Deutung der Wirklichkeit*, 1962) und über eine Epoche, die in der DDR seinerzeit, noch als Wegbereiterin des Faschismus verpönt war: Er schrieb auch über die Kraft des utopischen Denkens, der Subjektivität. So trug er zur Neubestimmung der Romantik bei — ein Vorläufer zahlreicher Schriftsteller, die hier seit den späten sechziger Jahren eine Literatur entdeckten, die von den offiziellen Bewahrern des Erbes verfemt war. Als ich Hans-Georg Werner 30 Jahre später zu einem internationalen E.T.A. Hoffmann-Symposion nach Berlin einlud, wählte er das Thema „Hoffmanns Phantasie-Italien" — Italien war nicht nur für Hoffmann eines seiner größten Abenteuer im Kopf, sondern auch für Werner selbst. Er konnte sich den Traum in seinen letzten Lebensjahren erfüllen. Die politische Geschichte, die ihn 40 Jahre lang in der DDR festgehalten hatte, die ihn nach 1989 wie die meisten Fachkollegen seines Alters in eine schwierige Situation brachte, eröffnete ihm eine unerwartete Chance: Während die Universität Halle so kurzsichtig war zu glauben, Hans-Georg Werner sei mit 63 Jahren zu alt, um noch an der Erneuerung des Faches mitzuwirken, berief ihn die Universität Pisa 1994 auf eine Professur; er verbrachte drei erfolgreiche und glückliche Jahre in Italien. Sein Tod bei einem Aufenthalt in der alten Heimat riß ihn aus vielen Plänen, Projekten, die er mir noch einige Wochen zuvor begeistert entwickelt hatte.

Die frühen Arbeiten Hans-Georg Werners zeigen ihn noch teilweise im Bann der Methode, die in den fünfziger Jahren in der DDR die un-

befragte Basis der sich entwickelnden Germanistik war: der wissenschaftlich auftrumpfende Marxismus. Die Seminare in Berlin und Leipzig waren die Hochburgen der marxistischen Germanistik, die anderen Institute standen weniger im Blickfeld der Parteideologen. Wenn Halle in den siebziger und achtziger Jahren ein eigenes Profil gewann, dann war das wesentlich das Verdienst von Hans-Georg Werner. In seinen Schriften wurde der Begriff „marxistisch" zunehmend öfter durch „literatursoziologisch" oder „kommunikationstheoretisch" ersetzt. Schon früh wuchs bei ihm die Einsicht, daß ein Umgang mit Literatur, der bei Themen wie *Geschichte des politischen Gedichts in Deutschland 1815-1840* (1969, seiner Habilitationsschrift) oder bei Arbeiten über Georg Weerth oder Herwegh zu wichtigen Ergebnissen führte, bei Heine, Goethe oder Grillparzer nicht bis in den Kern vordringen kann. Die Lust an der Literatur und das Hinhören auf die Texte führten zu Interpretationen, die differenziert und subtil waren. Klarheit des Denkens, Lust an der Rationalität zeigten eine geistige Verwandtschaft zu Lessing, dem er einige brillante Studien widmete. Der „Witz" — im Verständnis des 18. Jahrhunderts: die spielerische Leichtigkeit des Geistes — Lessings einerseits, die Ironie Heines andererseits: dies waren nicht nur in seinen Arbeiten über diese Autoren und ihre Epochen Stilideale, sie prägten auch das eigene Sprechen und Denken. Funkelnde Geistigkeit, Sinn für Ironie — das paßte nicht so recht zu einem „Direktor" eines Universitätsinstituts, in der DDR ja ein gewichtiges Amt mit offiziellen Verpflichtungen. Nur Hans-Georg Werners wachsender internationaler Ruf schützte ihn vor den Attacken einiger Kollegen, bei denen die Selbständigkeit des Denkens nie bestanden hatte oder im Laufe der Zeit in der Monotonie des Alltags oder durch permanenten politischen Druck zerbrochen war.

Wenn man seine Bücher und Aufsätze der achtziger Jahre liest — *die Bausteine zu einer Wirkungsgeschichte: Gotthold Ephraim Lessing* (1984), *Text und Dichtung — Analyse und Interpretation* (1984), seine Arbeiten über die Literatur der DDR, ihre „romantischen Traditionen", über Fühmann, Hermlin oder Christa Wolf — kann man verfolgen, wie er sich in zunehmender Souveränität weit stärker an den neuen Entwicklungen der internationalen Germanistik orientierte als an den parteilich vorgeschriebenen Wegen, die den meisten Kollegen seines Landes verbindlich blieben. In einem langen Gespräch mit Ursula Heukenkamp in der *Zeitschrift für Germanistik* 1985 entwickelt er diese Vorstellungen öffentlich in einer Weise, die den Reihentitel der Interview-Serie *Materialien zur Geschichte der marxistischen germanistischen Literaturwissenschaft in der DDR* subtil unterläuft. Hier bricht er etwa öffentlich eine Lanze für die ästhetische Seite des Kunstwerkes und die große Literatur: Gegenüber der vorherrschenden Ansicht, „man solle sich nicht so sehr mit den Dichtungen beschäftigen, die doch nur die Lebensgewohnheiten relativ weniger bestimmen", setzt er sein Bekenntnis: „Für die Literaturwissenschaft als Disziplin werden aber die literarischen Höchstleistungen immer im Mittelpunkt stehen müssen."

„Für die Literaturwissenschaft jedenfalls ist die Verantwortlichkeit gegenüber dem Text durch den Charakter ihrer Disziplin gegeben, und sie wird immer danach zu fragen haben, wie sie sich in völliger Verantwortung gegenüber dem alten Text eine Produktivität sichert, die diese Dichtung nicht zum Material von Bildung herabwürdigt." Er fordert, „daß die marxistische Literaturwissenschaft sich in einem wesentlich stärkeren Maße als bisher auf den Kern dessen bezieht, was ihren Gegenstand ausmacht, nämlich auf die literarischen Texte als Grundlage für dichterische Werke, die ihrerseits die Grundlage für das soziale Interesse an künstlerischer Literatur abgeben." Diese Ausrichtung zeigt auch die Wahl der Autoren, denen er umfangreiche Ausgaben widmete: Brentano, Achim von Arnim. Seit langem war er in der Internationalen Lenau-Gesellschaft tätig, hatte die Erforschun dieses Autors gefördert. Die Bearbeitung von Lenaus *Faust* in der historisch-kritischen Ausgabe war seine letzte wissenschaftliche Arbeit, er konnte sie nicht mehr ganz abschließen. Die deutsche Germanistik hat mit Hans-Georg Werner einen Kollegen von internationalem Rang verloren.

Hartmut Steinecke
(Paderborn)

BIBLIOGRAPHIE
1995

Die Bibliographie enthält die im Jahre 1995 in Ungarn sowie von ungarischen Germanisten im Ausland erschienenen wissenschaftlichen Publikationen (selbständige Werke und in Sammelbänden bzw. Zeitschriften veröffentlichte Aufsätze). Nachträge von 1994 sind mit * gekennzeichnet. Belletristische Veröffentlichungen, Buchbesprechungen, Theaterkritiken, Chrestomathien sowie Texte aus Tageszeitungen wurden nicht aufgenommen.[1]

- ADMONI, WLADIMIR: „Das Problem der theoretischen Anweisungen in den grammatischen Lehrbüchern." — In: Ágel, Vilmos - Rita Brdar-Szabó, Hrsg. (1995), 169-174.
- ÁGEL, VILMOS: *Überlegungen zum Gegenstand einer radikal konstruktivistischen Linguistik und Grammatik.* — In: *Grammatik und deutsche Grammatiken.* (S. o.) S. 3-22.
- ÁGEL, VILMOS: *Valenzrealisierung, Grammatik und Valenz.* In: ZGL 23, S. 2-32.
- ÁGEL, VILMOS - BRDAR-SZABÓ, RITA (Hrsg.): *Grammatik und deutsche Grammatiken. Budapester Grammatiktagung 1993.* (= Linguistische Arbeiten 330) Tübingen: Niemeyer 1995.
- ALLEMANN, BEDA: *Empedoklész és a halál.* [Empedokles und der Tod]. Übs. Fürjes, Gabriella. — In: *Enigma* 4/1995-1/1996 (Jg. 3), S. 117-125.
- AMRHEIN, JÜRGEN: *Valenztheoretische Aspekte der Auxiliarisierung.* — In: *JuG.* 1995, S. 85-108.
- ARLT, HERBERT: *Aufbruch als Motiv bei Ingeborg Bachmann.* — In: *Nicht (aus, in, über, von) Österreich. Zur österreichischen Literatur, zu Celan, Bachmann, Bernhard und anderen.* (Hrsg. Lichtmann, Tamás unter Mitw. v. Fanta, Walter) Frankfurt a. M. - Berlin - Bern - New York - Paris - Wien: Lang 1995, S. 107-114. (= Debrecener Studien zur Literatur 1)
- ARLT, HERBERT: *Osztrák irodalomtörténet.* [Österreichische Literaturgeschichte]. — In: *Német filológiai tanulmányok* 1995 (Jg. 22). Sondernummer, S. 33-39.
- AUCKENTHALER, KARLHEINZ, F.: *Das Achteckmodell. Eine Hilfe für die Literaturgeschichtsschreibung.* — In: *Die österreichische Literatur.* (Hrsg. Arlt, Herbert und Daviau, Donald) Saarbrücken 1995, S. 112-123.
- AUCKENTHALER, KARLHEINZ F.: *Anmerkungen zur österreichischen Literatur.* — In: *Lauter Einzelfälle. Zur österreichischen Literatur.* (Auckenthaler, Karlheinz F., Hrsg.) Bern: Peter Lang 1995, S. 11-56.
- AUCKENTHALER, KARLHEINZ F.: *Biblische Stoffe und Motive in der österreichischen Literatur.* — In. *Neohelicon* 1/1995 (Jg. 22), S. 49-74.
- AUCKENTHALER, KARLHEINZ F.: *Lauter Einzelfälle. Zur österreichischen Literatur.* (Hrsg.) Bern: Peter Lang 1995.
- AUCKENTHALER, KARLHEINZ F.: *„Man hat den Doppeladler verjagt: Und die Aasgeier sind gekommen". Joseph Roth und Österreich.* — In: *Lauter Einzelfälle. Zur österreichischen Literatur* (Hrsg. Auckenthaler, Karlheinz F.) Bern: Peter Lang 1995, S. 321-332.
- AUCKENTHALER, KARLHEINZ F.: *Musikalität bei Franz Werfel.* — In: *Mitteilungen der österreichischen Gesellschaft für Musikwissenschaft* 1995. (Jg. 28), S. 66-68.
- AUCKENTHALER, KARLHEINZ F.: *Numinoses und Heiliges in der österreichischen Literatur.* (Hrsg. Auckenthaler, Karlheinz F.) Bern - Berlin - Frankfurt a. M. - New York - Paris - Wien: Lang 1995.

---

1 Die verwendeten Abkürzungen sind die folgenden:

DUfU: Deutschunterricht für Ungarn — Budapest: ELTE.
JuG: Jahrbuch der ungarischen Germanistik — Budapest.
ZGL: Zeitschrift für Germanistische Linguistik.

- Auckenthaler, Karlheinz F.: *Das österreichische Biedermeier — eine Annäherung.* — In: *Lauter Einzelfälle. Zur österreichischen Literatur.* (Hrsg. Auckenthaler, Karlheinz F.) Bern: Peter Lang 1995, S. 103-120.
- Auckenthaler, Karlheinz F.: *Über österreichische Literatur schreiben? — Gut. Aber wenn ich nur wüßte, was diese ist? Ein Konzept zum österreichischen Literaturbegriff.* — In: *Nicht (aus, in, über, von) Österreich. Zur österreichischen Literatur, zu Celan, Bachmann, Bernhard und anderen.* (Hrsg. Lichtmann, Tamás) Frankfurt a. Main - Berlin - Bern - New York - Wien: Lang 1995, S. 17-30.
- Auckenthaler, Karlheinz F.: *„Vielleicht, wenn ich genügend lange tot bin, werde ich unter den dramatischen Autoren meinen ersten Rang bekommen." Albert Drach und das österreichische Volksstück* — In: *JuG* 1995, S. 299-309.
- Auckenthaler, Karlheinz F.: *Vorüberlegungen zur Problematik der religiösen Literatur.* — In: *Numinoses und Heiliges in der österreichischen Literatur.* (Hrsg. Auckenthaler, Karlheinz F.) Bern - Berlin - Frankfurt a. Main - New York - Paris - Wien: Lang 1995, S. 3-17.
- Bajkó, István Zsigmond: *Einige Besonderheiten der deutschen Pressesprache.* — In: *DUfU* 1/1995, S. 21-29.
- Balogh, András: *Aspekte der Rezeption des Nibelungenliedes in Ungarn im 19. Jahrhundert.* — In: *Berliner Beiträge zur Hungarologie* Bd. 8/1995, S. 77-85.
- Balogh, András: *Dichterbilder in der Lyrik Franz Hodjaks.* — In: *JuG* 1995, S. 73-81.
- Bán, Zoltán András: *Heinrich von Kleist, avagy Az elviselhetetlen.* [Heinrich von Kleist oder das Unerträgliche]. — In: *Holmi* 5/1995 (Jg. 7), S. 618-619.
- Bartha, Magdolna: „Satzmodus und Illokutionstyp." — In: Ágel, Vilmos - Rita Brdar-Szabó, Hrsg. (1995), 81-90.
- Bassola, Péter: *Deutsch in Ungarn — in Geschichte und Gegenwart.* — Heidelberg: J. Groos Verlag: 1995 (= Reihe Sammlung Groos Bd. 56)
- Bassola, Péter: *Schulgrammatik.*— In: *Grammatik und deutsche Grammatiken.* (Hrsg, Ágel, Vilmos - Brdar-Szabó, Rita) Tübingen: Niemeyer Verlag 1995, S. 329-331.
- Bassola, Péter: *Schwierigkeiten bei der Erstellung eines deutsch-ungarischen Substantivvalenzwörterbuches.* — In: *Studien zur zweisprachigen Lexikographie Deutsch-Ungarisch I.* (Hrsg. Bernáth, Csilla) Szeged: JATE, S. 101-116. (= Acta Germanica 5)
- Bassola, Péter: *Substantivvalenz in Forschung und Unterricht.* — In: *Deutsch als Fremdsprache. An den Quellen eines Faches. Festschrift für Gerhard Helbig zum 65. Geburtstag.* (Hrsg. Popp, Heidrun) München: Iudicium Verlag 1995, S. 389-405.
- Bausch, Karl-Richard: *Das Lernen und Lehren von Deutsch als Fremdsprache.* — In: *DUfU* 1/1995, S. 1-22.
- Becker, Peter von: *A nyolcvanas évek minima moraliája. Megjegyzések Botho Strauß „Paare Passanten"-jához és „Kalldewey Farce"-ához.* [Die Minima Moralie der achtziger Jahre: Notizen zu Botho Strauß' Paare Passanten und Kalldewey Farce.] Übs. V. Horváth, Károly. — In: *Jelenkor* 3/1995 (Jg. 38), S. 234-243.
- Beke, Katalin: *Niederländische Transferenzen im Wortschatz der deutschen Mundarten.* — In: *Sprachtheorie und germanistische Linguistik* (Hrsg. Kertész, András). Bd. 1/1995, S. 7-15.
- Belobratow, Alexandr: *Österreichische Literatur nach 1945 aus russischer Sicht.* — In: *Nicht (aus, in, über, von) Österreich. Zur österreichischen Literatur, zu Celan, Bachmann, Bernhard und anderen.* (Hrsg. Lichtmann, Tamás unter Mitw. v. Fanta, Walter) Frankfurt a. M. - Berlin - Bern - New York - Paris - Wien: Lang, 1995, S. 31-44. (= Debrecener Studien zur Literatur 1)
- Bernáth, Árpád: *Aufsätze zu Heinrich Bölls letztem Roman, die das Werk neu lesen helfen.* — In: *Neue Bücher* Herbst/1995, S. 16.
- Bernáth, Árpád: *Geschichte und Melancholie. Über Heinrich Bölls Roman Frauen vor Flußlandschaft* (Hrsg. Bernáth, Árpád) Köln: Kiepenhauer & Witsch 1995.

- Bernáth, Árpád: *Heinrich Bölls letzter Roman. Frauen vor Flußlandschaft als Fortschreibung.* — In: *1945-1995. Fünfzig Jahre deutschsprachige Literatur in Aspekten.* (Hrsg. Knapp, Gerhard P. - Labroisse, Gerd unter Mitarbeit von Visser, Anthonya) Amsterdam - Atlanta, GA: Editions Rodopi 1995, S. 404-434. (= Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik 38/39)
- Bernáth, Árpád: *Művészet és antimművészet. Heinrich Böll művészetfelfogása és a nyugatnémet társadalmi mozgások (1965-1975). Vajda Mihálynak 60. születésnapjára.* [Kunst und Antikunst. Heinrich Bölls Kunstauffassung und die westdeutschen gesellschaftlichen Bewegungen. Für Mihály Vajda zum 60. Geburtstag]. — In: *Holmi* 11/1995 (Jg. 7), S. 1596-1603.
- Bernáth, Árpád: *Der Schwamm und der Rhein.* — In: *Geschichte und Melancholie. Über Heinrich Bölls Roman Frauen vor Flußlandschaft.* (Hrsg. Bernáth, Árpád). Köln: Kiepenheuer & Witsch 1995, S. 127-172.
- Bernáth, Árpád: *Der strukturelle Ort des Themas 'Gewalt' in Bölls Erzählungen „Die verlorene Ehe der Katharina Blum" und „Ende einer Dienstfahrt" und die Erweiterung des Kunstbegriffs.*— In: *1945-1995. Fünfzig Jahre deutschsprachige Literatur in Aspekten.* (Hrsg. Knapp, Gerhard P. - Labroisse, Gerd unter Mitarbeit von Visser, Anthonya) Amsterdam - Atlanta, GA: Editions Rodopi 1995, S. 409-434.
- Bernáth, Árpád: *Vorwort.* — In: *Geschichte und Melancholie. Über Heinrich Bölls Roman Frauen vor Flußlandschaft.* (Hrsg. Bernáth, Árpád) Köln: Kiepenheuer & Witsch 1995, S. 9-14.
- Bernáth, Árpád: *Das Wechselspiel zwischen Zentrum und Peripherie. Die Universitäten von Pécs, Debrecen, Szeged und die ungarische Germanistik.* — In: *Germanistik in Mittel- und Osteuropa. 1945-1992.* (Hrsg. König, Christoph) Berlin: de Gruyter 1995, S. 271-283.
- Bernáth, Csilla: *Aktuelle deutsche Wörter — Konzeption eines deutsch-ungarischen Wörterbuchs.* — In: *Studien zur zweisprachigen Lexikographie Deutsch-Ungarisch I.* (Hrsg. Bernáth, Csilla) Szeged: JATE 1995, S. 117-122. (= Acta Germanica 5)
- Bertalan, Judit: *Samuel Ludvighs Reisebericht über Nordamerika.* — In: *JuG* 1995, S. 281-297.
- Bertalan, Judit: *A soproni német nyelvű sajtó történetéből.* [Aus der Geschichte der Soproner deutschsprachigen Presse]. — In: *Soproni Szemle* 1/1995 (Jg. 50), S. 39-50.
- Bíró, Zsuzsanna: *Grammatik-Lexikon des Deutschen (in Vorbereitung.)* — In: *JuG.* 1995, S. 337-350.
- Bobinac, Marijan: *1968 und das neue Volksstück.* — In: *JuG* 1995, S. 63-72.
- Boócz-Barna, Katalin: *Der ungarische Deutschlehrerverband und die Lehrerfortbildung.* — In: *DUfU* 1/1995, S. 58-62.
- Boócz-Barna, Katalin: *Gondolatok az idegennyelv szakos tanártovábbképzés kapcsán.* [Über die Fortbildung der Fremdsprachenlehrer.] — In: *VI. Országos Alkalmazott Nyelvészeti Konferencia* Budapest: Műszaki Egyetem 1995, S. 263-267.
- Borckmeyer, Dieter: *Corneille, Lessing és az arisztotelészi poétika értelmezése.* [Corneille, Lessing und die Deutung der Poetik von Aristoteles]. Übs. Vitéz, Ildikó. — In: *Szépliteratúrai ajándék* 3/1995-1/1996, S. 50-61.
- Bori, Erzsébet: *Szervusz, és minden mindegy! A Thomas Bernhard jelenség.* [Servus, und alles ist egal. Das Phänomen Thomas Bernhard.] — In: *Élet és Irodalom* 49/1995 (Jg. 39), S. 14.
- Botka, Ferenc: *Déry Tibor és Berlin.* [Tibor Déry und Berlin]. — In: *Mitosz és utópia. Irodalom- és eszmetörténeti tanulmányok.* Budapest: Argumentum, 1995, S. 129-153.
- Böhm, Orsolya: *Ungarns Literatur und Kultur am Anfang des 19. Jahrhunderts im Spiegel der Wiener Zeitschriften.* — In: *Ex libris et manuscriptis. Quellen, Editionen, Untersuchungen zur österreichischen und ungarischen Geistesgeschichte.* (Hrsg. Németh, István - Vizkelety, András) Budapest - Wien: Akadémiai Kiadó - Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 1994, S. 199-216.*
- Bradean-ebinger, Nelu (Hrsg.): *Die Schweiz, Ungarn und Europa.* Lingua Deutsch 8. Budapest: Budapesti Közgazdaságtudományi Egyetem 1995.

- Brdar-Szabó, Rita: *Leksička semantika i teorija prevodjenja: slučaj lažnih i pravih prijatelja.* [Lexikalische Semantik und Übersetzungstheorie: falsche oder wahre Freunde?] —In: *Suvremeni trendovi u prevodrenju.* Neue Ansätze in der Übersetzung (Hrsg. Mihaljević-Djigunović, Jelena et al. Zagreb: Hrvatsko društvo za primijenjenu lingvistiku 1995, S. 337-342. (zusammen mit Brdar, Mario)
- Brdar-Szabó, Rita: *PRO-blematisches in deutschen Grammatiken.* — In: *Grammatik und deutsche Grammatiken. Budapester Grammatiktagung 1993.* (Hrsg. Ágel, Vilmos - Brdar-Szabó, Rita) (= Linguistische Arbeiten 330) Tübingen: Niemeyer, 1995, S. 91-107.
- Buber, Martin: *„Mióta párbeszéd vagyunk". Megjegyzések egy Hölderlin-verssorhoz* (Seit ein Gespräch wir sind. Bemerkungen zu einem Vers Hölderlins) Übs. Báthori, Csaba. — In: *Enigma* 4/1995- 1/1995 (Jg. 3), S. 132.
- Buscha, Joachim: „Referenzgrammatiken als theoretische Mischgrammatiken." — In: Ágel, Vilmos - Rita Brdar-Szabó, Hrsg. (1995), 175-185.
- Canisius, Peter: *„Moziban", „a moziban" und „im Kino". Verschmelzungen aus Präposition und Artikel im Deutschen und ihre Korrelate im Ungarischen.* — In: *Studien zur Germanistik* 1995 (Jg. 3), S. 103-142.
- Csuri, Károly: *Theorie und Modell, Erklärung und Textwelt. Über Trakls „Ruh und Schweigen".* — In: *Weltbürger — Textwelten. Helmut Kreuzer zum Dank.* (Hrsg. Bodi, L. - Helmes, E. - Schwarz F. Voit.) Bern - Berlin - Frankfurt a. M. - New York - Paris - Wien: Lang 1995, S. 128-151.
- Csuri, Károly: *Zur poetischen Religiosität in Trakls Dichtung.* — In: *Numinoses und Heiliges in der österreichischen Literatur.* (Hrsg. Auckenthaler, Karlheinz F.) Bern - Berlin - Frankfurt a. M. - New York - Paris - Wien: Lang 1995, S. 111-139.
- *Curriculumevaluation der Deutschlehrerausbildung aus didaktischer Sicht. Tagungsdokumentation. (=Budapester Beiträge zur Germanistik, Band 25)* (Hrsg. Petneki, Katalin - Schmitt, Wolfgang - Szablyár, Anna) 1994, 163 S.*
- Czibula, Katalin: *A pest-budai német sajtó színháztörténeti híradásai 1781-1790 között.* [Die theatergeschichtlichen Nachrichten der deutschen Presse zu Pest-Buda 1781-1790]. — In: *Magyar Könyvszemle* 1/1995 (Jg. 111), S. 25-37.
- Damerau, Burghard: *Die Waffen der Groteske. Kafka, Kämpfe und Gelächter.*— In: *Neohelicon* 2/1995 (Jg. 22), S. 259-266.
- Daviau, Donald G.: *Peter Turrini und die Demaskierung der Gesellschaft.* — In: *Nicht (in, aus, über, von) Österreich. Zur österreichischen Literatur, zu Celan, Bachmann, Bernhard und anderen).* (Hrsg. Lichtmann, Tamás unter Mitw. v. Fanta, Walter) Frankfurt a. M. - Berlin - Bern - New York - Paris - Wien: Lang, S. 261-186. (= Debrecener Studien zur Literatur 1)
- *Deutsch als Zweitsprache in der Erwachsenenbildung.* Curriculumentwicklung — Übungsmaterial — Lehrerfortbildung. (Hrsg. Kilian, Volker - Neuner, Gerhard - Schmitt, Wolfgang) Berlin und München: Langenscheidt 1995.
- Dittman, Ulrich: *Könyves München. Beszélgetés U. D. irodalomtörténésszel.* [München der Bücher. Gespräch mit dem Literaturhistoriker U. D.].— In: *Európai Utas* 4/1995 (Jg. 6), S. 59-62.
- Domány, Judit: *Semantische Räume und Rollen in Eichendorffs Erzählung „Das Marmorbild".* — In: *JuG* 1995, S. 325-335.
- Droste, Wilhelm: *Brücken ins Uferlose. — Das Schöne in den Zonen der Unübersetzbarkeit. (Überlegungen zu Gedichten von Endre Ady und Rainer Maria Rilke).* — In: *Berliner Beiträge zur Hungarologie* Bd. 8/1995, S. 86-113.
- Dürrenmatt, Friedrich: *A „labirintus" avagy az emberi lét határairól.* [Das Labyrinth oder über die Grenzen des menschlichen Daseins]. Reporter: Haller, Michael. — In: *Műhely* 2-3/ 1995 (Jg. 18), S. 18-23.
- Dürscheid, Christa: *Passivische Konstruktionen im Deutschen und Ungarischen .* — In: *JuG* 1995, S. 109-126.

- Éder, Zoltán: *Verseghy magyar-német összevető nyelvtana* [Die ungarisch-deutsche vergleichende Grammatik von Ferenc Verseghy]. — In: *Hungarológia* Bd. 7/1995, S. 208-220.
- Einhorn, Ágnes - Petneki, Katalin - Szablyár, Anna - Zalán, Péter: *Érettségi és felvételi nyelvvizsgatesztek.* Testaufgaben — Abitur und Aufnahmeprüfung. Budapest: Corvina 1995. 141 S.
- Eisenberg, Peter: „Grammatik der geschriebenen Sprache als Symbolgrammatik. Ein Versuch an ausgewählten Themen der Morphologie." — In: Ágel, Vilmos - Rita Brdar-Szabó, Hrsg. (1995), 23-38.
- Eisendle, Helmut: *Nyelvhasználat és világnézet. Az osztrák és a német irodalom megfelel-(get)ései.* [Sprachgebrauch und Weltanschauung. Entsprechungen der österreichischen und der deutschen Literatur]. — In: *Magyar Lettre Internationale* 3/1995, S. 55.
- Enzensberger, Hans Magnus: *Nem akarok a világ mosogatórongya lenni.* [Ich will kein Waschlappen der Welt sein, *Die Zeit,* 3. März 1995]. Reporter: Müller, André. Übs. Glavina, Zsuzsa. — In: *Kritika* 4/1995 (Jg. 34), S. 37-42.
- Eörsi, István: *Jandl mint politikai költő* [Jandl als politischer Dichter]. — In. *Kritika* 3/1995 (Jg. 34), S. 22-23.
- Erb, Maria: *Ortsneckereien als Quellen der Kontakt- und Zweisprachigkeitsforschung. Bei ethnischen Minderheiten (am Beispiel der Ungarndeutschen).* — In: *Beiträge zur Volkskunde der Ungarndeutschen.* Bd. 11/1994, S. 151-158.*
- Ex libris et manuscriptis. Quellen, Editionen, Untersuchungen zur österreichischen und ungarischen Geistesgeschichte. (Hrsg. Németh, István - Vizkelety, András). Budapest - Wien: Akadémiai Kiadó - Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 1994*
- Fanta, Walter: *Bausteine einer österreichisch-ungarischen Literaturgeschichtsschreibung und kontrastiven Literaturdidaktik.* — In: *Jura Soyfer.* Zeitschrift der Jura-Soyfer-Gesellschaft 3/1993 (erschienen 1995) (Jg. 4), S. 16.
- Fanta, Walter: *Negation eines Landes in seiner Literatur (Vorwort)* — In: *Nicht (aus in, über, von) Österreich. Zur österreichischen Literatur, zu Celan, Bachmann, Bernhard und anderen.* (Hrsg. Lichtmann, Tamás unter Mitw. v. Fanta, Walter). Frankfurt a. M. - Berlin - Bern - New York - Paris - Wien: Lang 1995, S. 7-10. (= Debrecener Studien zur Literatur 1)
- Fanta, Walter: *Rückkehr nach Kakanien. Der hasburgische Mythos in der Prosa von Ingeborg Bachmann.* — In: *Nicht (aus, in, über, von) Österreich. Zur österreichischen Literatur, zu Celan, Bachmann, Bernhard und anderen.* (Hrsg. Lichtmann, Tamás, unter Mitw. v. Fanta, Walter) Frankfurt a. M. - Berlin - Bern - New York - Paris - Wien: Lang 1995, S. 141-170. (= Debrecener Studien zur Literatur 1)
- Farkas, Tiborc: *Magyarország és aktualitás a magyar-német irodalmi kapcsolatokban.* [Ungarn und Akutalität in den ungarisch-deutschen literatrischen Beziehungen]. — In: *Hungarológia* Bd. 8/1995, S. 130-136.
- Figura, Eveline: *Genosse Aristokrat. Stephan Hermlin zum 80. Geburtstag — nachträglich.* — In: *Der neue Pester Lloyd* 19/1995 (Jg. 2), S. 11.
- Fliedl, Konstanze: *Natur und Katastrophe. Zu Ingeborg Bachmann.* — In: *Nicht (aus, in, über, von) Österreich. Zur österreichischen Literatur, zu Celan, Bachmann, Bernhard und anderen.*(Hrsg. Lichtmann, Tamás unter Mitw. v. Fanta, Walter) Frankfurt a. M. - Berlin - Bern - New York - Paris - Wien: Lang 1995, S. 127-140.
- Forgách, András: *Miért pont Heinrich von?* [Warum eben Heinrich von?] — In: *Színház* 3/1995 (Jg. 28), S. 1.
- Forgács, Erzsébet: *Ambiguität von Komposita in der Textsorte Witz.* — In: *DUfU* 3/1995, S. 5-16.
- Forgács, Erzsébet: *Überlegungen zum Einsatz von Werbetetxten im DaF-Unterricht.* — In: *DUfU* 2/1995, S. 56-61.
- Földes, Csaba: *Chancen der dialektophonen Methode in der Spracherziehung zwischen Deutsch als Mutter- und Zweitsprache.* — In: *Zielsprache Deutsch* 3/1995 (Jg. 26), S. 156-164.

- Földes, Csaba: *Deutsch in Europa: Überlegungen zu Standort, Image und Perspektiven* — In: *Wirkendes Wort* 2/1995 (Jg. 45), S. 305-317.
- Földes, Csaba: *Deutsche Familiennamen im Sprachkontakt.* — In: *Deutsch als Fremdsprache. An den Quellen eines Faches. Festschrift für Gerhard Helbig zum 65. Geburtstag.* (Hrsg. Popp, Heidrun). München: Iudicium 1995, S. 437-450.
- Földes, Csaba: *Namenspiele, Spiele mit Namen.* — In: *Namenforschung. Ein Internationales Handbuch zur Onomastik.* (Hrsg. Eichler, Ernst - Hilty, Gerold - Löffler, Heinrich usw.) Berlin - New York: de Gruyter 1995, S. 586-593 (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 11.1)
- Földes, Csaba: *Phraseologie im Deutschen als Minderheitensprache. (Am Beispiel der Ungarndeutschen).* — In: *Von der Einwortmetapher zur Satzmetapher. Akten des Westfälischen Arbeitskreises Phraseologie/Parömiologie.*(Hrsg. Baur, Rupprecht S. - Chlosta, Christoph). Bochum: Brockmeyer 1995, S. 163-189. (= Studien zur Phraseologie und Parömiologie 6)
- Földes, Csaba: *Überlegungen zum lexikographischen Konzept eines phraseologischen Wörterbuchs.* — In: *Muttersprache* 1/1995 (Jg. 105), S. 66-78.
- Földes, Csaba: *Zum Deutschlandbild der DaF-Lehrwerke: Von der Schönfärberei zum Frustexport?* — In: *Deutsch als Fremdsprache* 1/1995 (Jg. 32), S. 30-32.
- Földes, Csaba: *Zur Verwendbarkeit des dialektnutzenden Unterrichtsverfahrens im Deutschen als Nationalitätensprache.* — In: *Verstehen und Verständigung durch Sprachenlernen?* Bochum: Brockmeyer 1995, S. 140-145. (= Beiträge zur Fremdsprachenforschung 3)
- Földes, Csaba - Hécz, Andrea: *Deutsche Rundfunksprache in mehrsprachiger Umwelt. Am Beispiel der Vewendung von Phraseologismen.* Wien: Edition Praesens 1995.
- Frey, Pascal: *Die Virtuosität des Glückes. Der „ganze Mensch" in der Anthropologie Christoph Martin Wielands.* — In: *Studien zur Germanistik* 1995 (Jg. 3), S. 49-64.
- Fried, István (Hrsg.): *Tegnap előtt. Irodalmi utazások a Monarchiában* [Vorgestern. Literarische Reisen in der Monarchie]. Szeged: JATE 1994.*
- Fried, István: *Álom, álomszerűség Kafka regényeiben.* [Traum, Traumhaftigkeit in Kafkas Romanen] — In: *Tegnap előtt. Irodalmi utazások a Monarchiában.* (Hrsg: Fried, István) Szeged 1994, S. 101-114.*
- Fried, István: *Álom-Bécs Márai Sándor Szindbád hazamegy című regényében.* [Traum-Wien. Wien in dem Roman von Sándor Márai „Sindbad geht nach Hause"] — In: *Tegnap előtt. Irodalmi utazások a Monarchiában.* (Hrsg. István Fried) Szeged, 1994, S. 61-76.*
- Fried, István: *A Dunatáj irodalmainak összehasonlító elemzése.* Vergleichende Analyse der Literaturen der Donauländer] — In: *Forrás* 11/1995 (Jg. 27), S. 21-29.
- Fried, István: *Ferenc Kazinczy und Österreich aufgrund einiger Handschriften in der Széchényi-Nationalbibliothek.*— In: *Ex libris et manuscriptis. Quellen, Editionen zur österreichisch-ungarischen Geistesgeschichte.*(Hrsg. Németh, István - Vizkelety, András) Budapest - Wien: Akadémiai Kiadó - Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 1994, S. 27-35.*
- Fried, István: *Megjegyzések egy fontos irodalmi lexikon kapcsán.* [Bemerkungen in Zusammenhang mit einem wichtigen Literaturlexikon]. — In: *Magyar Könyvszemle* 4/1995 (Jg. 111), S. 441-445.
- Frosch, Helmut: *Appositive und restriktive Relativsätze.* — In: *Sprachtheorie und germanistische Lingusitik.* (Hrsg. Kertész, András). Bd. 2/1995, S. 7-19.
- Gadamer, Hans Georg: *A vers parúziája. (Mitopoétikus átfordítás Rilke Duinói elégiáiban).* (Mythopoetische Umkehrung in Rilkes Duineser Elegien. in: H. G. G.: Kleine Schriften, Tübingen 1967). Übs. Schein, Gábor. — In: *Pannonhalmi Szemle* 4/1995 (Jg. 3), S. 108-122.
- Gamper, Herbert: *Die Katastrophe als Komödie. Thomas Bernhards Theater.* — In: *Nicht (aus, in, über, von) Österreich. Zur österreichischen Literatur, zu Celan, Bachmann, Bernhard und anderen.* (Hrsg. Lichtmann, Tamás unter Mitw. v. Fanta, Walter) Frankfurt a. M. - Berlin - Bern - New York - Paris - Wien: Lang 1995, S. 217-228.(= Debrecener Studien zur Literatur 1)

- Gardt, Andreas: *Ein Modell der Sprachverwendung auf Bühlerscher Grundlage und seine Anwendung auf die 'Sprache der Literatur'.* — In: *JuG* 1995, S. 127-141
- Geoffroy, René: *Német nyelvű emigráns írók magyar kiadóknál 1933-1944 között megjelent művei.* [Deutschsprachige Exilliteratur in ungarischen Verlagen 1933-1944]. — In: *Magyar Könyvszemle* 1/1995 (Jg. 111), S. 51-67.
- Gerner, Zsuzsa: *Flugschriften des deutschen Bauernkrieges. Ergebnisse einer syntaktisch-semantischen und formalen Analyse unter kommunikativem Aspekt.* — In: *Studien zur Germanistik.* 1995 (Jg. 3), S. 143-162.
- Glasíková, Viera: Handbuch der deutschsprachigen Schriftsteller aus dem Gebiet der Slowakei.
- Götze, Lutz: „Zum Problem einer Kommunikativ-Funktionalen Grammatik." — In: Ágel, Vilmos - Rita Brdar-Szabó, Hrsg. (1995), S. 233-241.
- Grudl, József: *Die Lyrik der Jahrhundertwende vom 18. zum 19. Jahrhundert.* — In: *JuG.* 1995, S. 209-219.
- Gyárfás, Edit: *Lexikalische Fehler im Lemmabereich des ungarisch-deutschen Wörterbuchs von Előd Halász und im Lösungsschlüssel der Übersetzung der Aufnahmenprüfung.* — In: *Studien zur zweisprachigen Lexikographie Deutsch-Ungarisch I.* (Hrsg. Bernáth, Csilla) Szeged: JATE 1995, S. 91-100. (= Acta Germanica 5)
- Haider, Hubert: „Grammatici certant — quis leget haec?" — In: Ágel, Vilmos - Rita Brdar-Szabó, Hrsg. (1995), S. 109-122.
- Harsányi, Mihály: *Didaktisierung authentischer Texte in der Ausbildung von Daf-Lehrern. Textsorte: Zeitungsannonce.* Dokumentation des Vortrages am 2. Internationalen Hochschullehrerkurs zum Thema: Erarbeitung von Lehrmaterialien (Hochschulstufe) im Kontext gesellschaftlicher Veränderungen und fachwissenschaftlicher Entwicklungen. Dresden: Technische Universität 1995.
- Hárs, Endre: *Postmoderne, die deutsche Version. Botho Strauß und die Narration deutscher Geschichte.* — In: *1945-1995. Fünfzig Jahre deutschsprachige Literatur in Aspekten.* (Hrsg. Knapp, Gerhard P. - Labroisse, Gerd unter Mitarbeit von Visser, Anthonya). Amsterdam - Atlanta, GA: Editions Rodopi 1995, S. 561-581. (= Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik 38/39)
- Hentschel, Elke - Harald Weydt: „Die Wortarten im Deutschen." — In: Ágel, Vilmos - Rita Brdar-Szabó, Hrsg. (1995), S. 39-60.
- Hessky, Regina: „Wie viele Grammatiken braucht der Mensch?" — In: Ágel, Vilmos - Rita Brdar-Szabó, Hrsg. (1995), S. 243-246.
- Hetyei, Judit: *Hat über ihn Hitler gesiegt? Ein vergesssener Schriftsteller: Leonhard Frank.* — In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik.* 1995, S. 253-264.
- Hima, Gabriella: *Die Funktion der Dialogizität in der Aufdeckung der „verschwiegenen Geschichte" in Malina.* — In: *Nicht (aus, in, über, von Österreich). Zur österreichischen Literatur, zu Celan, Bachmann, Bernhard und anderen.* (Hrsg. Lichtmann, Tamás, unter Mitw. v. Fanta, Walter). Frankfurt a. M. - Berlin - Bern - New York - Paris - Wien: Lang, S. 171-196. (= Debrecener Studien zu Literatur 1)
- Hima, Gabriella: *Tu felix Austria. Halál és mítosz a mai osztrák prózában.* [Tod und Mythos in der heutigen österreichischen Prosa]. Budapest: Széphalom Könyvműhely 1995.
- Horváth, Károly, V.: *Botho Strauß magyarul.* [Botho Strauß auf Ungarisch. Bibliographie der Übersetzungen] — In: *Jelenkor* 3/1995 (Jg. 38), S. 244.
- Hölvényi, György: *Die Kufstein-Sammlung in der Handschriftenabteilung der Universitätsbibiliothek Budapest.* — In: *Ex libris et manuscriptis. Quellen, Editionen, Untersuchungen zu österreichischen und ungarischen Geistesgeschichte.* (Hrsg. Németh, István - Vizkelety, András). Budapest - Wien: Akadémiai Kiadó - Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 1994, S. 45-52.*

- Höpp, Karin Beate: *Hogyan tanítsuk a magyar emigráns irodalmat? Berlini tanítványaimnak.* [Wie sollen wir die ungarische Emigrantenliteratur unterrichten? Für meine Berliner Studenten]. — In: *Hungarológia* Bd. 7/1995, S. 241-247.
- Hutchinson, Patrick: *Beszélgetés Hölderlinről Ph[ilippe] Lacoue Labarthe-tal.* [Gespräch mit Ph(ilippe) Lacoue Labarthe über Hölderlin]. Übs. Vargyas, Zoltán. — In: *Enigma* 4/1995- 1/ 1996 (Jg. 3), S. 135-146.
- Illényi, Domonkos: *Studiengang für Germanisten.* Eger: EKTF 1995.
- Illényi, Domonkos: *Texte zum Studium der kulturgeschichtlichen Landeskunde.* Eger: EKTF 1995. (Einführung)
- Im Hof, Ulrich: *A felvilágosodás Európája.* [Das Europa der Aufklärung.] Übs. Zalán, Péter. Budapest: Atlantisz Könyvkiadó 1995, 266 S.
- József, Farkas: *A német és a magyar aktivizmus problémalátásáról.* [Die Problemstellung des deutschen und ungarischen Aktivismus]. — In: *Mítosz és utópia. Irodalom- és eszmetörténeti tanulmányok.* Budapest: Argumentum 1995, S. 33-43.
- Kalocsainé Varga, Éva - Schaffert, Ingrid: *Einführung in die Arbeit mit literarischen Texten. (Kurzprosa, Gedichte, Gattungstheorie).* Eger: EKTF 1995.
- Kardos, Péter: *Zürichi levél.* [Ein Brief aus Zürich]. — In: *Élet és Irodalom* 33/1995 (Jg. 39), S. 5. Über Reinhard Jirgl: Abschied von den Feinden.
- Kardos, Viktória - Pototschnig, Christine: *Kommunikative Kompetenz der Fortgeschrittenen im DaF-Unterricht.* — In: *DUfU* 1/1995, S. 51-53.
- Károlyi, Andrea: *Német és magyar helyhatározók összehasonlító vizsgálata.* [Komparatistische Untersuchung von deutschen und ungarischen Ortsadverben]. — In: *Hungarológia* Bd. 7/1995, S. 139-191.
- Kárpáti, Paul (mitget.): *Miniszterelnökségi „irodalmi actió" 1916-ban. Gragger Róbert előterjesztése és tervezete: Ungarische Bibliothek* [Eine „literarische Aktion" beim Amt des Ministerpräsidenten im Jahre 1916. Robert Graggers Vorlage und Entwurf: Die ungarische Bibliothek]. — In: *Berliner Beiträge zur Hungarologie* Bd. 8/1995, S. 189-212.
- Kelemen, Zoltán: *Táj vagy örökség?* [Landschaft oder Erbe?] — In: *Tegnap előtt. Irodalmi utazások a Monarchiában.* (Hrsg. Fried, István). Szeged 1994, S. 77-86.*
- Kerekes, Gábor: *Experimente mit der Romanform: Andreas Okopenko.*— In: *Nicht (aus, in, über, von) Österreich. Zur österreichischen Literatur, zu Celan, Bachmann, Bernhard und anderen.* (Hrsg. Lichtmann, Tamás unter Mitw. v. Fanta, Walter) Frankfurt a. M. - Berlin - Bern - New York - Paris - Wien 1995, S. 253-260. (= Debrecener Studien zur Literatur 1)
- Kerekes, Gábor: *Stefan Zweigs Ungarnbild.* — In: *Berliner Beiträge zur Hungarologie.* Bd.8/ 1995, S. 162-186.
- Kertész, András (Hrsg.): *Sprache als Kognition — Sprache als Interaktion. Studien zum Grammatik-Pragmatik-Verhältnis.* Frankfurt a. M. - Berlin - Bern - New York - Paris - Wien: Lang 1995.
- Kertész, András (Hrsg.): *Sprachtheorie und germanistische Linguistik.* Debrecen: KLTE Bd. 2/1995.
- Kertész, András: *Einleitung.* — In: *Sprache als Kognition — Sprache als Interaktion. Studien zur Grammatik-Pragmatik-Verhältnis.* Frankfurt a. M. - Berlin - Bern - New York - Paris - Wien: Lang 1995, S. 7-16.
- Kertész, András: *Generative Lingusitik in wissenssoziologischer Sicht.* — In: *Sprachtheorie und germanistische Linguistik.* (Hrsg. Kertész, András) Bd. 2/1995, S. 97-116.
- Kertész, András: *Grammatik-Pragmatik-Verhältnis und naive Wissenschaftstheorie.* — In: *Sprache als Kognition — Sprache als Interaktion. Studien zum Grammatik-Pragmatik-Verhältnis.* (Hrsg. Kertész, András) Frankfurt a. M. - Berlin - Bern - New York - Paris - Wien: Lang 1995, S. 101-136.

- Kesselheim, Isabella: *Max Reinhardts Beziehung zu Ungarn im Rahmen seiner Lebens- und Wirkensorte.* — In: *JuG.* 1995, S. 239-251.
- Kesztyűs, Tibor: *Vergleichende Anmerkungen zu „Az asszimiláció kora a magyar irodalomban"* [Das Zeitalter der Assimilation in der ungarischen Literatur] *und „Der Freiheitskampf des ungarischen Geistes" von Julius von Farkas.* — In: *Berliner Beiträge zur Hungarologie.* Bd.8/1995, S. 36-57.
- Kiefer, Ferenc: „Grammatiktagung '93 — Thesen zum Podiumsgespräch." — In: Ágel, Vilmos - Rita Brdar-Szabó, Hrsg. (1995), S. 225-227.
- Kiséry, Eszter: *Emil Szittya — Ein deutscher Dichter?* — In: *Jura Soyfer.* Zeitschrift der Jura-Soyfer-Gesellschaft 3/1993 (erschienen 1995) (Jg. 4), S. 6-9.
- Kiséry, Eszter: *Österreichische Literatur aus Sicht eines ungarischen Germanisten der Zwischenkriegszeit.* — In: *Nicht (in, aus, über, von) Österreich, Zur österreichischen Literatur, zu Celan, Bachmann, Bernhard und anderen.* (Hrsg. Lichtmann, Tamás unter Mitw. v. Fanta, Walter) Frankfurt a. M. - Berlin - Bern - New York - Paris - Wien: Lang 1995, S. 45-50. (= Debrecener Studien zur Literatur 1)
- Kiss, Endre: *Thomas Bernhard, Dichtung des Selbstbewußtseins oder Verösterreicherung des Absurden* — In: *Nicht (in, aus, über, von) Österreich. Zur österreichischen Literatur, zu Celan, Bachmann, Bernhard und anderen.* (Hrsg. Lichtmann, Tamás unter Mitw. v. Fanta, Walter) Frankfurt a. M. - Berlin - Bern - New York - Paris - Wien: Lang 1995, S. 207-216. (= Debrecener Studien zur Literatur 1)
- Klauser, Herbert: *Eros und Thanatos im Werk Arthur Schnitzlers.* — In: *Annales Universitatis litterarum et Artium Miskolciensis.* 1995, S. 105-129.
- Knipf-komlósi, Elisabeth: „Argumentbindung, semantische Transparenz von Nominalkomposita im heutigen Deutsch." — In: Ágel, Vilmos - Rita Brdar-Szabó, Hrsg. (1995), 123-131.
- Koch, József: *Ein siebenfacher Rebell — Friedrich Nietzsche.* — In: *Studien zur Germanistik.* 1995 (Jg. 3), S. 35-48.
- Koch, József: *Kritik an der autoritären und Glaube an die humanistische Religion, I. Kants Religionsauffassung.* In: *Religion und Erziehung in Aufklärungsphilosophie und Aufklärungszeit.* (Hrsg. F.-P. Hager - D. Jedan) Bochum 1995, S. 63-70.
- Kocsány, Piroska: *Rhetorische Fragen und Rhetorizität.* — In: *Sprache als Kognition — Sprache als Interaktion. Studien zum Grammatik-Pragmatik-Verhältnis.* (Hrsg. Kertész, András). Frankfurt a. M. - Berlin - Bern - New York - Paris - Wien: Lang 1995, S. 236-264.
- Kohn, János: *Brauchen wir eine stilistische Grammatik?*— In: *Grammatik und deutsche Grammatiken* (Hrsg. Ágel, Vilmos - Brdar-Szabó, Rita) Tübingen: Max-Niemeyer-Verlag, S. 187-200. (= Linguistische Arbeiten 330)
- Kohn, János: *Túl a nyelvtanon — Dincolo de grammatica* [Über die Grammatik]. — In: *G. I. Tohaneanu 70* (Hrsg. Király, F.) Timişoara: Amfora Verlag, S. 291-301.
- Komáromi, Sándor: *Noch österreichische Literatur? Die Nachkriegsautoren aus der Bukowina.* — In: *Nicht (aus, in, über, von) Österreich. Zur österreichischen Literatur, zu Celan, Bachmann, Bernhard und anderen.* (Hrsg. Lichtmann, Tamás unter Mitw. v. Fanta, Walter) Frankfurt a. M. - Berlin - Bern - New York - Paris - Wien: Lang 1995, S. 51-62. (= Debrecener Studien zur Literatur 1)
- Korencsy, Ottó: „Präfixologie oder terminologische Vielfalt. Eine Untersuchnung der Wortbildungsterminologie in Hinsicht auf „trennbare Präfixverben" in 10 deutschen Gegenwartsgrammatiken." — In: Ágel, Vilmos - Rita Brdar-Szabó, Hrsg. (1995), S. 201-212.
- Korencsy, Ottó: *Wiener Orthographie-Konferenz.* — In: *DUfU* 1/1995, S. 54-57.
- Koselleck, Reinhart: *Goethe korszerűtlen történelme.* [Goethes unzeitgemäße Geschichte] Übs. Györffy, Miklós — In: *Literatura* 1/1995 (Jg. 22), S. 7-20.

- Kósik, Ferenc: *Didaktisierung authentischer Texte in der Ausbildung von DaF-Lehrern. Textsorte: Zeitungsannonce.* Dokumentation des Vortrages am 2. Internationalen Hochschullehrerkurs zum Thema: Erarbeitung von Lehrmaterialien (Hochschulstufe) im Kontext gesellschaftlicher Veränderungen und fachwissenschaftlicher Entwicklungen. Dresden: Technische Universität 1995.
- Kósik, Ferenc: *Sprachbezogene Landeskunde: zur Relevanz des soziokulturellen Hintergrundwissens in der interkulturellen Wortschatzarbeit.* Dokumentation des Vortrages am 3. Internationalen Hochschullehrerkurs an der Technischen Universität Dresden. Institut für Germanistik. Dresden: Technische Universität 1995.
- Kósik, Ferenc - Kárpáti, Zsófia: *Ethnische Vielfalt an den Schulen der Schweiz. Ein landeskundliches Lehrmaterial für die Hochschulstufe. Landeskundeprojekt: Schweiz.* Budapest: Schweizerische Weiterbildungszentrale in Ungarn 1995.
- Kovács, Edit: *Gibt es eine österreichische Literatur? Defintionosversuche eines (in)existenten Begriffs.* — In: *Jura Soyfer.* Zeitschrift der Jura-Soyfer-Gesellschaft. 3/1993 (erschienen 1995) (Jg. 4), S. 21-27.
- Kovács, József László: *Die Chronik des Marx Faut und Melchior Klein — Faut Márk és Klein Menyhért krónikája.* — In: *Quellen zur Geschichte der Stadt Ödenburg. Burgenländische Forschungen.* Sonderband XVII. Sopron - Eisenstadt 1995.
- Kovács, Kálmán: *Peter Handkes Kaspar Hauser.* — In: *Nicht (aus, in, über, von) Österreich. Zur österreichischen Literatur, zu Celan, Bachmann, Bernhard und anderen.* (Hrsg. Lichtmann, Tamás unter Mitw. v. Fanta, Walter). Frankfurt a. M. - Berlin - Bern - New York - Paris - Wien: Lang 1995, S. 287-302.(= Debrecener Studien zur Literatur 1)
- Kováts, Judit: *Albert Drach osztrák író magyar szemmel.* [Albert Drach österreichischer Schriftsteller aus ungarischer Sicht]. — In: *Irodalomismeret* 4/ 1995 (Jg. 6) , S. 119-123.
- Kurdi, Imre: *Liaisons dangereouses. Heinrich von Kleist: Der Findling. Ein Kommentar.* — In: *JuG* 1995, S. 45-62.
- Kurdi, Imre: *Nachdenken über neun Verszeilen (Ein Rilke-Gedicht in zwei ungarischen Übersetzungen).* — In: *Berliner Beiträge zur Hungarologie* Bd. 8/1995, S. 114-122.
- Lenau, Nikolaus: „Ich bin ein unsteter Mensch auf Erden" — Nyughatatlan lélek vagyok. Ausstellung in der Széchényi-Nationalbibliothek 12. Juni bis 30. Juli 1995. (Zweisprachiger Ausstellungskatalog) Budapest: Országos Széchényi Könyvtár 1995.
- Lichtmann, Tamás: *Astoria, Utopie in der Raumlosigkeit.* — In: *Lachen und Jura Soyfer* (Hrsg. Arlt, Herbert - Cambi, Fabrizio) St. Ingbert: Röhrig Universitätsverlag 1995, S. 140-154. (= Österreichische und internationale Literaturprozesse 4)
- Lichtmann, Tamás: *Drama und Kabarett. Einige Bemerkungen zur Dramaturgie Jura Soyfers.* In: *Jura Soyfer and His Time.* (Hrsg. Daviau, Donald) Riverside: Ariadne Press 1995, S. 197-211. (= Studies in Austrian Literature, Culture, Thought)
- Lichtmann, Tamás: *Az eltűnt szellem nyomában (Utószó)* [Auf den Spuren des verschwundenen Geistes, Nachwort] — In: *Robert Menasse: A regény kora* (Selige Zeiten, brüchige Welt). Budapest - Pécs: JAK 1995, S. 359-363. (= JAK-Jelenkor Műfordító Füzetek 7)
- Lichtmann, Tamás: *Österreichische Literatur aus ungarischer Sicht. (Einleitung)* — In: *Jura Soyfer.* Zeitschrift der Jura-Soyfer-Gesellschaft 3/1995 (Jg. 4), S. 3.
- Lichtmann, Tamás: *Paul Celan und János Pilinszky. Dichter des Weltskandals und des Erlösungsanspruchs.* — In: *Nicht (aus, in, über, von) Österreich. Zur österreichischen Literatur, zu Celan, Bachmann, Bernhard und anderen).*(Hrsg. Lichtmann, Tamás unter Mitw. v. Fanta, Walter) Frankfurt a. M. - Berlin - Bern - New York - Paris - Wien: Lang 1995, S. 91-105. (= Debrecener Studien zur Literatur 1)
- Lőkös, Péter: *Esslingen irodalmi múltjáról.* [Über die literarische Vergangenheit von Esslingen] — In: *Heves Megyei Hírlap* 242/1995 (Jg. 6), S. 10.
- Lukács, Albin: *„Dort nach dem Süden will mein Herz". Deutsch-ungarische Gemeinschaftsausstellung zu Nikolaus Lenau eröffnet.* — In: *Der neue Pester Lloyd* 25/1995 (Jg. 2), S. 9.

- Mariacher, Barbara: *Die Beziehungen zwischen den Gegensätzen. Zu Thomas Bernhards Roman „Auslöschung. Ein Zerfall" (1986).* — In: *Nicht (aus, in, über, von) Österreich. Zur österreichischen Literatur, zu Celan, Bachmann, Bernhard und anderen.* (Hrsg. Lichtmann, Tamás unter Mitw. v. Fanta, Walter) Frankfurt a. M. - Berlin - Bern - New York - Paris - Wien 1995, S. 241-252. (= Debrecener Studien zur Literatur 1)
- Mariacher, Barbara: *Schreibend die Existenz verlängern. Anmerkungen zu Thomas Bernhards Erzählung „Ja".* — In. *Studien zur Germanistik* 1995, (Jg. 3) S. 93-101.
- Mádl, Antal: *Deutsche Sprache und Germanistik in Ungarn zwischen Motivation und Gegenmotivation.* — In: *Germanistik in Mittel- und Osteuropa 1945 und 1992.* (Hrsg. Christoph König). Berlin - New York: Walter de Gruyter 1995, S. 256-270.
- *Nikolaus Lenau: Werke und Briefe. Historisch-kritische Gesamtausgabe.* Bd. 2.: *Neuere Gedichte und Lyrische Nachlese.* (Herausgegeben von Antal Mádl). Wien - Stuttgart: Österreichischer Bundesverlag / Klett Verlag 1995, 916 S.
- Mádl, Antal: *Anastasius Grün und Nikolaus Lenau. Eine Dichterfreundschaft.* — In: *Anastasius Grün und die politische Dichtung im Vormärz.* Hrsg. Anton Janko und Anton Schwob. München: Verlag Südostdeutsches Kulturwerk 1995, S. 55-79.
- Márton, László: *A fausti bizonytalanság* [Die Faustsche Unsicherheit]. — In: *Nappali Ház* 3/1995 (Jg. 6), S. 10-13, 15-17.
- Medve, Marianna: *Tempus in Verknüpfung.* — In: *Sprachtheorie und germanistische Linguistik.* (Hrsg. Kertész, András) Bd. 2/1995, S. 20-32.
- Menasse, Robert: *Weil wir alle Österreicher sind! Kurze Geschichte der Nationswerdung Österreichs.* — In: *Nicht (aus, in, über, von) Österreich. Zur österreichischen Literatur, zu Celan, Bachmann, Benrhard und anderen.* (Hrsg. Lichtmann, Tamás unter Mitw. v. Fanta, Walter). Frankfurt a. M. - Berlin - Bern - New York - Paris - Wien: Lang 1995, S. 11-16. (= Debrecener Studien zur Literatur 1)
- Meibauer, Jörg: *Die Grice'sche Maxime der Art und Weise (Versuch einer Selbstanwendung).* — In: *Sprachtheorie und germanistische Linguistik.* (Hrsg. Kertész, András). 2/1995, S. 33-44.
- Mirk, Mária: *Német nemzetiségi nyelvhasználat Pilisszentivánon.* [Ungarndeutscher Sprachgebrauch in Pilisszentiván]. — *Regio* 3/1995 (Jg.6), S. 44-64.
- Molnár, Anna: *Die Leistung der Abtönungspartikeln in einem literarischen Dialog: F. X. Kroetz: „Oberösterreich".* — In: *Sprache als Kognition — Sprache als Interaktion. Studien zum Grammatik-Pragmatik-Verhältnis.* (Hrsg. Kertész, András) Frankfurt a. M. - Berlin - Bern - New York - Paris - Wien: Lang 1995, S. 265-280.
- Molnár, Anna: *Modalpartikeln als selbständige Wortart.* Über Jörg Meibauer: Modaler Kontrast und konzeptuelle Verschiebung. Studien zur Syntax und Semantik deutscher Modalpartikeln. — In: *Sprachtheorie und germanistische Lingusitik* (Hrsg. Kertész, András). Bd. 2/1995, S. 125-133.
- Molnár, Anna: *Positionen in der gegenwärtigen Modalpartikelforschung.* — In: *Sprachtheorie und germanistische Linguistik* (Hrsg. Kertész, András) Bd. 2/1995, S. 35-40.
- Motsch, Wolfgang: *Wortbildungsfakten, Wortbildungstheorien.* — In: Ágel, Vilmos - Rita Brdar-Szabó, Hrsg. (1995), 61-67.
- Nabokov, Vladimir: *Franz Kafka (1883-1924).* Übs. M. Nagy, Miklós. — In: *Nagyvilág* 1-2/1995 (Jg. 40), S. 129-136.
- *Nicht (aus, in, über, von) Österreich. Zur österreichischen Literatur, zu Celan, Bachmann, Bernhard und anderen.* (Hrsg. Lichtmann, Tamás unter Mitw. v. Fanta, Walter). — Frankfurt a. M.: Lang 1995. (= Debrecener Studien zur Literatur 1)
- Olaszy, Gábor: *Experiment for the Automatic Generation of Prosody Patterns in Synthetized German Declarative Sentences.* — In: *Studies in Applied Linguistics* 2/1995, S. 49-66.
- Orosz, Magdolna: *Biblical Emblems in Paul Celan's Tenebrae. A special Case of Intertextuality.* — In: *Neohelicon* 1/1995 (Jg. 22), S. 169-188.

- Orosz, Magdolna: *„Wenn schwarz der Tau tropft von den kalten Weiden". Georg Trakl in der ungarischen Übersetzung von Miklós Radnóti.* — In: *Berliner Beiträge zur Hungarologie.* Bd. 8/1995, S. 123-161.
- *Osztrák-magyar századfordulók.* [Österreichisch-ungarische Jahrhundertwenden] Sondernummer der *Európai Szemle* 1995. Darin: Auswahlbibliographie der Aufnahme der österreichischen Literatur in Ungarn 1980-1989.
- Ottmann, Henning: *Nietzsche viszonya az antik és modern felvilágosodáshoz.* [Nietzsches Beziehung zur antiken und modernen Aufklärung]. Übs. Egyedi, András. — In: *Athenaeum* 1/1995 (Jg. 3), S. 216-244.
- Paetzke, Hans-henning: *Egy fordító széljegyzetei. Magyar irodalom félig idegen szemmel* [Randbemerkungen eines Übersetzers. Die ungarische Literatur mit den Augen eines Halbfremden]. — In: *Élet és Irodalom* 17/1995 (Jg.40), S. 18.
- Paetzke, Hans-henning: *Megjegyzések a műfordításról* [Bemerkungen über das Übersetzen]. — In: *Magyar Lettre Internationale* 3/1995, S. 71-72.
- Pauels, Wolfgang: *Feledhetetlenül — Psycholinguistische Probleme bei der Aneignung einer Fremdsprache.* — In: *DUfU* 2/1995, S. 30-40.
- Paul, Rainer: *Überlegungen zum Nationalen Grundlehrplan (NAT) aus der Sicht DaF.* — In: *DUfU* 2/ 1995, S. 62-67.
- Péteri, Attila: *Partikelsyntax oder Partikelpragmatik? Ein Beitrag zu den aktuellen Fragen der Partikelforschung.* — In: Ágel, Vilmos - Rita, Brdar-Szabó, Hrsg. (1995), 133-148.
- Petneki, Katalin: *Die methodisch-didaktische Kompetenz.* — In: *Fremdsprache Deutsch Sondernummer: Neue Wege in der Deutschlehrerausbildung* 1994, S. 44-47.*
- Petneki, Katalin: *Kriterien der Lehrbuchwahl.* — In: *DUfU* 1/1995, S. 40-50.
- Petneki, Katalin: *Lerner und Landeskunde in Lehrbüchern. Auswirkungen der Darstellungsformen auf den heutigen Deutschunterricht.* — In: *Fremde Welt und eigene Wahrnehmung. Konzepte von Landeskunde im fremdsprachlichen Deutschunterricht. Tagungsdokumentation. (= Kasseler Werkstattberichte zur Didaktik „Deutsch als Zweit- und Fremdsparche", Heft 3)* Kassel 1994, S. 40-53.*
- Petneki, Katalin: *Mit ér az idegen nyelv, ha német?* Was ist die Fremdsprache wert, wenn sie das Deutsche ist? — In: *Magyar Pedagógia* 3-4/1993 (Jg. 93), S. 135-147. (erschienen 1994)*
- Petneki, Katalin: *Tanítani tanulni? — Tanulni tanítani!* [Lehren lernen? — Lernen lehren!] — In: *Negyedik Országos Alkalmazott Nyelvészeti Konferencia. Többnyelvűség az oktatásban és a kutatásban.* Budapest: Müszaki Egyetem 1994, S. 263-268.*
- Petneki, Katalin — Szablyár, Anna: *Egy új típusú nyelvtanárképzés modellje. A hároméves némettanárképzés az ELTE-n* [Ein neues Modell der Fremdsprachenlehrerausbildung. Die 3jährige Deutschlehrerausbildung an der Eötvös-Loránd-Universität.] — In: *Nyelv*Infó* (Jg. 2) 1/1994, S. 17-18.*
- Petrasch, Wilhelm: *Aufbruch zur unüberschreitbaren Grenze. Zu Ingeborg Bachmanns Lyrik.* — In: *Nicht (in, aus, über, von) Österreich. Zur österreichischen Literatur, zu Celan, Bachmann, Bernhard und anderen.* (Hrsg. Lichtmann, Tamás unter Mitw. v. Fanta, Walter) Frankfurt a. M. - Berlin - Bern - New York - Paris - Wien: Lang 1995, S. 115-126.
- Péter, László: *Juhász Gyula Bécsben* [Gyula Juhász in Wien]. — In: *Tegnap előtt. Irodalmi utazások Bécsben.* (Hrsg. Fried, István). Szeged: JATE 1994, S. 45-60.*
- Pintér, Judit: *Die Wichtigkeit der ungarndeutschen Namenforschung.* — In: *Beiträge zur Volkskunde der Ungarndeutschen.* Bd. 11/1994, S. 27-150.*
- Polzin, Claudia: *Sprachtypologie und Sprachvergleich. Kontrastive Untersuchungen zur deutschen und ungarischen Wortbildung.* — In: *JuG.* 1995, S. 355-365.
- Pomogáts, Béla: *Erdélyi magyar, szász, román, irodalmi kapcsolatok a két világháború között* [Ungarisch-sächsisch-rumänische literarische Beziehungen in Siebenbürgen zwischen den beiden Weltkriegen]. — In: *Hungarológia* Bd.7/1995, S. 15-27.

- Rabelhofer, Bettina: *Spreng-Sätze wider die Ordnung. Zur Poetik des Verdrängten in Marianne Fritz' „Festungsprojekt".* — In: *JuG* 1995, S. 265-279.
- Rózsa, Mária: *Falk Miksa és a német nyelvű sajtó* [Max Falk und die deutschsprachige Presse]. — In: *Hungarológia* Bd. 7/1995, S. 118-129.
- Rózsa, Mária: *Kultureller Brückenschlag. Max Falks Leistungen für die deutschsprachige Presse im 19. Jahrhundert* — In: *Halbasien* 1/1995 (Jg. 5), S. 68-76.
- Rózsa, Mária: *A „Pester Lloyd" ismeretlen utolsó számai az Osztrák Nemzeti Könyvtárban* [Die unbekannten letzten Nummern des „Pester Lloyd" in der Österreichischen Nationalbibliothek]. — In: *Magyar Könyvszemle* 2/1995 (Jg. 111), S. 195-196.
- Rózsa, Mária: *Stilistische und sprachliche Probleme in den Onegin-Übertragungen von Friedrich Bodenstedt und Károly Bérczy.* — In: *Studia Slavica Hungarica* 1995 (Jg. 40), S. 33-42.
- Rózsa, Mária: *Szatíra, társadalomkritika, irónia és eufemizáló tendenciák Puskin Anyeginjének Friedrich Bodenstedt-féle német és Bérczy Károly-féle magyar fordításában.* [Satire, Gesellschaftskritik, Ironie und euphemisierende Tendenzen in der Übersetzung von Puschkins Onegin ins Deutsche durch Friedrich Bodenstedt und ins Ungarische durch Károly Bérczy.] — In: *Filológiai Közlöny* 3-4/1995 (Jg. 41), S. 245-255.
- Rózsa, Mária: *Ungarns Beitrag zur Lenau-Wanderausstellung.* — In: *Südostdeutsche Vierteljahresblätter* 4/1995 (Jg. 44), S. 283-288.
- Rozsondai, Marianne: *Österreichische Possessorvermerke in Inkunabeln der Bibliothek der Ungarischen Akademie der Wissenschaften.* — In: *Ex libris et manuscriptis. Quellen, Editionen zur österreichischen und ungarischen Geistesgeschichte.* (Hrsg. Németh, István - Vizkelety, András). Budapest - Wien: Akadémiai Kiadó - Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 1994, S. 53-77.*
- Ruda, Gábor: *Hátrányt vagy előnyt jelent-e a kétnyelvűség az iskolai előmenetelben? (Berlini török gyerekek példája)* [Bringt Zweisprachigkeit Vor- oder Nachteile für Schulkinder? (Am Beispiel türkischer Migrantenkinder in Berlin)]. — In: *Kétnyelvűség* 3/1995 (Jg. 3), S. 40-51.
- Rübberdt, Irene: *Hölderlin — Kukorelly módjára. Komparatisztikai műhelymunka a berlini hungarológián* [Hölderlin — auf Kukorellys Art und Weise. Komparatistische Werkstattarbeit an der Berliner Hungarologie]. — In: *Hungarológia* Bd. 7/1995, S. 109-113.
- Sallay, Kornélia: *Ingeborg Bachmann élete és halála* [Leben und Tod von Ingeborg Bachmann]. — In: *Holmi* 1/1995 (Jg. 7), S. 43-50.
- Sáfár, Éva: *Sprachkritik aus satzsemantischer Sicht. Charakterisierungen von Politikern in der „Süddeutschen Zeitung" und in „Magyar Hírlap".* — In: *Studien zur Germanistik* 1995 (Jg. 3), S. 193-202.
- Schauer, Hilda: *Phantasieerzählungen im Deutschstudium.* — In: *Országos Alkalmazott Nyelvészeti Konferencia.* Veszprém 1995, S. 167-169.
- Schauer, Hilda: *Wolfgang Koeppen — ein verspäteter Modernist. Die Darstellung des Wertezerfalls nach 1945 im Roman „Tauben im Gras"*— In: *Studien zur Germanistik* 3/1995, S. 83-91.
- Schaufler, Erich W.: *Die lange Reise. Elias Canettis problematische Suche nach seiner jüdischen Herkunft.* — In: *JuG* 1995, S. 311-323.
- Schein, Gábor: *Zähle die Mandeln.* — In: *Nicht (in, aus, über, von) Österreich. Zur österreichischen Literatur, zu Celan, Bachmann, Bernhard und anderen.* (Hrsg. Lichtmann, Tamás unter Mitw. v. Fanta, Walter). Frankfurt a. M. - Berlin - Bern - New York - Paris - Wien: Lang 1995, S. 63-74.
- Schestag, Thomas: *buk.* — In: *Nicht (in, aus, über, von) Österreich. Zur österreichischen Literatur, zu Celan,Bachmann, Bernhard und anderen.* (Hrsg. Lichtmann, Tamás unter Mitw. v. Fanta, Walter). Frankfurt a. M. - Berlin - Bern - New York - Paris - Wien: Lang 1995, S. 75-90.
- Schmidt-Dengler, Wendelin: *Thomas Bernhardról* [Über Thomas Bernhard]. — In: *Magyar Lettre Internationale* 3/1995, S. 71-72.

- Schmidt, Hans-Werner: *Ungarische Lehrerinnen — deutsche Lehrerinnen. Wahrnehmungen aus der Sicht ungarischer Stipendiaten.* — In: *DUfU* 3/1995, S. 51-56.
- Schmidt, Hans-Werner: *Der Weiterbildungsstudiengang zur „Umschulung" zu Deutschlehrern aus der Sicht der Studierenden.* Teil I einer empirischen Untersuchung. — In: *DUfU* 1/1995, S. 28-41.
- Schmidt, Hans-Werner: *Der Weiterbildungsstudiengang zur „Umschulung" zu Deutschlehrern aus der Sicht der Lehrenden.* — In: *DUfU* 2/1995, S. 46-54.
- Schmidt, Hans-Werner: *Weiterentwicklung des Faches Didaktik/Methodik Deutsch als Fremdsprache als Voraussetzung zur notwendigen Reform der Deutschlehrerausbildung in Ungarn.* — In: *JuG.* 1995, S. 169-177.
- Schmidt, Reiner: *Grammatik im Lehrwerk.* — In: *DUfU* 2/1995, S. 3-29.
- Schmitt, Wolfgang: *Aspekte der Lernerorientierung im Rahmen der Curriculumentwicklung.* — In: *Curriculumevaluation der Deutschlehrerausbildung aus didaktischer Sicht.* (S. o.) S. 61-78.*
- Schmitt, Wolfgang: *Evaluation der Tagung zur „Curriculumevaluation der Deutschlehrerausbildung aus didaktischer Sicht".* — In: *Curriculumevaluation der Deutschlehrerausbildung aus didaktischer Sicht.* (S. o.) S. 145-155.
- Schmitz-Emans, Monika: *Phantastische Literatur: ein denkwürdiger Problemfall* — In: *Neohelicon* 2/1995 (Jg. 22), S. 53-116.
- Schmitz-Emans, Monika: *Die Suche nach einer möglichen Welt. Zur literaturtheoretischen Bedeutung der Utopie, des Insel-, und des Reisemotivs.* — In: *Neohelicon* 1/1995 (Jg. 22), S. 189-215.
- Seidler, Wolfram: *Gabriele Baumberg (1766-1839), ihr Nachlaß in der Bibliothek der ungarischen Akademie der Wissenschaften.* — In: *Ex libris et manuscriptis. Quellen, Editionen zur österreichischen und ungarischen Geistesgeschichte.* (Hrsg. Németh, István - Vizkelety, András) Budapest - Wien: Akadémiai Kiadó - Verlag der Östereichischen Akademie der Wissenschaften 1994, S. 79-90.*
- Skirecki, Hans: *Masse und Geist. Zum 90. Geburtstag von Elias Canetti.* — In: *Der neue Pester Lloyd* 25/1995 (Jg. 2), S. 1.
- Sramó Klingenberg, Annette: *Sophie von La Roche — Dichterin für Deutschlands Töchter.* — In: *Studien zur Germanistik* 1995 (Jg. 3), S. 65-82.
- Staiger, Emil: *Irodalom és nyilvánosság.*[Literatur und Öffentlichkeit]. Übs. Tatár, Sándor. — In: *Athenaeum* 1/1995 (Jg. 3) , S. 123-132.
- Staiger, Emil: *Levélváltás Martin Heideggerrel* [Briefwechsel mit Martin Heidegger]. Übs. Kurdi, Imre. — In: *Athenaeum* 1/1995 (Jg. 3), S. 109-122.
- Stalfort, Anne: *Von der „natürlichen Züchtung" zur „Rassenhygiene" und „Wiederverordnung". Begriffsgeschichtliche Untersuchungen zur Interpretation des Darwinismus* — In: Studien zur Germanistik 1995 (Jg. 3), S. 163-186.
- Steinecke, Hartmut: *Von zwei deutschen Literaturen zu einer Literatur? Bemerkungen zu einigen Entwicklungen vor und nach der Wende.* — In: *JuG* 1995, S. 13-29.
- *Studien zur zweisprachigen Lexikographie deutsch-ungarisch I.* (Hrsg. Bernáth, Csilla) Szeged: JATE 1995 (= Acta Germanica 5)
- Sturm, Eva: *Das deutsche Passiv und seine Entsprechungen im Ungarischen.* — In: *Hungarológia* 8/1995, S. 109-207.
- Szablyár, Anna: *A tudományosan megalapozott és a tanári pályára valóban felkészítő nyelvtanárképzésről* [Über eine wissenschaftlich fundierte und praxisorientierte Fremdsprachenlehrerausbildung.] — In: *IV. Alkalmazott Nyelvészeti Konferencia,* Budapest: Műszaki Egyetem 1994, S. 239-246.*
- Szablyár, Anna: *Dreijährige Deutschlehrerausbildung. Curriculumentwicklung an der Eötvös-Loránd-Universität Budapest.* — In: *Fremdsprache Deutsch. Sondernummer: Neue Wege in der Deutschlehrerausbildung* 1994, S. 27-30.*

- Szablyár, Anna: *„Ein Volk hat nicht nur die Regierung, sondern auch die Lehrer, die es verdient ..." Für eine wissenschaftlich fundiertes und praxisorientiertes Lehrerstudium.* — In: *Curriculumevaluation der Deutschlehrerausbildung aus didaktischer Sicht.* (S. o.) S. 53-61.*
- Szablyár, Anna: *Tanítási és tanulási célok a nyelvoktatásban a rendszerváltozás után.* [Lehr- und Lernziele im Fremdsprachenunterricht nach der Wende.] — In: *IV. Alkalmazott Nyelvészeti Konferencia,* Budapest: Műszaki Egyetem 1994, S. 52-58.*
- Szablyár, Anna: *Zur Problematik der regionalen Lehrbücher des Deutschen in Ungarn.* — In: *JuG* 1995, S. 179-192.
- Szabó, János: *Hans Habe — ein Österreicher, ein Ungar, ein Deutscher oder ein Amerikaner? Ein Schriftsteller?* — In: *Nicht (in, aus, über, von) Österreich. Zur österreichischen Literatur, zu Celan, Bachmann, Bernhard und anderen.* (Hrsg. Lichtmann, Tamás unter Mitw. v. Fanta, Walter) Frankfurt a. M. - Berlin - Bern - New York - Paris - Wien: Lang 1995, S. 303-319.(= Debrecener Studien zur Literatur 1)
- Szabó, János: *Das letzte Blatt. Aus dem Notizbuch eines Germanisten.* [Als Nekrolog]. — In: *Neue Zeitung* 40/1995 (Jg. 39), S. 5.
- Szamuely, Tamás: *Fuor del mar ho un mar in seno.* — In: *Jelenkor* 1/1995 (Jg. 38), S. 79-84. Über Theodor Storm.
- Szatmári, Petra: *„Ostdeutscher" Wortschatz nach der Wende.* — In: *DUfU* 2/1995, S. 41-45.
- Szatmári, Petra: *Urlauben werbegetrommelt. (Verbszene immer wieder aktuell).* — In: *DUfU* 3/1995, S. 35-38.
- Szász, Ferenc: *„Változtasd meg élted!" — igen, de hogyan? Értjük vagy félreértjük Rilke Apollo-szonettjét?* [Du mußt dein Leben ändern!" — ja, aber wie? verstehen oder mißverstehen wir Rilkes Apollo-Sonett?]. — In: *Holmi* 12/1995 (Jg. 7), S. 1741-1748.
- Szendi, Zoltán: *Die doppelte Optik von Versteck- und Entlarvungsspiel. Zur Funktion der mythischen Parallelen in Thomas Manns Novelle „Der Tod in Venedig".* — In: *JuG* 1995, S. 31-44.
- Szendi, Zoltán: *Das Ich und seine nahen Verwandten. Zu Thomas Bernhards autobiographischem Zyklus.* — In: *Nicht (aus, in, über, von) Österreich. Zur österreichischen Literatur, zu Celan, Bachman, Benhard und anderen.* (Hrsg. Lichtmann, Tamás unter Mitw.v. Fanta, Walter). Frankfurt a. M. - Berlin - Bern - New York - Paris - Wien: Lang 1995, S. 197-206.(= Debrecener Studien zur Literatur 1)
- Szendi, Zoltán: *Die Psychologie des „bösen Gewissens". Thomas Mann: Der Bajazzo.* — In: *Studien zur Germanistik* 1995 (Jg. 3), S. 7-33.
- Szendi, Zoltán: *Zur Funktion der narrativen Elemente in den „Ungarn-Gedichte" Lenaus.* — In: *Anastasius Grün und die politische Dichtung Österreichs in der Zeit des Vormärz* (Hrsg. Janko, Anton, Schwob, Anton) München 1995, S. 169-177.
- Székely, Gábor: *A német kulturához való viszony. Dimenziók* [Die Beziehung zur deutschen Kultur. Dimensionen] — In: *Felső-Magyarországi Szemle* 1/1995, S. 43-59.
- Szigeti, Imre: *Argumente für ihre Vererbung (Zur Argumentvererbung der deutschen NPs).* — In: *Sprachtheorie und germanistische Linguistik.* (Hrsg. Kertész, András). 2/1995, S. 80-96.
- Szigeti, Imre: *Argumentsruktur, Dependenz und die Struktur der NP im Deutschen und im Ungarischen.* — In: *Sprachtheorie und germanistische Linguistik.* (Hrsg. Kertész, András) Bd. 2/1995, S. 45-79.
- Szigeti, Imre: „Syntaktische 'Hauptsatzphänomene' in Nebensätzen. Vorkommen, syntaktische und pragmatische Deutung." — In: Ágel, Vilmos - Rita, Brdar-Szabó, Hrsg. (1995), S. 149-165.
- Tamás, Attila: *Zur Literaturgeschichtsschreibung von Julius von Farkas — im Hinblick auf seine regionalistische Sicht.*— In: *Berliner Beiträge zur Hungarologie* Bd. 8/1995, S. 19-35.
- Tandori, Dezső: *„Melzer unokaöccse" (Heimito von Doderer: Die Strudlhofstiege)* [Melzers Neffe] — In: *Európai Szemle* 2/1995 (Jg. 6), S. 81-85.

- Tarnai, Andor: *Handschriftliche Quellen zu österreichisch-ungarischen Beziehungen seit dem Mittelalter in Budapester Bibliotheken.* — In: *Ex libris et manuscriptis. Quellen, Editionen zur österreichischen und ungarischen Geistesgeschichte.* (Hrsg. Németh, István - Vizkelety, András). Budapest - Wien: Akadémiai Kiadó - Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 1994, S. 9-14.*
- Thiering, Etelka: *Umweltschutz im Deutschunterricht.* — In: *DUfU* 2/1995, S. 70-73.
- Timár, Georg: *Wann schlief Franz Fühmann? Erinnerungen an meinen deutschen Schriftsteller-Freund.* — In: *Der neue Pester Lloyd* 38/1995 (Jg. 2), S. 9.
- Tóth, András: *Austriaca-Handschriften in der Budapester Universitätsbibliothek.* In: *Ex libris et manuscriptis. Quellen, Editionen zur österreichischen und ungarischen Geistesgeschichte.*(Hrsg. Németh, István - Vizkelety, András) Budapest - Wien: Akadémiai Kiadó - Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 1994, S. 37-44.*
- Vágyi, Vata: *Betrachtungen zum Stellenwert der Paraphrasen bei der Beschreibung von Genitivattributen.* — In: *Studien zur Germanistik.* 1995 (Jg. 3), S. 187-192.
- Varga-drewnowska, Ewa: *Ein methodisch-didaktisches Konzept für die Anwendung der Textlinguistik im Schreibunterricht für Germanistikstudenten.* — In: *IV. Országos Alkalmazott Nyelvészeti Konferencia.* Budapest 1994 Bd. 1, S. 91-99. (= Folia Practico-Linguistica 24, 1995)*
- Varga-Drewnowska, Ewa: *Ein textlinguistisches Instrumentarium im Aufsatzunterricht mit Germanistikstudenten.* — In: *DUfU* 3/1995, S. 39-50.
- Varga, Péter: *Das Ahasver-Motiv bei einigen ungarischen Dichtern des 19. Jahrhunderts.* — In: *Berliner Beiträge zur Hungarologie* Bd. 8/1995, S. 61-76.
- Varga, Péter: *Isaak Baer Levinsohn, der Mendelssohn von Rußland"*— In: *JuG* 1995, S. 195-207.
- Vater, Heinz: *Valenzpotenz und Valenzrealisierung im Deutschen.* — In: *JuG.* 1995, S. 147-165.
- Vizkelety, András: *A kert a középkori irodalomban* [Der Garten in der mittealterlichen Literatur] — In: *Pannonhalmi Szemle* 2/1995 (Jg. 3), S. 15-20.
- Vizkelety, András: *Mittelalterliche Handschriften aus Österreich in der Széchényi-Nationalbibliothek.* — In: *Ex libris et manuscriptis. Quellen, Editionen zur österreichischen und ungarischen Geistesgeschichte.* (Hrsg. Németh, István - Vizkelety, András) Budapest - Wien: Akadémiai Kiadó - Verlag der Österreichische Akademie der Wissenschaften 1994, S. 15-26.*
- Weinrich, Harald: *Grammatik und Gedächtnis.* — In: Ágel, Vilmos - Rita Brdar-Szabó, Hrsg. (1995), S. 69-78.
- Wesseler, Dieter: *Wieviel Kulturgeschichte verträgt die Landeskunde?* — In: *DUfU* 3/1995, S. 17-34.
- Wernitzer, Julianna: *Az osztrák irodalom Magyarországon (1980-1990)* [Die österreichische Literatur in Ungarn]. Übs. Glavina, Zsuzsa. — In: *Európai Szemle* 2/1995 (Jg. 6), S. 131-134.
- Weydt, Harald: *Über den Umgang mit Sprachmaterial in Grammatiken.* — In: Ágel, Vilmos - Rita Brdar-Szabó, Hrsg. (1995), S. 247-252.
- Winkler, Jean-Marie: *Zwischen Parodie und Zurücknahme: Thomas Bernhards „Der Ignorant" und der Wahnsinnige und Wolfgang Amadeus Mozarts „Die Zauberflöte"* — In: *Nicht (aus, in, über, von) Österreich. Zur österreichischen Literatur, zu Celan, Bachmann, Bernhard und anderen.* (Hrsg). Lichtmann, Tamás unter Mitw. v. Fanta, Walter). Frankfurt a. M. - Berlin - Bern - New York - Paris - Wien: Lang 1995, S. 229-240. (= Debrecener Studien zur Literatur 1)
- Zalán-Szablyár, Anna: *Lehr- und Lernziele im Fremdsprachenunterricht in Ungarn nach der Wende.* — In: *Sprachenpolitik in Mittel- und Osteuropa.* (Hrsg. R. Wodak - R. d. Cillia) Wien: Passagen Verlag 1995, S. 243-251.
- Zemb, Jean-marie: *Zur Kalkulierbarkeit der deutschen Grammatik.* — In: Ágel, Vilmos - Rita Brdar-Szabó, Hrsg. (1995), S. 213-221.

- Zifonun, Gisela: *Beitrag zur Podiumsdiskussion (1995). Grammatik — ja, aber meine.* — In: Ágel, Vilmos - Rita Brdar-Szabó, Hrsg. (1995), S. 253-260.
- Zweig, Stefan: *Erinnerungen an Theodor Herzl.* — In: *Der neue Pester Lloyd* 24/1995 (Jg. 2), S. 1., 9. Erstmals im *Pester Lloyd* am 25.06.1929.
- Zsigmond, Anikó: *Leben und Person der Marie von Ebner-Eschenbach.* — In: *JuG* 1995, S. 221-138.

Zusammengestellt von
Mária Rózsa
(Budapest)

Die Autoren des Bandes

Dr. Balogh, András
Germanistisches Institut der ELTE
Ajtósi-Dürer sor 19-21.
H-1146 Budapest
abalogh@isis.elte.hu

Dr. Bartha, Magdolna
Germanistisches Institut der ELTE
Ajtósi-Dürer sor 19-21.
H-1146 Budapest
bami@isis.elte.hu

Prof. Dr. Bernáth, Árpád
Institut für Germanische Philologie der JATE
Egyetem u. 2.
H-6722 Szeged

Dr. Brdar, Mario
Josip-Juraj-Strossmayer-Universität
Pädagogische Fakultät
Lorenza Jägera 9
HR-31000 Osijek

Dr. Canisius, Peter
Janus-Pannonius-Universität
Lehrstuhl für germanistische Sprachwissenschaft
Ifjúság útja 6.
H-7601 Pécs

Czigány, László
Barátság út 7. V./29.
H-2120 Dunakeszi

Domány, Judit
Fodor u. 88.
H-1124 Budapest

Dr. Dürscheid, Christa
Borrer Str. 13
D-50374 Erftstadt

Dr. Feld-Knapp, Ilona
Hűvösvölgyi út 86. I/4.
H-1021 Budapest

Dr. Finlay, Frank
Department for Modern Languages
Bradford University
GB-BD7 1DP West Yorkshire

Fleischer, Gundula Ulrike
Universitatea Babeş-Bolyai
Facultatea de Litere
Catedra de Germană
str. Horea nr. 31
RO-3400 Cluj

Dr. Földes, Csaba
Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur
der Universität Veszprém
Füredi u. 2.
H-8201 Veszprém

Folly, Katalin
Paulini u. 6.
H-8315 Gyenesdiás

Gent, Uta
Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur
der Universität Veszprém
Füredi u. 2.
H-8200 Veszprém

Dr. Hetyei, Judit
Megyeri tér 12.
H-7623 Pécs

Horváth, Márta
Institut für Germanische Philologie der JATE
Egyetem u. 2.
H-6722 Szeged

Iker, Bertalan
Germanistisches Institut der ELTE
Ajtósi-Dürer sor 19-21.
H-1146 Budapest
lexikon@isis.elte.hu

Dr. Illés, László
Trombitás u. 27. II/3.
H-1026 Budapest

Dr. Kerekes, Gábor
Germanistisches Institut der ELTE
Ajtósi-Dürer sor 19-21.
H-1146 Budapest
kerg@isis.elte.hu

Klemm, László
Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur
der Universität Veszprém
Füredi u. 2.
H-8200 Veszprém

Klesics, Tünde
Csokonai u. 8. VII/25.
H-1193 Budapest

Dr. Knipf-Komlósi, Elisabeth
Germanistisches Institut der ELTE
Ajtósi-Dürer sor 19-21.
H-1146 Budapest
knipf@isis.elte.hu

Korencsy, Ottó
Germanistisches Institut der ELTE
Ajtósi-Dürer sor 19-21.
H-1146 Budapest

Dr. Kovács, Kálmán
Institut für Germanistik der KLTE
Egyetem tér 1.
H-4010 Debrecen

Dr. Kurdi, Imre
Germanistisches Institut der ELTE
Ajtósi-Dürer sor 19-21.
H-1146 Budapest
kurdi@isis.elte.hu

Prof. Dr. Mádl, Antal
Germanistisches Institut der ELTE
Ajtósi-Dürer sor 19-21.
H-1146 Budapest
amadl@isis.elte.hu

Mangasser-Wahl, Martina
Universität des Saarlandes, FR 8.1 Germanistik
Postfach 15 11 50
D-66041 Saarbrücken
m.mangasser@rz.uni-sb.de

Molnárfi, László
Rőzse köz 3.
H-1125 Budapest

Péteri, Attila
Germanistisches Institut der ELTE
Ajtósi-Dürer sor 19-21.
H-1146 Budapest
peteri@isis.elte.hu

Rácz, Gabriella
Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur
der Universität Veszprém
Füredi u. 2.
H-8200 Veszprém

Radek, Tünde
Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur
der Universität Veszprém
Füredi u. 2.
H-8200 Veszprém

Dr. Rózsa, Mária
Széchényi Nationalbibliothek
H-1827 Budapest

Prof. Dr. Steinecke, Hartmut
Universität Gesamthochschule Paderborn
Warburgerstr. 100
D-33098 Paderborn

Dr. Szász, Ferenc
Germanistisches Institut der ELTE
Ajtósi-Dürer sor 19-21.
H-1146 Budapest

Szathmári, Petra
Pädagogische Hochschule Berzsenyi Dániel
Deutscher Lehrstuhl
Berzsenyi Dániel tér 2.
H-9700 Szombathely

Takács-Orosz, Katalin
Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur
der Universität Veszprém
Füredi u. 2.
H-8200 Veszprém

Újvári, Hedvig
Szabadság u. 124.
H-2085 Pilisvörösvár

Dr. Uzonyi, Pál
Pädagogische Hochschule der Loránd-Eötvös-Universität
Deutscher Lehrstuhl
Kazinczy u. 23-27.
H-1075 Budapest

V. Szabó, László
Jókai Mór u. 3b 15
H-8192 Hajmáskér

Wolter, Anke
Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur
der Universität Veszprém
Füredi u. 2.
H-8200 Veszprém

Leltár 2007-2008